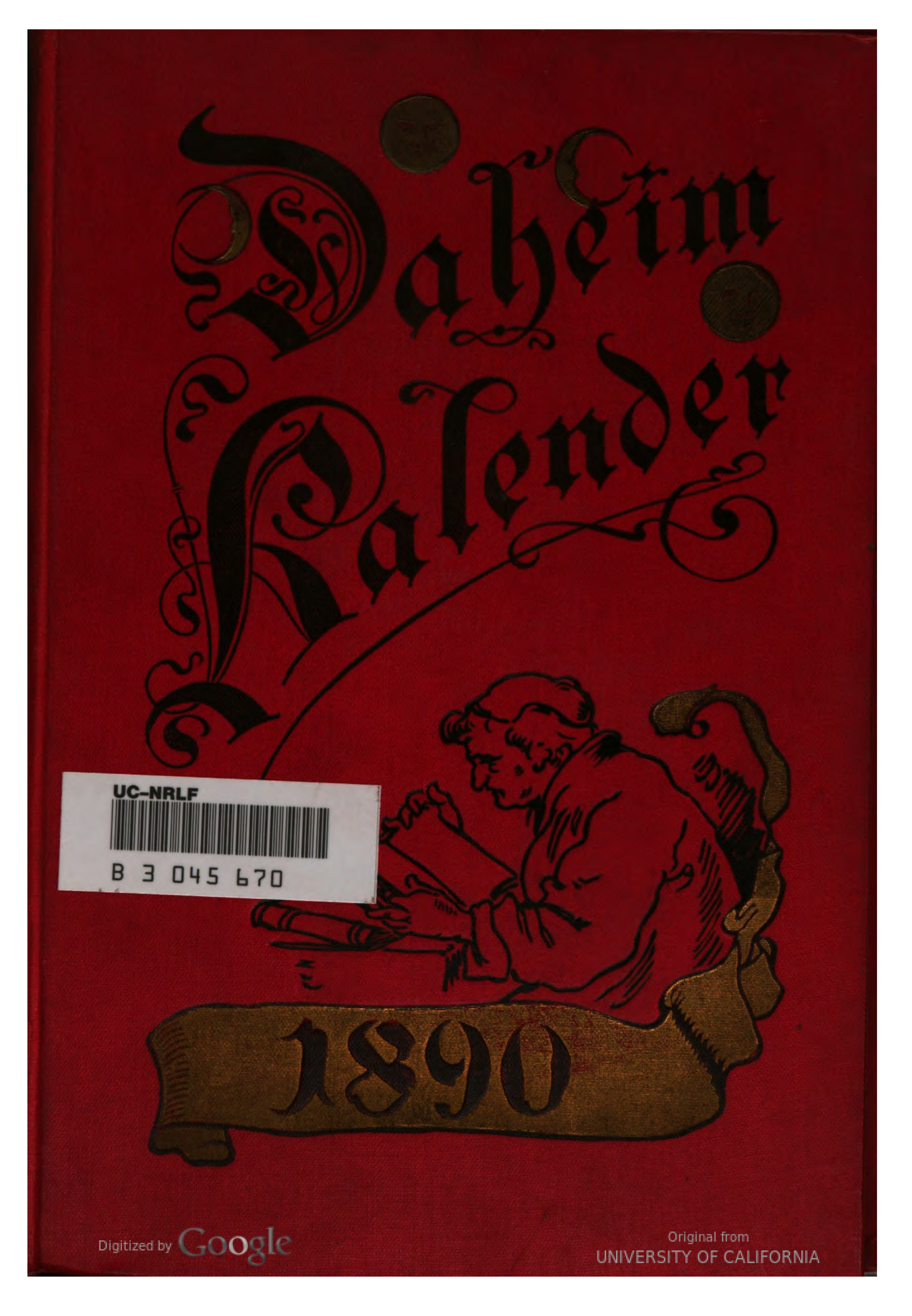
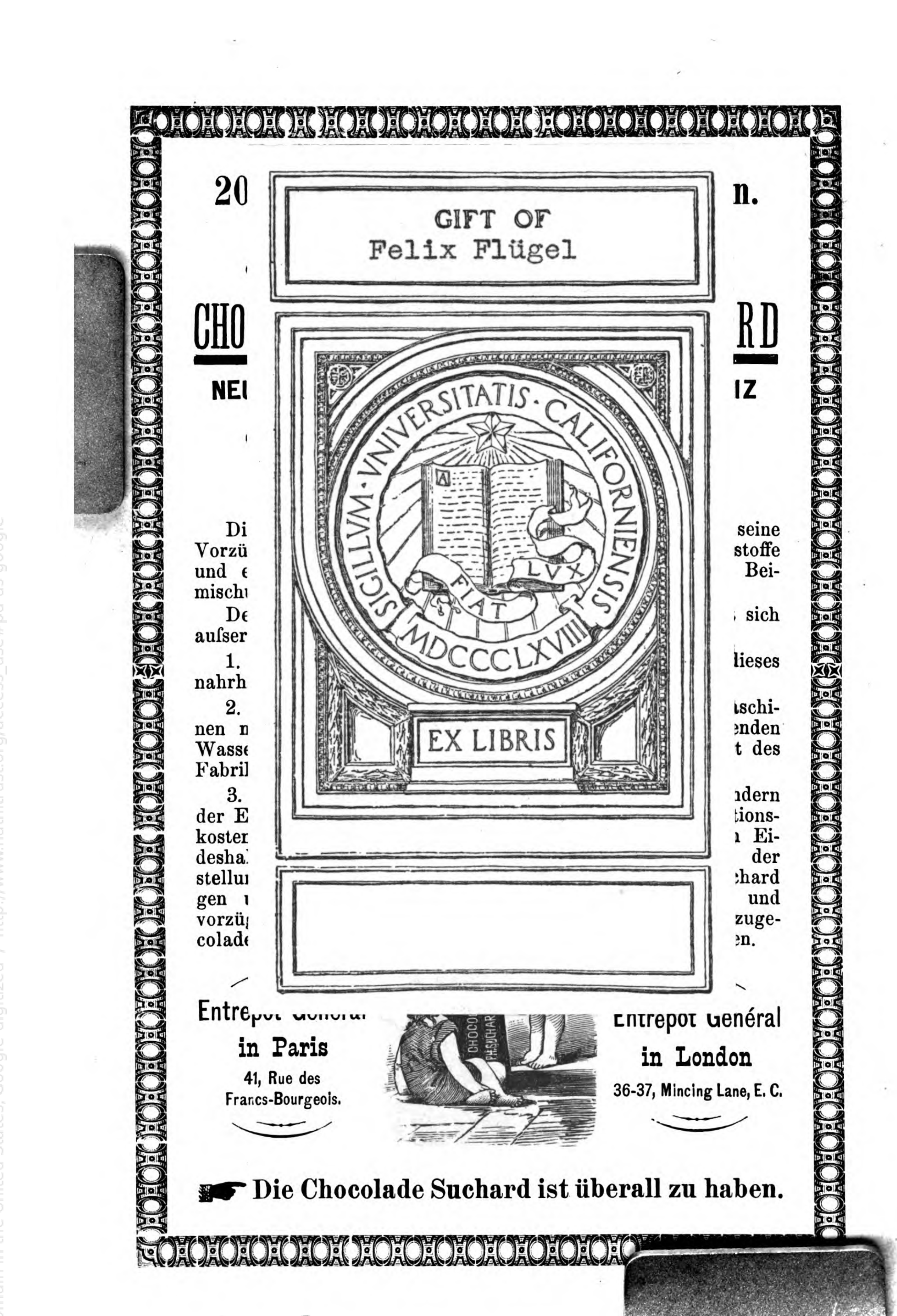

Daheim Kalender
1890


GIFT OF
Felix Flügel
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
in Paris
41, Rue des
Francs-Bourgeois.
Entrepot Général
in London
36-37, Mincing Lane, E. C.
Die Chocolade Suchard ist überall zu haben.

Für die Käufer dieses Kalenders, welche auch die noch vorhandenen früheren Jahrgänge 1884—1889 zu besitzen wünschen (die Jahrgänge 1872—1883 sind gänzlich vergriffen), haben wir dieselben im Preise ermäßigt, und erlassen, soweit der Vorrat reicht,

jeden Jahrgang für 50 Pf.

(statt für 1 M. 50 Pf.).

Jedoch sind die Buchhandlungen bei diesen Preisen nur im stande, gegen bare Zahlung zu liefern.

Dieser Zettel kann auf der Rückseite zu Bestellungen benutzt werden, welche von allen Buchhandlungen ausgeführt werden.

Die Verlagshandlung des Daheim-Kalenders:
Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.





Fröhlicher Morgen. Von Werner Zehme.

Daheim

für das Deu[illegible]

auf

das Gemeinjahr

1880

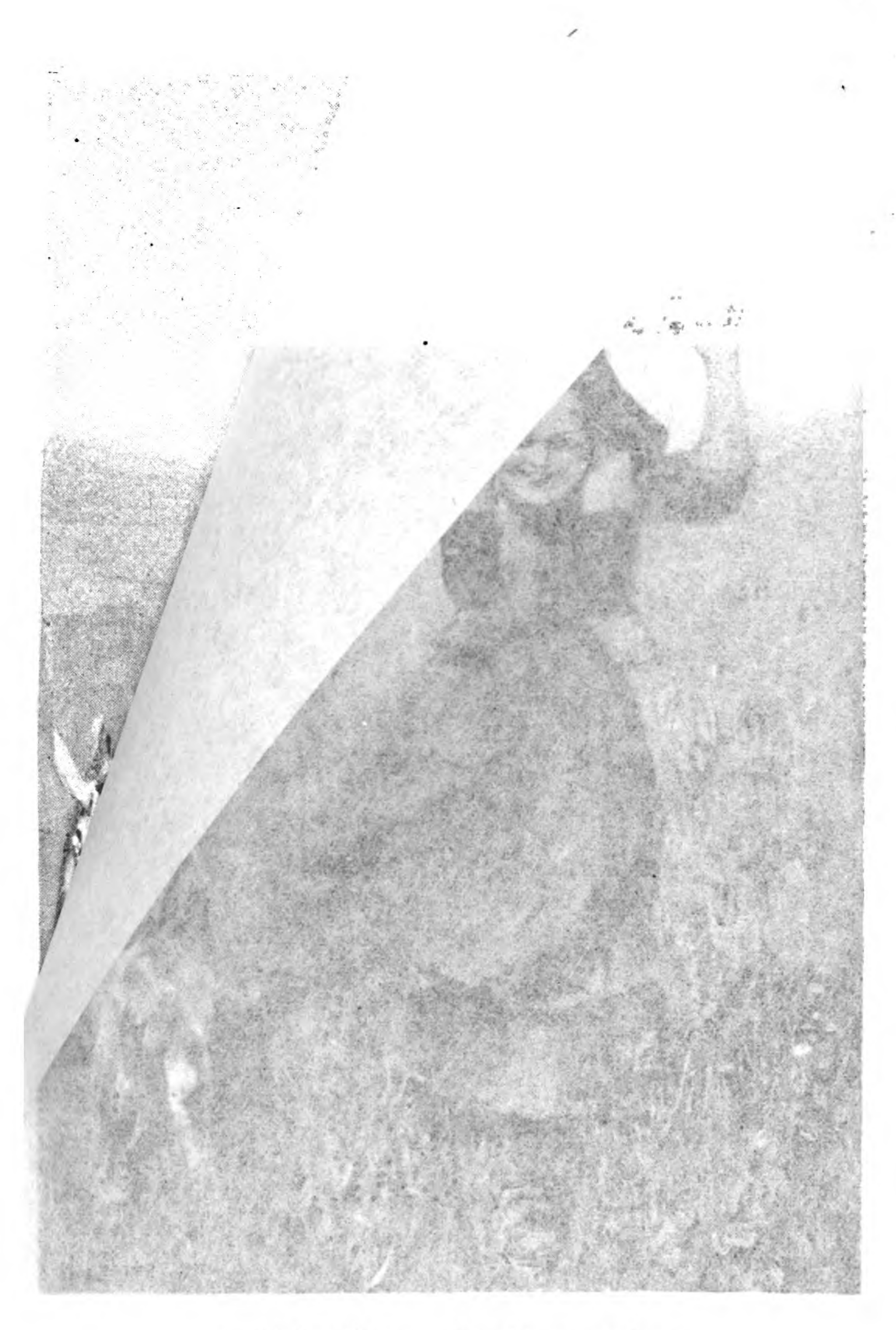
Herausgegeben

von der Redaktion des Daheim



Bielefeld und Leipzig

Verlag von [illegible]lhagen & [illegible]



Fröhlicher Morgen. Von Werner Zehme

Daheim-Kalender

für das Deutsche Reich

auf

das Gemeinjahr

1890

Herausgegeben
von der Redaktion des Daheim



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

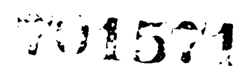


Die astronomischen Angaben sind nach der Länge und Breite der Sternwarte von Berlin.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.



Inhalt.





Inhalt.




1890
Jahreszeiten.
Grüner Frühling kehret wieder,
Bringt uns Blüten ohne Zahl,
Und sein fröhliches Gefieder
Jauchzt in Wald und Wiesenthal,
Jubelt ob dem Saaten=
feld:
O, wie herrlich ist die
Welt!

Goldner Sommer, da im Bogen
Hoch die Sonne glänzend geht,
Und mit windbewegtem Wogen
Sanftes Flüstern heimlich weht
Durch das reife Ährenfeld:
O, wie herrlich ist die Welt!

Brauner Herbst, wo Früchte drängen
Sich im Garten und im Wald,
Wo von sanften Rebenhängen
Froh das Lied der Winzer schallt
Über das geleerte Feld:
O, wie herrlich ist die Welt!

Weißer Winter — schneeverhangen
Liegt die Welt in stillem Traum,
In demantnem Glanze prangen
Wald und Wiese, Busch und Baum,
Und im Silberschein das Feld:
O, wie herrlich ist die Welt!

Ob der Frühling grünt und blühet,
Sommer steht in goldnem Kleid,
Ob der Herbst in Farben glühet,
Ob's im Winter friert und schneit —
Glücklich, wem es stets gefällt:
O, wie herrlich ist die Welt!

Heinrich Seidel.



Das Gemeinjahr 1890 ist seit

Erschaffung der Welt n. Calvisius das 5839ste	Einführung d. verbess. Kalenders das	190ste
Christi Tode . . . . „ 1857 „	Erfindung der Buchdruckerkunst . „	450 „
Zerstörung Jerusalems . . . „ 1820 „	Luthers Reformation . . . . „	373 „
Einführung d. Julian. Kalenders „ 1935 „	Übergabe der Augsb. Konfession „	360 „
„ „ Gregor. „ „ 308te	Konstit. d. neuen Deutsch. Kaiserr. „	19te

Die griechische Kirche (Russen, Griechen, Rumänen) rechnet noch nach dem julianischen Kalender (dem alten Stil) und zwar mit dem Unterschiede, daß die Russen nach unserer Weise zählen und das 1890. Jahr mit ihrem 1., unserm 13. Jan., beginnen, die andern Anhänger der griech. Kirche aber ihre Jahre nach der sogen. byzantinischen Ära zählen, in der das 7398. Jahr mit dem 1. Sept. alten oder dem 13. Sept. neuen Stils unsres 1889. Jahres beginnt.

Die Juden beginnen ihr 5650. Jahr (1. Tischri) mit dem 26. September 1889. — Die im „Jüdischen Kalender“ mit † bezeichneten Feste werden streng gefeiert.

Die Moslemin (die Anhänger Mohammeds) beginnen am 28. Aug. 1888 ihr 1307. und am 17. Aug. 1890 ihr 1308. Jahr nach der Flucht Mohammeds.

Chronolog. Kennzeichen d. J.

Güldene Zahl . .	10	Römer Zinszahl	3
Epakte	IX	Sonntagsbuchstabe	E
Sonnenzirkel . .	23	Ostersonntag 6. April	

Ostertabelle.

1891 . .	29. März	1894 . .	25. März
1892 . .	17. April	1895 . .	14 April
1893 . .	2. April	1896 . .	5. April

Besondere Zeichen und Abkürzungen.

U. Uhr.	☌ Zusammenkunft.	☿ Merkur (Mittwoch).	♃ Jupiter (Donnst.)
M. Minute.	☉ Sonne (Sonntag).	♀ Venus (Freitag).	♄ Saturn (Sonnab.)
St. Stunde.	☾ Mond (Montag).	♂ Mars (Dienstag).	♅ Uranus.

♈ Zeichen des Widders.	♌ Zeichen des Löwen.	♐ Zeichen des Schützen.
♉ „ „ Stiers.	♍ „ der Jungfrau.	♑ „ „ Steinbocks.
♊ „ der Zwillinge.	♎ „ „ Wage.	♒ „ „ Wassermanns.
♋ „ des Krebses.	♏ „ des Skorpion.	♓ „ der Fische.

Die Auf- und Untergänge des Mondes

sind selbstverständlich nur dann angeführt, wenn sie sich zur Nachtzeit ereignen. Die in der betreffenden Spalte befindlichen Ausdrücke: „A.V.“, „A.N.“, „U.V.“, „U.N.“ bedeuten: Aufgang vormittags (zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang), Aufgang nachmittags (zwischen Sonnenuntergang und Mitternacht), Untergang vormittags, Untergang nachmittags und gelten für die darauffolgenden Uhrzeiten. Findet z. B. am 1. Tage eines Monats kurz vor Mitternacht ein Auf- oder Untergang statt, so kann der nächste Auf- oder Untergang erst am 3. Tage bald nach Mitternacht stattfinden, da von einem Aufgang (oder Untergang) zum andern durchschnittlich die Zeit von 24 St. 50 M. verstreicht; der zwischenliegende 2. Tag würde daher die für die folgenden Tage geltenden Ausdrücke A. V. (oder U. V.) enthalten.

Anfang der Jahreszeiten.

Frühling den 20. März 1890 4 U. nachmitt.	Herbst den 23. September 1890 3 U. morg.
Sommer den 21. Juni 1890 1 U. nachmitt.	Winter den 21. Dezember 1890 10 U. abds.

Finsternisse.

Im Jahre 1890 werden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondfinsternis stattfinden, von denen in unsern Gegenden jedoch nur die erste Sonnenfinsternis sichtbar sein wird.

Die erste Sonnenfinsternis ist eine ringförmige und findet am 17. Juni in den Vormittagsstunden statt. Sie wird in Asien, mit Ausschluß des Nordostens, in Europa und der nördlichen Hälfte Afrikas zu sehen sein. In Berlin, wo sie um 9 Uhr 22 Minuten vormittags beginnt und um 11 Uhr 51 Minuten vormittags endet, wird sie nur als partielle Finsternis sichtbar sein.

Die Mondfinsternis ist eine partielle und ereignet sich am 26. November nachmittags von 2 bis 3 Uhr. Sie wird im großen Ozean, in Australien und in Asien, mit Ausschluß von Kleinasien und Arabien zu sehen sein.

Die zweite Sonnenfinsternis ist eine ringförmige bezw. totale und findet am 12. Dezember morgens von 1½ bis 6½ Uhr statt Sie wird in Neu-Seeland, auf dem größeren Teile Australiens, im indischen Ozean und in den südlichen Polargegenden, bei ihrem Beginn auch teilweise auf Madagaskar sichtbar sein.



Januar 1890.

Datum	und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
	1. Woche.	Von der Beschneidung Christi. Luk. 2, 21.		
1	Mittwoch	**Neujahr**	**Neujahr**	Der Herr behüte deinen Eingang. Ps. 121, 8.
2	Donnerst	Abel	Odilio	Wer geduldig ist, ist weise. Spr. 14, 29.
3	Freitag	Gordius	Genovefa	Befiehl dem Herrn deine Wege. Ps. 37, 5.
4	Sonnab.	Titus	Titus	Aus Ägypten habe ich m. Sohn geruf. Matth. 2, 15.
	2. Woche.	Von Christi Flucht nach Ägypten. Matth. 2, 13—23.		
5	Sonntag	**nach Neujahr**	**n. Neujahr**	Bei dem Herrn findet man Hilfe. Ps. 3, 9.
6	Montag	**Ersch. Christi***	**Hl. 3 Könige**	Er leitet uns wie die Jugend. Ps. 48, 15.
7	Dienstag	Widukind	Reinold	Der Herr ist meines Lebens Kraft. Ps. 27, 1.
8	Mittwoch	Severinus	Gudula	Der Wandel sei ohne Geiz. Hebr. 13, 5.
9	Donnerst	Kathar. Zell	Julian	Schicket euch in die Zeit. Eph. 5, 16.
10	Freitag	Paulus Eins.	Paul Eins.	Ehre, dem die Ehre gebühret. Röm. 13, 7.
11	Sonnab.	Fructuosus	Hygimus	Jesus nahm zu an Gnade bei Gott. Luk. 2, 52.
	3. Woche.	Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 41—52.		
12	Sonntag	**1. n. Epiph.**	**1. n. Epiph.**	Liebet eure Feinde. Luk. 6, 27.
13	Montag	Hilarius	Hilarius	Seid fröhlich in Hoffnung. Röm. 12, 12.
14	Dienstag	Felix v. Nola	Felix	Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Hiob 19, 25.
15	Mittwoch	Jos. v. Beaski	Maurus	Stärke uns den Glauben. Luk. 17, 5.
16	Donnerst	G. Spalatin	Marcellus	Der Herr kennet die Seinen. 2. Tim. 2, 19.
17	Freitag	Antonius	Antonius	Jauchzet dem Herrn alle Welt. Ps. 100, 1.
18	Sonnab.	J. Blackader*	Prisca	Das Gebot ist eine Leuchte. Spr. 6, 23.
	4. Woche.	Von der Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1—11.		
19	Sonntag	**2. n. Epiph.**	**Nam. Jesu**	Was er euch saget, das thut. Joh. 2, 5.
20	Montag	Sebastianus	Fab. Seb.	Wer glaubet, der fliehet nicht. Jes. 28, 16.
21	Dienstag	Agnes	Agnes	Mein Joch ist sanft. Matth. 11, 30.
22	Mittwoch	Vicentius	Vizenz	Bittet, so wird euch gegeben. Matth. 7, 7.
23	Donnerst	Jesaias	Emerentia	Die Liebe ist langmütig. 1. Kor. 13, 4.
24	Freitag	Timotheus*	Timotheus	Richtet nicht. Luk. 6, 37.
25	Sonnab.	**Pauli Bek.**	**Pauli Bek.**	Suchet, was droben ist. Kol. 3, 1.
	5. Woche.	Vom Aussätzigen und Gichtbrüchigen. Matth. 8, 1—13.		
26	Sonntag	**3. n. Epiph.**	**3. n. Epiph.**	Ich will es thun, sei gereinigt. Matth. 8, 3
27	Montag	Chrysost.*	Joh. Chrys.	Hütet euch vor den Abgöttern. 1. Joh. 5, 21.
28	Dienstag	Karl d. Gr.*	Karl d. Gr.	Bei Gott ist meine Ehre. Ps. 62, 8.
29	Mittwoch	Juv. u. Max	F. v. Sales	Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. Spr. 14, 34.
30	Donnerst	H. Müller	Adelgunde	Sein Gebot ist das ewige Leben. Joh. 12, 50
31	Freitag	Hans Sachs	Ludovika	Geben ist seliger, denn Nehmen. Apg. 20, 35.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 6. Kirchliche Feier in Sachsen (Hohenneujahr). — 18. (1701) Krönungstag in Preußen. (1871) Wiederherstellung des deutschen Reichs. — 24. Bußtag in Württemberg. — 27. Geburtstag des deutschen Kaisers. — 28. Namenstag des Königs von Württemberg.

Kommerzieller Kalender. 2. Messe in Leipzig.

Russischer Kalender. 1. Jan. = 20. Dez. 1889 russ. — 6. Jan. Weihnachtsfest. — 13. Jan. = 1. Jan. russ. — 18. Jan. Ersch. Christi.

Jüdischer Kalender. 2. Jan. = 10. Tebet 5650 Fasten, Belagerung Jerusalems. — 22. Jan. = 1. Schebat.

Jan.	Tageslänge St. M.	Nachtlänge St. M.
1	7 41	16 19
6	7 48	16 12
11	7 58	16 2
16	8 10	15 50
21	8 24	15 36
26	8 39	15 21



Traur. Beginn – Alfred! 5. u. 6. in Siebenlehn mit Anna
12. Jan. Dr. Ernst Schmidt nach D.; Operation ohne Erfolg.
18. " Prof. G. Florenz nach D.; 20. 6. bis
22. Jan. 9. früh Alfreds Tod! welche Worte niederzuschreiben –

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Gartenarbeiten. Die frostfreien Tage zum Rigolen benutzt: die draußen eingeschlagenen Gemüse und die in Kästen überwinternden Pflanzen nachgesehen, alles faulige entfernt. Bei mildem Wetter abgedeckt, nachts stets wieder zu. Obstbäume von Raupennestern befreit (samt den Ästchen, an denen sie sitzen, abschneiden und verbrennen!). Kronen der Bäume, Stachel- und Johannisbeerbüsche ausgedünnt, die abgestorbenen Zweige abgesägt. Samenbestellungen! (nur Primasorten!). — Die Pflanzen im Überwinterungszimmer bedürfen außer Lüften und wenig Gießen keiner Pflege. Ende Januar Anlegen der ersten Mistbeete zur Aussaat von Sellerie, Porree und schwertreibendem Blumensamen, sowie zum Treiben von Blumenkohl (0,35 im Verband gesetzt), Gurken (2 Pflanzen auf 1 Fenster), Spargel, Salat, Radies. — Viel frische Luft, — in den Radiesbeeten auch nachts!

Im **Haushalt** werden, da die Tage länger werden und meist heiter sind, manche Arbeiten mit Näh- und Stopfnadel nachzuholen sein, welche die Weihnachtsarbeiten in den Hintergrund treten ließen. Auch Schneidertage sind gewöhnlich zu verzeichnen, da die Stoffe von Weihnachten verarbeitet werden sollen. Manches wird zu ordnen sein, was durch die Festwoche aus dem Gleis gekommen. Für die Küche liefert der Januar außer dem Fleisch der Haustiere: Haar- und Federwild: Damhirsch, Gemse, Hase, Kaninchen, Rehbock, Rothirsch und Wildschwein; — Auerhahn und -henne, Bekassinen, Birkhuhn, Drosseln, Ente, Fasan, Hasel-, Schnee- und Steinhuhn, Schnepfe, Trappe, Wachteln; — See- und Süßwasserfische: Aal, Barbe, Barsch, Bleie, Brasse, Dorsch, Hecht, Karpfen, Languste, Schellfisch, Schleie, Scholle, Seezunge, Steinbutt, Turbot, Zander; — fette Kapaunen und Poularden aus Steiermark, der Bretagne und Normandie, Enten, Gänse, Puter. Gemüse: Teltower Rüben, italienischer Blumenkohl, neben Sauerkraut und den einheimischen Kellergemüsen. — Winteräpfel und -birnen, eingemachte Früchte, Malagatrauben geben das Dessert.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		8.13	3.54	U. V.
2		8.13	3.56	4.25
3		8.13	3.57	5.34
4		8.13	3.58	6.39
5		8.13	3.59	7.37
6		8.12	4. 0	A. N.
7		8.12	4. 2	5. 9
8		8.11	4. 3	6.14
9		8.11	4. 5	7.22
10		8.10	4. 6	8.32
11		8. 9	4. 7	9.43
12		8. 9	4. 9	10.54
13		8. 8	4.10	A. V.
14		8. 7	4.12	12. 7
15		8. 6	4.14	1.23
16		8. 5	4.15	2.43
17		8. 4	4.17	4. 6
18		8. 3	4.19	5.29
19		8. 2	4.20	6.46
20		8. 1	4.22	U. N.
21		8. 0	4.24	4.55
22		7.59	4.26	6.23
23		7.58	4.27	7.50
24		7.56	4.29	9.13
25		7.55	4.31	10.33
26		7.54	4.33	11.49
27		7.52	4.35	U. V.
28		7.51	4.37	1. 3
29		7.49	4.38	2.15
30		7.48	4.40	3.25
31		7.46	4.42	4.31

Mondsviertel.

Vollmond 6. Jan. 6 U. 30 M. morg.

Letztes Viertel 14. Jan. 7 U. 26 M. morg.

Neumond 21. Jan. 12 U. 42 M. morg.

Erstes Viertel 27. Jan. 9 U. 10 M. abds.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in den ersten Tagen des Monats abends sichtbar, dann unsichtbar.

Venus ist in diesem Monate unsichtbar.

Mars geht Anfang Januar um 2 Uhr, Ende um 1¾ Uhr morgens auf.

Jupiter ist in diesem Monate unsichtbar.

Saturn geht Anfang Januar um 8½ Uhr, Ende um 6½ Uhr abends auf.

Februar 1890.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Sonnab.	Ignatius	Brigitta	Die Liebe sei nicht falsch. Röm. 12, 9.
	6. Woche.	Von den Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16.		
2	Sonntag	**Sept. M. Rein.**	**Lichtmeß**	Die Letzten werden die Ersten sein. Matth. 20, 16.
3	Montag	Anschar	Blasius	Deine Gnade ist mein Trost. Ps. 109, 21.
4	Dienstag	Rabanus	Veronika	Furcht ist nicht in der Liebe. 1. Joh. 4, 18.
5	Mittwoch	Spener*	Agatha	Ziehet an den Harnisch Gottes. Eph. 6, 11.
6	Donnerst	Amandus	Dorothea	Die Befehle des Herrn sind richtig. Ps. 19, 9.
7	Freitag	G. Wagner	Rembertus	Ich bin das A und das O. Offb. 1, 8.
8	Sonnab.	Mar. Andreä	Anscharius	Laß dir an meiner Gnade genügen. 2 Kor. 12, 9.
	7. Woche.	Von viererlei Acker. Luk. 8, 4—15.		
9	Sonntag	**Sexagesimä**	**Sexagesimä**	Der Same ist das Wort Gottes. Luk. 8, 11.
10	Montag	Oetinger	Scholastika	Gott war in Christo. 2. Kor. 5, 19.
11	Dienstag	St. Victor	Desiderius	Sorget nicht. Matth. 6, 25.
12	Mittwoch	Joh. Grey	Eulalia	Aus Gnaden seid ihr selig geworden. Eph. 2, 8.
13	Donnerst	C. Schwartz	Gil., Ben.	Ich bin das Brot des Lebens. Joh. 6, 48.
14	Freitag	Br. v. Querf.	Valentia	Ich will euer Vater sein. 2. Kor. 6, 18.
15	Sonnab.	Jak. v. Loh	Faustine	Betet ohne Unterlaß. 1. Theff. 5, 17.
	8. Woche.	Jesus verkündet sein Leiden. Luk. 18, 31—43.		
16	Sonntag	**Estomihi**	**Estomihi**	Sehet, wir gehn hinauf n. Jerusalem. Luk. 18, 31.
17	Montag	P. Hamilton	Benigus	Ein freundlich Wort erfreuet. Spr. 12, 25.
18	Dienstag	**Fastnacht**	**Fastnacht**	Seid männlich und seid stark. 1. Kor. 16, 13
19	Mittwoch	**Aschermittw.***	**Ascherm.**	Du, Gott, erhörest Gebet. Ps. 65, 3.
20	Donnerst	Sadoth	Eucherius	Recht muß doch Recht bleiben. Ps. 94, 15.
21	Freitag	Meinrad*	Fel. B., El.	Bleibet in mir und ich in euch. Joh 15, 4.
22	Sonnab.	Didymus	Ptr. Sthlf.	Er erniedriget und erhöhet. 1. Sam. 2, 7.
	9. Woche.	Von Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.		
23	Sonntag	**Invocavit***	**Invocavit**	Du sollst anbeten Gott, dein. Herrn. Matth. 4, 10.
24	Montag	**Matth. Ap.**	**Matth. Ap.**	Gott, der Herr, ist meine Stärke. Jes. 12, 2.
25	Dienstag	B. Haller	Viktorinus	Ich liebe, die mich lieben. Spr. 8, 17.
26	Mittwoch	Ruderikus	**Quatember**	Herr, du erforschest mich. Ps. 139, 1.
27	Donnerst	M. Butzer	Just., Leon	Niemand kann zwei Herren dienen. Matth. 6, 24.
28	Freitag	J. v. M. Kor.*	Justus	Laß dich niemand verachten. Tit. 2, 15.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 5. Bußtag in Bentheim (Grafschaft). — 19. (bis 5. April mit Ausnahme der Sonntage) in Luxemburg. — 21. in Oldenburg und Sachsen-Meiningen. — 23. in Bayern, Kassel (ehem. bayrische Landesteile) und Württemberg. — 28. in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz.

Kommerzieller Kalender. 7. Messe in Braunschweig.

Russischer Kalender. 1. Febr. = 20. Jan. russ. — 13. Febr. = 1. Febr. russ. — 16. Febr. Anfang der Butterwoche. — 24. Febr. Anfang der großen Fasten.

Jüdischer Kalender. 21. Febr. = 1. Adar.

Februar	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	9	0	15	0
6	9	18	14	42
11	9	36	14	24
16	9	56	14	4
21	10	15	13	45
26	10	35	13	25



Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Im **Garten** bis Ende des Monats die Samen aller Kohlsorten, Sellerie, Porree und der Sommerblumen, so weit nötig, ins Mistbeet gesät. Die Warmhauspflanzen verpflanzt. An milden Tagen in abgetrocknetem Boden die ersten Beete angelegt. Das im Herbst umgegrabene Land nochmals tüchtig gelockert und fein geharkt. In Reihen von 10 Centimeter Abstand Möhren, Karotten, Schwarzwurzeln, Petersilie, Spinat (diesen auch breitwürfig) gesät. In schwerem Boden die Rillen mit Kompost oder sandiger Erde vollgefüllt. Die besäten Beete zum Schutz gegen die Vögel mit Reisern bedeckt. Erbsen (auf ein 1,25 Meter breites Beet zwei Reihen, 15 Centimeter vom Wege entfernt) und Puffbohnen gesät, die Erbsen mit Mennige gefärbt und tiefer als sonst gelegt. Schnittlauchstauden zerteilt und umgesetzt, Obstbäume und Sträucher gepflanzt und veredelt. Die Mistbeete stark lüften! Übrigens wie im Januar.

Für den **Haushalt** der Stadt, zumal den der höhergestellten, bedeutet dieser Monat den Höhepunkt der Wintersaison: Gesellschaften, Bälle, Diners. In Keller und Vorratskammer ist fleißig nach den Vorräten an Obst, Gemüse, Konserven zu sehen, daß nichts verdirbt, resp. schon angegangenes rasch verwendet wird. Zu den Produkten des Januar kommen hinzu: Lämmer, Spanferkel, frische Hühner- und Enteneier; Enten und Gänse sind nicht mehr zu empfehlen. Lachs (Salm) sehr gut. Kaviar, Hummern und Austern jetzt am vorzüglichsten. — Apfelsinen, Mandarinen, Schalmandeln, Datteln, Traubenrosinen. Im ganzen beginnt mit dem Februar eine deutlich bemerkbare Abnahme der Produkte; die Kellergemüse schrumpfen zusammen und verlieren an Wohlgeschmack; für die einfache Küche sind Hülsenfrüchte, getrocknete und eingemachte Gemüse das Vorzüglichste.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg U. M.
1		7.44	4.44	5.32
2		7.43	4.46	6.25
3		7.41	4.48	7. 9
4		7.39	4.50	A. N.
5		7.38	4.52	5.12
6		7.36	4.54	6.22
7		7.34	4.55	7.32
8		7.32	4.57	8.44
9		7.31	4.59	9.56
10		7.29	5. 1	11.10
11		7.27	5. 3	A. V.
12		7.25	5. 5	12 27
13		7.23	5. 7	1 46
14		7.21	5. 9	3 7
15		7.19	5.11	4.24
16		7.17	5.13	5.33
17		7.15	5.15	6.29
18		7.13	5.17	7.11
19		7.11	5.18	U. N
20		7. 9	5.20	6.42
21		7. 7	5.22	8. 6
22		7. 4	5.24	9.27
23		7. 2	5.26	10.44
24		7. 0	5.28	11.59
25		6.58	5.30	U. V.
26		6.56	5.31	1.12
27		6.54	5.33	2.21
28		6.51	5.35	3.25

Mondsviertel.

Vollmond 5. Febr. 2 U. 7 M. morg.

Letztes Viertel 12. Febr. 7 U. 44 M. abds.

Neumond 19. Febr. 11 U. 21 M. vorm.

Erstes Viertel 26. Febr. 3 U. nachm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.

Venus ist in diesem Monate unsichtbar.

Mars geht Anfang Februar um 1¾ U., Ende um 1 U. morgens auf.

Jupiter ist in diesem Monate unsichtbar.

Saturn ist während der ganzen Nacht sichtbar.

März 1890.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Sonnab.	Suidbert	Suib., Alb.	Euer Herz erschrecke nicht. Joh. 14, 1.
	10. Woche.	Vom kananäischen Weibe. Matth. 15, 21—28.		
2	Sonntag	**Reminiscere**	**Reminisc.**	Ja, Herr, aber doch! Matth. 15, 27.
3	Montag	Bathilde	Kunigunde	Gott hat uns berufen zur Heiligung. 1. Theſſ. 4, 7.
4	Dienstag	G. Wishart	Kaſimir	Ich bin der Herr, dein Arzt. 2. Moſ. 15, 26.
5	Mittwoch	Th. v. Aqu.	Friedrich	Freuet euch in dem Herrn. Phil. 3, 1.
6	Donnerst	Fridolin*	Perpetua	Siehe, das ist Gottes Lamm. Joh. 1, 29.
7	Freitag	Perpetua*	Thom. v. A.	Suchet mich, ſo werdet ihr leben. Amos 5, 4.
8	Sonnab.	Urſinus	Joh. d. Deo	Der Menſch prüfe ſich ſelbſt. 1. Kor. 11, 28.
	11. Woche.	Jeſus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14—28.		
9	Sonntag	**Oculi**	**Oculi**	Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich. Luk. 11, 23.
10	Montag	40 Märtyr.	40 Märt.	Nach dir, Herr, verlanget mich. Pſ. 25, 1.
11	Dienstag	Wilh. Hoſ.	Roſin, Eul.	Wir ſind der Verheißung Erben. Gal. 4, 28.
12	Mittwoch	Greg. d. Gr.*	**Mittfaſten**	Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöſet. Jeſ. 43, 1.
13	Donnerst	Ruderikus	Ernſt	Laßt uns ablegen die Sünde. Hebr. 12, 1.
14	Freitag	Mathilde	Mathilde	Wachet und betet. Matth. 26, 41.
15	Sonnab.	Cranmer	Longinus	Sei meine Zuverſicht in der Not. Jer. 17, 17.
	12. Woche.	Jeſus ſpeiſt 5000 Mann. Joh. 6, 1—15.		
16	Sonntag	**Lätare**	**Lätare**	Das iſt wahrlich der Prophet. Joh. 6, 14.
17	Montag	Particius	Gertrud	Diene Gott mit ganzem Herzen. 1. Chr. 28, 9.
18	Dienstag	Alexander	Cyrillus	Jetzt iſt der Tag des Heils. 2. Kor. 6, 2.
19	Mittwoch	Maria u. M.*	**Joſeph**	Ich habe dich je und je geliebet. Jer. 31, 3.
20	Donnerst	Am. v. Siena	Joachim	Siehe, ich ſtehe vor der Thür. Offb. 3, 20.
21	Freitag	Benediktus*	Benediktus	Er vergiebt dir alle deine Sünden. Pſ. 103, 3.
22	Sonnab.	v. d. Flüe*	Oktavian	Siehe, das iſt mein Knecht. Jeſ. 42, 1.
	13. Woche.	Von Chriſti Steinigung. Joh. 8, 46—59.		
23	Sonntag	**Judica**	**Judica**	Ehe denn Abraham ward, bin ich. Joh. 8, 58.
24	Montag	Florentius	Gabriel	Betet ſtets in allem Anliegen. Eph. 6, 18.
25	Dienstag	**Mariä Verk.**	**Mariä Verk.**	Verſtocket eure Herzen nicht. Pſ. 95, 8.
26	Mittwoch	Liudger	Ludgerus	Ich tilge deine Übertretung. Jeſ. 43, 25.
27	Donnerst	Rupertus	Rupert	Wir haben Frieden mit Gott. Röm. 5, 1.
28	Freitag	Joh. v. Goch	**F. d. 7 S. M.**	Führe uns nicht in Verſuchung Matth. 6, 13
29	Sonnab.	Euſtaſius	Gabriel	Durch ſeine Wunden ſind wir geheilet. Jeſ. 53, 5.
	14. Woche.	Von Chriſti Einzug in Jeruſalem. Matth. 21, 1—9.		
30	Sonntag	**Palmſonnt.***	**Palmſonnt.**	Siehe, dein König kommt zu dir. Matth. 21, 5.
31	Montag	Ernſt d. Fr.	Balbina	Er iſt der König der Ehren. Pſ. 24, 10.

***Beſondere Buß- u. Feſttage.** 6. Geburtstag des Königs von Württemberg. — 7. Bußtag in Sachſen und Waldeck und Pyrmont. — 12. Geburtstag des Prinzreg. Luitpold von Bayern. — 19. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. — 21. Bußtag in Württemberg. — 22. Geburtstag Kaiſer Wilhelms I. — 30. Bußtag in Heſſen und Wiesbaden (oberheſſ. Teile).

Kommerzieller Kalender. 3. Meſſe in Frankfurt a. d. O. — 10. in Mainz. — 17. in Kaſſel. — 26. in Frankfurt a. M.

Ruſſiſcher Kalender. 1. März = 17. Febr. ruſſ. — 13. März = 1. März ruſſ.

Jüdiſcher Kalender. 5. März Faſten Eſther. — 6. März Purim. — 7. März Schuſchan-Purim. — 22. März = 1. Niſan.

März	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	10	48	13	12
6	11	8	12	52
11	11	29	12	31
16	11	49	12	11
21	12	10	11	50
26	12	31	11	29

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Im Mistbeet Sellerie und Porree ausdünnen und pikieren. Neu aussetzen ins Mistbeet: Tomate, Eierfrucht, Majoran. Gurken- und Melonenkästen anlegen. Bei gutem Wetter erste Radieschenernte; auf das abgeerntete, kalte Beet Landsalat und Kohlrabi säen. Im Garten zweite Aussaat von Erbsen und Spinat. Ende März sät man Radies ins freie Land, setzt kleine Stockzwiebeln und Schalotten. Die Spargelbeete graben und düngen; Erdbeerbeete und Rabatten mit überwinternden Pflanzen, wie Sauerampfer, reinigen, lockern und mit Kompost düngen. Im Mistbeet die Bohnen anhäufeln, Melonen nach dem vierten Blatt entspitzen. Garten in Ordnung bringen. — Reseda im Freien säen. Die Blumenzwiebelbeete abdecken und lockern. Tausendschön, Pensee auspflanzen. Ende März schon Rosen- und Weinstöcke u. a. aufdecken, beschneiden und anbinden. Im Zimmer und Treibhaus alle Arten Stecklinge machen. Alle Pflanzen aus dem Überwinterungszimmer nehmen, umpflanzen und beschneiden.

Im stilleren **Haushalt** und auf dem Lande schüttet bezw. ergänzt man die Betten, da die Federn der im Winter geschlachteten Gänse und Enten jetzt geschlissen sein müssen, um nicht „mietig" zu werden. Die Luft ist jetzt so ozonhaltig, daß sie wie Rasenbleiche wirkt, daher gewöhnlich große Hauptwäsche, vorher in großen Haushaltungen Seifekochen aus den Fettabfällen der Winterschlächterei. — **Produkte:** junge Gänse, Enten, Tauben, Wildenten und -gänse, Kibitze, Kibitzeier, Regenpfeifer, Wasserhühner, Rohrdomeln, bei warmer Witterung Schnepfen und Bekassinen, Birkhuhn und Auerhahn. — Sehr zu empfehlen ist das Fleisch der jungen Ziegen und der jungen Milchkälber. — Makrelen und Aale zu den übrigen Fischen. Erste Sprossen: Blumenkohl, Sauerampfer, Radies, Hopfenkeime und frische Morcheln.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. u. M.	Sonne Utrg. u. M.	Mond Aufg. Unterg. u. M.
1		6.49	5.37	4.20
2		6.47	5.39	5. 7
3		6.45	5.41	5.45
4		6.42	5.42	6.16
5		6.40	5.44	6.40
6		6.38	5.46	A. N.
7		6.35	5.48	6.33
8		6.33	5.50	7.46
9		6.31	5.52	9. 1
10		6.29	5.53	10.18
11		6.26	5.55	11.36
12		6.24	5.57	A. V.
13		6.22	5.59	12.55
14		6.19	6. 0	2.13
15		6.17	6. 2	3.23
16		6.15	6. 4	4.22
17		6.12	6. 6	5. 7
18		6.10	6. 8	5.41
19		6. 8	6. 9	6. 8
20		6. 5	6.11	U. N.
21		6. 3	6.13	6.59
22		6. 1	6.15	8.19
23		5.58	6.16	9.57
24		5.56	6.18	10.53
25		5.53	6.20	U. V.
26		5.51	6.22	12. 6
27		5.49	6.23	1.14
28		5.46	6.25	2.14
29		5.44	6.27	3. 4
30		5.42	6.29	3.46
31		5.39	6.30	4.19

Mondsviertel.

Vollmond 6. März 7 U. 41 M. abds.

Letztes Viertel 14. März 4 U. 58 M. morg.

Neumond 20. März 9 U. 54 M. abds.

Erstes Viertel 28. März 10 U. 26 M. vorm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.
Venus ist Ende des Monats kurze Zeit als Abendstern sichtbar.
Mars geht Anfang März gleich nach, Ende des Monats vor Mitternacht auf.
Jupiter geht Ende März um 3¾ U. morgens auf.
Saturn ist während der ganzen Nacht sichtbar.

April 1890.

	Datum und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Dienstag	Fritigil*	Hugo	Der Herr ist mein Hirte. Ps. 23, 1.
2	Mittwoch	Theodosia	F. v. Paula	Er ist unser Friede. Eph. 2, 14.
3	Donnerst	Gr. Donnerst.	Gr. Donn.	Gut macht viele Freunde. Spr. 19, 4.
4	Freitag	Karfreitag*	Karfreitag	Freuet euch mit den Fröhlichen. Röm. 12, 15.
5	Sonnab.	Chr. Scriver	Vinzenz	Unser keiner lebt ihm selber. Röm. 14, 7.
	15. Woche.	Von Christi Auferstehung.	Mark. 16, 1—8.	
6	Sonntag	H. Osterfest	H. Osterfest	Wir haben auch ein Osterlamm. 1. Kor. 5, 7.
7	Montag	Ostermontag	Ostermont.	Der Tod ist verschlungen in d. Sieg. 1. Kor. 15, 55.
8	Dienstag	M. Chemnitz	Dionysius	Halt im Gedächtnis Jesum Christ. 2. Tim. 2, 8.
9	Mittwoch	Th. v. Westen	Maria Kl.	Gott rüstet mich mit Kraft. Ps. 18, 33.
10	Donnerst	Fulbert	Ezechiel	Christus ist mein Leben. Phil. 1, 21.
11	Freitag	Leo d. Gr.	Leo d. Gr	Der Herr wird nicht müde, noch matt. Jes. 40, 28.
12	Sonnab.	Saba	Julius	Die Weisheit von oben ist keusch. Jak. 3, 17.
	16. Woche.	Vom ungläubigen Thomas.	Joh. 20, 19—31.	
13	Sonntag	Quasimodog.	Quasimod.	Unser Glaube ist der Sieg. 1. Joh. 5, 4.
14	Montag	Joh. Eccart	Tiburtius	Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Joh. 14, 19.
15	Dienstag	Simon Dach	Olympiad	Der Gerechten Pfad glänzt w. ein Licht. Spr. 4, 18.
16	Mittwoch	Pet. Waldus	Drogo	Lasset euer Licht leuchten. Matth. 5, 16.
17	Donnerst	Mappalikus	Rudolf	Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Ps. 19, 2.
18	Freitag	Luther z. W.*	Eleuther.	Einer trage des andern Last. Gal. 6, 2.
19	Sonnab.	Melanchton	Timoth.	Es ist gut, auf den Herrn vertrauen. Ps. 118, 8.
	17. Woche.	Vom guten Hirten.	Joh. 10, 12—16.	
20	Sonntag	Miser. Dom.	Miser. Dom.	Ich bin der gute Hirte. Joh. 10, 12.
21	Montag	Anselm	Anselm	Wir rühmen, daß du uns hilfst. Ps. 20, 6.
22	Dienstag	Origenes	Soter u. C.	Der Gerechte lebt seines Glaubens. Hab. 2, 4.
23	Mittwoch	Adalbert*	Georg	Gott wird abwischen alle Thränen. Offb. 7, 17.
24	Donnerst	Wilfrid	Albert	Ihr seid ein königliches Priestertum. 1. Petr. 2, 9.
25	Freitag	Markus	Markus	Der Wein macht lose Leute. Spr. 20, 1.
26	Sonnab.	Trudpert	Ferdinand	So seid nun Gottes Nachfolger. Eph. 5, 1.
	18. Woche.	Jesus spricht: Über ein Kleines.	Joh. 16, 16—23.	
27	Sonntag	Jubilate*	Jubilate	Eure Freude soll niemand nehmen. Joh. 16, 22.
28	Montag	F. Mykonius	Vitalis	Die Weisheit stärket den Weisen. Pred. 7, 20.
29	Dienstag	L. v. Berqu.	Peter v. M.	Laßt uns halten an dem Bekenntnis. Hebr. 4, 14.
30	Mittwoch	G. Calixt*	Kath. v. S.	Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 1. Geb. d. Fürsten Bismarck. — 4. Bußt. i. Hannover, Kassel (Herrsch. Vöhl), Kreis Herzogt. Lauenb., Lippe-Detm., Meckl.-Schwer. u. Strel., Osnabrück, Otterndorf, Reuß ä. L., Reuß j. L., Sachs.-Altenb., Schwarzb.-Rudolst., Stade u. Wiesbad. (ehem. Nassau u. Hess.-Homb.). — 18. i. Württ. — 23. Geb. d. Königs v. Sachs. — 27. d. Königs v. Bayern. — 30. Bußt. i. Anhalt u. Preußen.

Kommerzieller Kalender. 14. Messe in Leipzig (Beg. d. Vorwoche, 21. Beg. d. Böttcherwoche). — 29. in Darmstadt.

Russischer Kalender. 1. April = 20. März russ. — 6. April Palmarum. — 11 April Karfreitag. — 13. April = 1. April russ., Osterfest.

Jüdischer Kalender. 5. April Passah-Anfang.† — 6. April 2. Fest.† — 11. April 7. Fest.† — 12. April 8. Fest.† — 21. April = 1. Ijar.

April	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	12	55	11	5
6	13	16	10	44
11	13	35	10	25
16	13	55	10	5
21	14	15	9	45
26	14	34	9	26



Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Die im kalten Beet überwinternden Kohlpflanzen aussetzen, Blumenkohl in 20 Centimeter tiefe Gruben. Früh= (nach dem 15. auch Spät=) kartoffeln pflanzen. Rüben säen. Bohnen und Gurken in kleine Töpfe säen, noch im Zimmer behalten. Salat aus dem Mistbeet auspflanzen. Spargelbeete anlegen. Tomaten, Eierfrucht aus dem Mistbeet in Töpfe pflanzen und abhärten. Im Freien: Aussaat von Spinat, Radies, Salat, Kohlrabi, Salatrüben. Ende April etwas Sellerie und Porree an geschützter Stelle aussetzen, ein Beet mit Buschbohnen (frühe Neger=) bestellen. Bei gutem Wetter schon Spargel stechen. Abgeerntete Spinatbeete umgraben, mit Salat, Kohlrabi, Kartoffeln u. a. bepflanzen. Im Mistbeet alle Zwischenpflanzungen zwischen Gurken und Melonen beseitigen, stark lüften, bei heißer Sonne beschatten.

Das Osterfest veranlaßt die **Hausfrau** zum Kuchenbacken, Besorgen eines guten Bratens für den ersten, eines schönen Schinkens für den zweiten Festtag. Zuvor Wäsche der Gardinen, welche die scharfe Frühjahrsluft blendend weiß bleicht. Große Generalreinigung des Hauses, Keller und Speisekammer täglich gut lüften und gründlich reinigen, ev. Weißen der Wände. Die Frühjahrsgarderobe der Familie wird in Stand gesetzt. Bei trockner, etwas windiger Luft Betten lüften und klopfen. Heiße Sonnenglut macht die Federn hart und brüchig und bleicht die Inlette zu sehr. Für die Küche kommen hinzu: Ziegen= und Schaflämmer, Frischlinge, Junghäschen, gemästete Kälber. Ferner: Forellen, Barsch und Kaulbarsch. Flußkrebse schon recht gut. Erste Spargel, Wintersalat, Kohlkeimchen, Spinat, Petersilie (grüne und Wurzeln), Sprossenkohl, Löwenzahn, Pimpinelle, Artischocken.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		5.37	6.32	4.45
2		5.35	6.34	5. 6
3		5.32	6.36	5.24
4		5.30	6.37	A. N.
5		5.28	6.39	6.46
6		5.25	6.41	8. 4
7		5.23	6.42	9.24
8		5.21	6.44	10.45
9		5.18	6.46	A. V
10		5.16	6.48	12. 5
11		5.14	6.49	1.18
12		5.12	6.51	2.20
13		5. 9	6.53	3. 8
14		5. 7	6.55	3.45
15		5. 5	6.56	4.13
16		5. 3	6.58	4.34
17		5. 1	7. 0	4.52
18		4.59	7. 1	U. N.
19		4.56	7. 3	7.14
20		4.54	7. 5	8.31
21		4.52	7. 7	9.46
22		4 50	7. 8	10.58
23		4.48	7.10	U. V.
24		4.46	7.12	12. 3
25		4.43	7.14	12.59
26		4.41	7.15	1.44
27		4.39	7.17	2.20
28		4.37	7.19	2.48
29		4.35	7.20	3.11
30		4.33	7.22	3.30

Mondsviertel.

Vollmond 5. April 10 U. 18 M. vorm.

Letztes Viertel 12. April 11 U. 46 M. vorm.

Neumond 19. April 8 U. 59 M. vorm.

Erstes Viertel 26. April 5 U. 45 M. vorm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur geht Ende April um 9½ U. abends unter.

Venus geht Ende April gleich nach 9 Uhr abends unter.

Mars ist während der ganzen Nacht sichtbar.

Jupiter geht Anfang April um 3½ Uhr, Ende um 2 Uhr morgens auf.

Saturn geht Anfang April um 4¾ Uhr, Ende gegen 2¾ Uhr morgens unter.



Mai 1890.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Donnerst	Philippus	Phil. Jak.	Wer hat des Herrn Sinn erkannt? Röm. 11, 34.
2	Freitag	Athanasius	Athanasius	Die Frucht des Geistes ist Liebe. Gal. 5, 22
3	Sonnab.	Monika	Kreuz-Erf.	Gott ist unsre Zuversicht und Stärke. Ps. 46, 1.
	19. Woche.	Von Christi Hingang zum Vater. Joh. 16, 5—15.		
4	Sonntag	Cantate	Cantate	Ich sage euch die Wahrheit. Joh. 16, 7.
5	Montag	Friedr. d. W.	Pius V	Alle gute Gabe kommt von oben herab. Jak. 1, 17
6	Dienstag	J. Damask.*	J. v. d. P.	Gehet ein durch die enge Pforte. Matth. 7, 13.
7	Mittwoch	Otto, Flavia	Stanisl.	Der Herr ist mein Helfer. Hebr. 13, 6.
8	Donnerst	Stanislaus	Mich. Er.	Herr, dein Wort bleibet ewiglich. Ps. 119, 89.
9	Freitag	Greg. v. Naz.	Gr. v. Nuz.	Lasset uns im Geiste wandeln. Gal. 5, 25.
10	Sonnab.	J. Heuglin	Gordian	Seid allezeit fröhlich. 1. Thess. 5, 16
	20. Woche.	Von der rechten Betekunst. Joh. 16, 23—30.		
11	Sonntag	Rogate	Rogate	Ich bin vom Vater ausgegangen. Joh. 16, 28.
12	Montag	Melet. d. Gr.	1. Bittag	Seid Thäter des Worts. Jak. 1, 22.
13	Dienstag	Servatius	2. Bittag	Einer ist euer Meister: Christus. Matth. 23, 8.
14	Mittwoch	Pachomius	3. Bittag	Ohne mich könnet ihr nichts thun. Joh. 15, 5.
15	Donnerst	Himmelfahrt	Himmelf.	Rächet euch selber nicht. Röm. 12, 19.
16	Freitag	Märt. v. L.*	Joh. v. Nep.	Der Geist erforschet alle Dinge. 1. Kor. 2, 10.
17	Sonnab.	J. v. Floris	Jodokus	Gieb mir einen neuen, gewissen Geist. Ps. 51, 12
	21. Woche.	Von der Verheißung des heiligen Geistes. Joh. 15, 26—16, 4.		
18	Sonntag	Exaudi	Exaudi	Er wird euch in alle Wahrheit leiten. Joh. 16, 13.
19	Montag	Alkuinus	Potent.	Die Liebe decket der Sünden Menge. 1. Petr. 4, 8.
20	Dienstag	Herberger	Basilla, B.	Der Geist macht lebendig. Joh. 6, 63.
21	Mittwoch	Konst. u. H.*	Konst. Fel.	Fluchet nicht! Röm. 12, 14.
22	Donnerst	Konstantin	Julia	Gerechtigkeit errettet vom Tode. Spr. 10, 2.
23	Freitag	Savonarola	Desiderius	Unser Wandel ist im Himmel. Phil. 3, 20.
24	Sonnab.	Cazalla*	Johanna	Leget die Lügen ab. Eph. 4, 25.
	22. Woche.	Von der Sendung des heiligen Geistes. Joh. 14, 23—31.		
25	Sonntag	H. Pfingstfest	H. Pfingstfest	Der heil. Geist wird euch alles lehren. Joh. 14, 26
26	Montag	Pfingstmontag	Pfingstmont.	Wir sind getrost allezeit. 2. Kor. 5, 6.
27	Dienstag	Joh. Calvin	Luciana	Den Geist dämpfet nicht. 1. Thess. 5, 19.
28	Mittwoch	Lanfranc*	Quatember	Lasset uns Gutes thun. Gal. 6, 9.
29	Donnerst	Zeisberger	Maximus	Der Herr kennet den Weg der Gerechten. Ps 1, 6.
30	Freitag	Hieronym.*	Felix	Suchet in der Schrift. Joh. 5, 39.
31	Sonnab.	J. Neander*	Petronella	Er heilt, die zerbrochnen Herzens sind. Ps. 147, 3.

*Besondere Buß- u. Festtage. 6. Geburtstag des deutschen Kronprinzen. — 16. Bußtag in Württemberg. — 21. in Bentheim (Grafschaft). — 24., 28., 30. und 31. in Luxemburg.

Kommerzieller Kalender. 5. Messe in Bamberg. — 19. in Stuttgart.

Russischer Kalender. 1. Mai = 19. April russ. — 7. Mai Wasserweihe. 13. Mai = 1. Mai russ. — 22. Mai Christi Himmelfahrt.

Jüdischer Kalender. 8. Mai Lag-Beomer. — 20. Mai = 1. Sivan. — 25. Mai Wochenfest.† — 26. Mai 2. Fest †

Mai	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	14	53	9	7
6	15	10	8	50
11	15	28	8	32
16	15	44	8	16
21	15	58	8	2
26	16	12	7	48



14 Ens. nach Engl.

28. Anna mit Frl. Frau Reinecke fort n. Charlottbg. 7.25. Alex. auf den Bahnhof.

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Vom 8. an Busch- und Stangenbohnen säen. Frühjahrspflanzungen aus den Mistbeeten, z. B. alle späten Kohlsorten, Sellerie, Porree aussetzen. Nach dem 15. Tomaten (1 Meter im Verband an sonnigem Spalier), Gurken, Melonen, Kürbis, Bohnen, die in Töpfen herangezogen wurden, auspflanzen. Die aufgegangenen Pflanzen der Saatbeete verzogen, Unkraut im Keime erstickt. Kohlpflanzen behacken und begießen. Neue Aussaat von Erbsen und Radies. Die im Februar gesäten Erbsen behacken und stapeln. Die Erdbeeren von Ranken befreien! Kerbelrüben aufnehmen Spargel fleißig stechen. Zimmerpflanzen zum Teil ins Freie gebracht, mit den Töpfen in die Erde gesenkt. Im Blumengarten jeder beliebige Same gesät, z. B. Astern, Winterlevkojen.

Haushalt: Maßregeln gegen die Mottenschwärme, Pelz- und Wintersachen klopfen in fest verschließbare Kisten verpacken; dazwischen überseeisches Insektenpulver (bestes Mittel!). Polstermöbel, Teppiche und Vorhänge womöglich täglich klopfen. Verborgene Stücken Druckpapier, mit Terpentin- oder Lavendelöl getränkt, an den Portieren anstecken. Buttervorrat einsalzen. (Maibutter vorzüglich!) Morcheln trocknen, Spargel in Büchsen, Sauerampfer und Spinat in Flaschen einmachen. In die Küche gelangen: Hirsch und junge Hasen, wilde und zahme Tauben, Fasan, Wachteln. — Aale und Forellen sehr gut, Quappen (Aalraupen), Schleie und Karauschen; frische Heringe. Die delikaten Neunaugen (Bricken, Lampreten) werden in den Flüssen gefangen. — Junge Mairüben, Möhren (Karotten), Kohlrabi, Spargel. Mangold, Rhabarber, Sauerampfer, Stielmus, Löwenzahn.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		4.31	7.24	3.47
2		4.29	7.26	4. 2
3		4.27	7.27	4.18
4		4.25	7.29	U. N.
5		4.24	7.31	8.26
6		4.22	7.32	9.49
7		4.20	7.34	11. 8
8		4.18	7.36	N. V.
9		4.16	7.37	12.16
10		4.15	7.39	1.10
11		4.13	7.41	1.49
12		4.11	7.42	2.18
13		4.10	7.44	2.41
14		4. 8	7.45	3. 0
15		4. 6	7.47	3.17
16		4. 5	7.49	3.33
17		4. 3	7.50	3.51
18		4. 2	7.52	U. N
19		4. 1	7.53	8.42
20		3.59	7.55	9.50
21		3.58	7.56	10.50
22		3.56	7.57	11.40
23		3.55	7.59	U. V.
24		3.54	8. 0	12.20
25		3.53	8. 2	12.51
26		3.51	8. 3	1.16
27		3.50	8. 4	1.36
28		3.49	8. 6	1.53
29		3.48	8. 7	2. 8
30		3.47	8. 8	2.23
31		3.46	8. 9	2.39

Mondsviertel.

Vollmond 4. Mai 10 U. 2 M. abds.

Letztes Viertel 11. Mai 5 U. 15 M. nachm.

Neumond 18. Mai 9 U. 12 M. abds.

Erstes Viertel 26. Mai 11 U. 27 M. abds.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist Anfang des Monats kurze Zeit abends sichtbar

Venus ist kurze Zeit als Abendstern sichtbar

Mars ist während der ganzen Nacht zu sehen.

Jupiter geht Anfang Mai gegen 2 U. morgens, Ende um Mitternacht auf.

Saturn geht Anfang Mai um 2½ U., Ende gegen 1 U. morgens unter.

Juni 1890.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
	23. Woche.	Von Christi Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15.		
1	Sonntag	Trinitatis	Dreifaltigk.	Was v. Fleisch geboren wird, ist Fleisch. Joh. 3, 6.
2	Montag	Pothin	Erasmus	Von ihm sind alle Dinge. Röm. 11, 36.
3	Dienstag	Klotilde	Klotildis	Der Heilige Israels ist groß bei dir. Jes. 12, 6.
4	Mittwoch	Quirinus	Florian	Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Eph. 4, 5.
5	Donnerst	Bonifacius	Fronleichn.	Wohlzuthun vergesset nicht. Hebr. 13, 16.
6	Freitag	Norbert	Norbertus	Die Liebe bessert. 1. Kor. 8, 1.
7	Sonnab.	P. Gerhardt	Robert	Zürnet ihr, so sündiget nicht. Ps. 4, 5.
	24. Woche.	Vom reichen Mann. Luk. 16, 19—31.		
8	Sonntag	1. n. Trinit.	Medardus	Sie haben Moses und die Propheten. Luk. 16, 29.
9	Montag	Columba*	Fel. u. Pr.	Ihr seid teuer erkauft. 1. Kor. 6, 20.
10	Dienstag	Fried. Barb.	Maurinus	Laßt uns ehrbarlich wandeln. Röm. 13, 13.
11	Mittwoch	Barnabas	Barnabas	Groß sind die Werke des Herrn. Ps. 111, 2.
12	Donnerst	Renata	Basilides	Zuchthalten ist der Weg zum Leben. Spr. 10, 17.
13	Freitag	Le Fevre*	Herz-Jes.-F.	Gottes Wege sind ohne Wandel. 2. Sam. 22, 31.
14	Sonnab.	Basilius	Basilius	Seid nüchtern und wachet. 1. Petri 5, 8.
	25. Woche.	Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24.		
15	Sonntag	2. n. Trinit.	Vitus	Kommt, denn es ist alles bereit. Luk. 14, 17.
16	Montag	R. Baxter	Benno	Hoffnung läßt nicht zu Schanden werd. Röm. 5, 5.
17	Dienstag	J. Tauler	Adolf	Lasset uns nicht lieben mit Worten. 1. Joh. 3, 18.
18	Mittwoch	Pamphilus	Markus	Der Geist des Herrn ist über mir. Jes. 61, 1.
19	Donnerst	Paphnutius	Gervasius	Sei getreu bis an den Tod. Offb. 2, 10.
20	Freitag	Märt. i. Prag	Silverius	Meidet allen bösen Schein. 1. Thess. 5, 22.
21	Sonnab.	M. Claudius	Albanus	Eine gelinde Antwort stillet d. Zorn. Spr. 15, 1.
	26. Woche.	Vom verlorenen Schaf. Luk. 15, 1—10.		
22	Sonntag	3. n. Trinit.	2. n. Pfingst.	Jesus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 2.
23	Montag	G. Arnold	Walram	Ich bin bei dir, spricht der Herr. Jer. 1, 19.
24	Dienstag	Joh. d. Täuf.*	Joh. d. T.	Meine Seele ist stille zu Gott. Ps. 62, 2.
25	Mittwoch	Augsb. Konf.	Elogius	Die Wege des Herrn sind richtig. Hos. 14, 10.
26	Donnerst	J. V. Andreä	Pelagius	Christus hat gelitten für uns. 1. Petri 2, 21.
27	Freitag	7 Schläfer	7 Schläfer	Ich und der Vater sind eins. Joh. 10, 30.
28	Sonnab.	Irenäus*	Leo II P.	Alle eure Sorge werfet auf ihn. 1. Petri 5, 7.
	27. Woche.	Vom Splitter im Auge. Luk. 6, 36—42.		
29	Sonntag	4. n. Trinit.	Pet. u. Paul	Seid barmherzig, wie euer Vater. Luk. 6, 36.
30	Montag	Raymund	Pauli Ged.	Euch geschehe nach eurem Glauben. Matth. 9, 29.

*Besondere Buß- u. Festtage. 9. Bettag vor der Ernte in Braunschweig (Hagelf.). — 13. Bußtag in Württemberg. — 24. Geburtstag des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach. — 28. Bußtag in Luxemburg.

Kommerzieller Kalender. 1. Messe in Karlsruhe. — 4. in Schweinfurt. — 19. Wollmarkt in Berlin. — 20. Messe in Naumburg a. d. S.

Russischer Kalender. 1. Juni = 20. Mai russ., Pfingstfest. — 8. Juni Allerheiligen. — 9. Juni Anfang der Petri-Fasten. — 13. Juni = 1. Juni russ.

Jüdischer Kalender. 19. Juni = 1. Thamus.

Juni	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	16	25	7	35
6	16	33	7	27
11	16	40	7	20
16	16	44	7	16
21	16	45	7	15
26	16	45	7	15



17. Juni, Vorm. bei Brandt u. Br. — Nimmt 6 Bd.
(u. 1 Beibl.) vom V an sich
Einr. u. Forts. [illegible] [illegible]; Liefergn à 14 Bg. etwa

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Salat kann noch gepflanzt werden. An schattiger Stelle Endivien, Grünkohl, Rosenkohl gesät; Kartoffeln behäufelt, alle anderen Pflanzen behackt. Gurken, Melonen, Kürbis, Blumenkohl stark begießen! (damit das Wasser gut an die Wurzeln dringen kann, haben wir die betreffenden Pflanzen in Gruben gesetzt.) Den Tomaten alle Triebe bis auf die drei stärksten nehmen; Erbsen, wenn sie 4—5 Blüten haben, entspitzen! (zum Teil schon im Mai). Wenn Ende Juni der Blumenkohl ansetzt, werden einzelne Blätter über die Blumen geknickt; die Verbände der Veredelungen entfernt. Im Blumengarten die abgeblüten Hyazinthen und Tulpen aus der Erde genommen und auf dem Boden getrocknet, das leere Beet gleich mit Levkoje u. s. w. bepflanzt. Übrigens gegossen und gesät.

Die **Hausfrau** beginnt das Einmachen der Früchte. Ende Juni giebt es bereits Erdbeeren, von denen die ersten, schönsten und größten (Gartenerdbeeren) in Zucker eingekocht werden. Die Walderdbeere wird zu Saft verwendet. Um Johanni die grünen Nüsse, etwas später grüne Reineklauden einmachen. Von den ersten Champignons bereite man Konserven in Essig, in Öl, in Butter oder au naturel, auch Soja und Gewürzpulver. Unreife Stachel- und Johannisbeeren teils zu Gelee, teils als Kompott einmachen! Bereitung des Beeren- und Rhabarberweines. In die Küche kommen die ersten Hammel von der Fettweide, junge Hühner, Tauben und Puten; — Elenhirsch, Rehböcke, Kaninchen und wilde Enten. — Alle Arten junger Gemüse: grüne und Puffbohnen, Champignons, Cichorie, Kaiserpilze, Karotten, Schoten, Kohlrabi, Kerbel; neue Kartoffeln; Staudensalat; Kräuter zur Essigveredlung. **Fische:** Zander, Wels, neue Heringe. — Erste Frühkirschen.

Datum.	Geburts- und Familien-gedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		3.45	8.10	2.57
2		3.45	8.11	A. N.
3		3.44	8.12	8.47
4		3.43	8.13	10. 2
5		3.42	8.14	11. 4
6		3.42	8.15	11.50
7		3.41	8.16	A. V.
8		3.41	8.17	12.23
9		3.40	8.18	12.48
10		3.40	8.19	1. 8
11		3.39	8.19	1.25
12		3.39	8.20	1.41
13		3.39	8.21	1.57
14		3.39	8.21	2.15
15		3.39	8.22	2.35
16		3.38	8.22	U. N.
17		3.38	8.23	8.42
18		3.38	8.23	9.36
19		3.38	8.23	10.19
20		3.39	8.24	10.53
21		3.39	8.24	11.20
22		3.39	8.24	11.41
23		3.39	8.24	11.58
24		3.40	8.24	U. V.
25		3.40	8.25	12.14
26		3.40	8.25	12.29
27		3.41	8.24	12.44
28		3.41	8.24	1. 0
29		3.42	8.24	1.19
30		3.43	8.24	1.44

Mondsviertel.

Vollmond 3. Juni 7 U. 27 M. vorm.

Letztes Viertel 9. Juni 10 U. 43 M. abds.

Neumond 17. Juni 10 U. 51 M. vorm.

Erstes Viertel 25. Juni 2 U. 47 M. nachm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.

Venus geht in diesem Monate gegen 10 U. abends unter.

Mars geht Anfang Juni nach 7 U., Ende um 5 U. nachmittags auf.

Jupiter geht Anfang Juni um Mitternacht, Ende gegen 10 U. abends auf.

Saturn geht Anfang Juni um 1 U. morgens, Ende gegen 11 U. abends unter.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Dienstag	Vös u. Esch	Reim., Th.	Der Herr ist meine Kraft. Hab. 4, 19.
2	Mittwoch	Mar. Heims.	**Mar. Heims.**	Ein weises Herz redet klüglich. Spr. 16, 23.
3	Donnerst	Otto, Bisch v.	Hyazinth	Bitte im Glauben und zweifle nicht. Jak. 1, 6.
4	Freitag	Ulrich [Bamb.	Ulrich	Geduld bringet Erfahrung. Röm. 5, 4.
5	Sonnab.	Cobham	Anselmus	Dem Reinen ist alles rein. Tit. 1, 15.
	28. Woche.	Von Petri reichem Fischzuge. Luk. 5, 1—11.		
6	Sonntag	**5. n. Trinit.***	**6. n. Pfingst.**	Fahre auf die Höhe. Luk. 5, 4.
7	Montag	Wilibald*	Wilibald	Völlige Liebe treibet die Furcht aus. 1. Joh. 4, 18.
8	Dienstag	Kilian*	Kilian	Lobe den Herrn meine Seele. Ps. 103, 1.
9	Mittwoch	Ephr. d. Syr.	Agilolph	Selig sind die Barmherzigen. Matth. 5, 7.
10	Donnerst	Knud d. Gr.	7 Brüder	Ein Zweifler ist unbeständig. Jak. 1, 8.
11	Freitag	Placidus*	Pius	Vergeltet nicht Böses mit Bösem. 1. Petri 3, 9.
12	Sonnab.	Heinrich II.	Felix	Die Rede des Herrn ist lauter. Ps. 12, 7.
	29. Woche.	Von der Pharisäer Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—26.		
13	Sonntag	**6. n. Trinit.**	**Margarete**	Sei willfärtig deinem Widersacher. Matth. 5, 25.
14	Montag	Bonavent.	Bonavent.	Allezeit jaget dem Guten nach. 1. Theß. 5, 15
15	Dienstag	Ansverus	Apostel T.	Gott läßt sich nicht spotten. Gal. 6, 7.
16	Mittwoch	Anna Askew	Claudia	Du thust mir kund den Weg zum Leben. Ps. 16, 11
17	Donnerst	Speratus	Alexius	Der Tod ist der Sünde Sold. Röm. 6, 23.
18	Freitag	Arnulf	Arnold, Fr.	Selig sind, die da geistlich arm sind. Matth. 5, 3.
19	Sonnab.	Luise Henr.	Arsenius	Der Sieg kommt vom Herrn. Spr. 21, 31.
	30. Woche.	Jesus speist 4000 Mann. Mark. 8, 1—9.		
20	Sonntag	**7. n. Trinit.***	**Scapulierf.**	Mich jammert des Volks. Mark. 8, 2.
21	Montag	Ebhd. i. Bart	Daniel	Wir sind Miterben Christi. Röm. 8, 17.
22	Dienstag	Mar. Magd.	Maria M.	Der Herr wird dir Ruhe geben. Jes. 14, 3.
23	Mittwoch	G. v. Hamell	Apollinar.	Der Weisheit Anfang ist Klugheit. Spr. 4, 7.
24	Donnerst	Th. v. Kemp.	Christine	Seid Eines Sinnes. Phil. 2, 2.
25	Freitag	**Jakob. d. ält.**	**Jakobus**	Die Freude am Herrn ist eure Stärke. Neh. 8, 10.
26	Sonnab.	Christophor.	Anna	Meine Seele erhebet den Herrn. Luk. 1, 46.
	31. Woche.	Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—23.		
27	Sonntag	**8. n. Trinit.**	**9. n. Pfing.**	An ihren Frücht. sollt ihr sie erkenn. Matth. 7, 16.
28	Montag	Joh. S. Bach	Innocenz	Wir sind selig in der Hoffnung. Röm. 8, 24.
29	Dienstag	Olaf d. H.	Martha	Israel, vergiß meiner nicht! Jes. 44, 21.
30	Mittwoch	Joh. Wessel	Abdon	Auf dich, Herr, traue ich. Ps. 7, 2.
31	Donnerst	J. C. Schade	Ign. Loyol.	Die Zukunft des Herrn ist nahe. Jak. 5, 8.

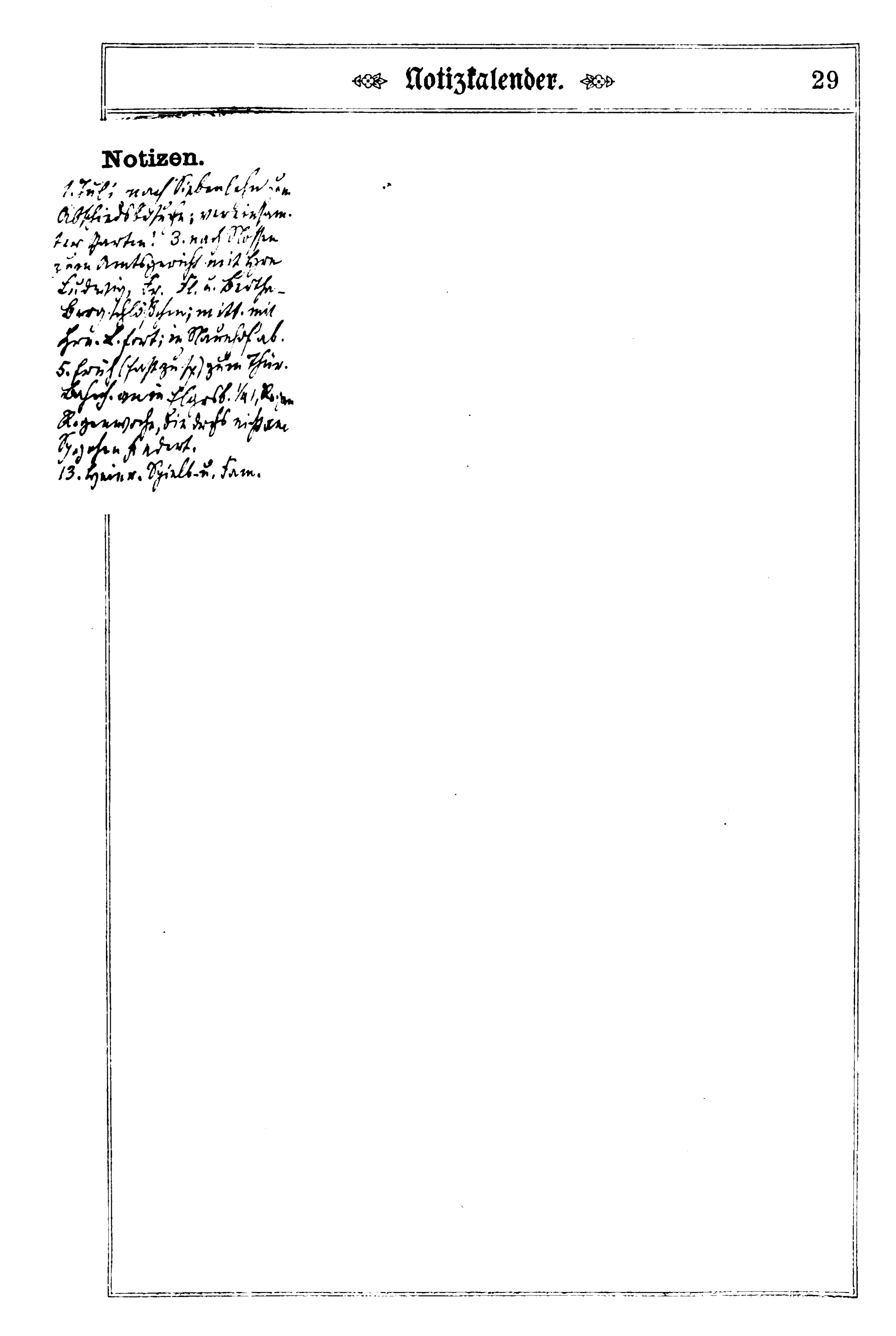
***Besondere Buß- u. Festtage.** 6. Bußtag in Mecklenburg-Schwerin. — 8. Geburtstag des Großherzogs von Oldenburg. — 11. Bußtag in Württemberg. — 20. in Mecklenburg-Strelitz.

Kommerzieller Kalender. 6. Messe in Kolmar i. Els. — 7. in Frankf. a. d. O.

Russischer Kalender. 1. Juli = 19. Juni russ. — 10. Juli Fasten Ende. — 13. Juli = 1. Juli russ. — 23. Juli Anfang der Hundstage.

Jüdischer Kalender. 6. Juli Fasten, Tempel-Eroberung. — 18. Juli = 1. Ab. — 27. Juli Fasten, Tempel-Verbrennung.

Juli	Tageslänge St.	M.	Nachtlänge St.	M.
1	16	41	7	19
6	16	34	7	26
11	16	26	7	34
16	16	15	7	45
21	16	2	7	58
26	15	48	8	12



Notizen.

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Ernte von Blumenkohl, Kartoffeln, Kohlrabi, Zwiebeln u. s. w. Die abgeernteten Beete mit Endivien, Grünkohl und Rosenkohl bepflanzen, oder mit Teltower Rüben (nur in Sandboden!), Schwarzwurzeln, Rettig und Radies (auf schattigen Beeten) besäen. Die Schwarzwurzeln sind erst im nächsten Jahr verbrauchsfähig, werden aber besonders stark. Ende Juli Tomaten, Melonen und Gurken entspitzen zu schnellerer Entwicklung. Vermehrt werden: Erdbeeren, Pelargonien; in kalte Kästen gesät: Nelken, Stiefmütterchen, Tausendschön, Goldlack. Buchsbaum und und alle Heckenpflanzen beschneiden; viel gießen, stets des Abends! Die Kohlbeete nachsehen und von den jetzt auftretenden Raupen und Raupeneiern (kleine gelbliche Punkte auf der Rückseite der Blätter) zu befreien.

Haushalt: Das begonnene Einmachen von Früchten und Gemüsen ist fortzusetzen. Himbeeren und Heidelbeeren kommen hinzu, erstere zu Saft, letztere zum Trocknen, Einkochen in Flaschen im Wasserbade und zur Weinbereitung zu verwenden. Rumtopf anlegen! Junge Schoterbsen in Büchsen einmachen! Der zweite Mottenschwarm des Jahres erscheint: unausgesetztes Klopfen der Vorratsbetten. Schöne Rasenbleiche zur zweiten großen Wäsche. Die kleine Kräuterbirne (trefflich zum Einmachen und Dörren) wird Ende Juli reif, desgl. Aprikosen. Kirschen in jeder Form eingemacht. Alle Gemüse sind reichlich: Schnittbohnen, Blumenkohl, Rüben; gute einheimische Kartoffeln; Staudensalat, neue Zwiebeln, Tomaten. Die Trüffel wird in Deutschland geerntet. Karpfen und Äschen vorzüglich, Aal nicht mehr. Hirsche, Elen, Rehböcke und junge Hasen von höchster Güte; junges Geflügel: Gänse, Enten, Puten, Hähnchen. Die sauren Gurken beginnen.

Datum.	Geburts- und Familien-gedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		3.43	8.24	A. N.
2		3.44	8.23	8.47
3		3.45	8.23	9.42
4		3.45	8.22	10.22
5		3.46	8.22	10.51
6		3.47	8.21	11.13
7		3.48	8.21	11.23
8		3.49	8.20	11.48
9		3.50	8.19	A. V.
10		3.51	8.18	12. 4
11		3.52	8.18	12.21
12		3.53	8.17	12.41
13		3.54	8.16	1. 5
14		3.55	8.15	1.34
15		3.57	8.14	2.11
16		3.58	8.13	U. N.
17		3.59	8.12	8.55
18		4. 0	8.11	9.23
19		4. 2	8. 9	9.46
20		4. 3	8. 8	10. 4
21		4. 5	8. 7	10.20
22		4. 6	8. 6	10.35
23		4. 7	8. 4	10.50
24		4. 9	8. 3	11. 5
25		4.10	8. 1	11.22
26		4.12	8. 0	11.43
27		4.13	7.58	U. V.
28		4.15	7.57	12.11
29		4.16	7.55	12.51
30		4.18	7.54	1.46
31		4.19	7.52	2.58

Mondsviertel.

Vollmond 2. Juli 3 U. 16 M. nachm.

Letztes Viertel 9. Juli 5 U. 36 M. vorm.

Neumond 17. Juli 1 U. 43 M. morg.

Erstes Viertel 25. Juli 3 U. 37 M. morg.

Vollmond 31. Juli 10 U. 18 M. abds.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.

Venus geht Ende Juli um 9¼ U. abends unter.

Mars geht Anfang Juli um 1 U. morgens, Ende um 11 U. abends unter.

Jupiter geht Anfang Juli gegen 10 U., Ende um 8 U. abends auf.

Saturn wird gegen Mitte dieses Monats ganz unsichtbar.

August 1890.

Datum	und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Freitag	Makkabäer	Petr. Kettf.	Seid nicht fleischlich. Röm. 8, 9.
2	Sonnab.	Märt. u. Nero	Portiunc.	Selig sind die Sanftmütigen. Matth. 5, 5.
	32. Woche.	Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1—9.		
3	Sonntag	9. n. Trinit.	10. n. Pfing.	Thu Rechnung von dein. Haushalten. Luk. 16, 2.
4	Montag	Leonh. Käser	Dominikus	Iß dein Brot mit Freuden. Pf. 9, 7.
5	Dienstag	Ev Salzb.*	M. Schnee	Das Brot stärkt des Menschen Herz. Pf. 104, 15.
6	Mittwoch	Verkl. Christi	Verkl. Chr.	Seid fruchtbar in guten Werken. Kol. 1, 10.
7	Donnerst	Nonna	Gottschalk	Wandle vor mir und sei fromm. 1. Mos. 17, 1
8	Freitag	Hormisdas*	Cyriakus	Ein weiser Sohn erfreuet den Vater. Spr. 15, 20.
9	Sonnab.	Nomidikus	Romanus	Gott bereitet alles. Hebr. 3, 4.
	33. Woche.	Von der Zerstörung Jerusalems. Luk. 19, 41—48.		
10	Sonntag	10. n. Trinit.	Laurentius	Mein Haus ist ein Bethaus. Luk. 19, 46.
11	Montag	Gr. v. Utrecht	Hermann	Bessert euer Leben und Wesen. Jer. 7, 3.
12	Dienstag	Anselmus	Clara	Gott ist getreu. 1. Kor. 10, 13.
13	Mittwoch	Zinzendorf	Hippolyt.	Herr, ich warte auf dein Heil. 1. Mos. 49, 18.
14	Donnerst	J. Guthrie*	Eusebius	Die Weisheit bauet ihr Haus. Spr. 9, 1.
15	Freitag	Maria	M. Himmf.	Christus ist der treue Zeuge. Offb. 1, 5.
16	Sonnab.	J. d. Beständ.	Rochus	Ich bin das Licht der Welt. Joh. 8, 12.
	34. Woche.	Vom Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14.		
17	Sonntag	11. n. Trinit.	12. n. Pfing.	Gott, sei mir Sünder gnädig! Luk. 18, 13.
18	Montag	H. Grotius	Helena	Die Welt vergeht mit ihrer Lust. 1. Joh. 2, 17.
19	Dienstag	Sebaldus	Sebaldus	Herberget gerne. Röm. 12, 13.
20	Mittwoch	Bernhard	Bernhard	Ich, der Herr, bin euer Tröster. Jes. 51, 12.
21	Donnerst	Brüdermiss.	Anastasius	Singet fröhlich Gott. Pf. 81, 2.
22	Freitag	Symphorian	Timoth.	Der Buchstabe tötet. 2. Kor. 3, 6.
23	Sonnab.	C. v. Coligny	Zachäus	Brich dem Hungrigen dein Brot. Jes. 58, 7.
	35. Woche.	Vom Taubstummen. Mark. 7, 31—37.		
24	Sonntag	12. n. T. Barth.	Bartholom.	Er hat alles wohl gemacht. Mark. 7, 37.
25	Montag	Ludwig d. G.	Ludwig	Thut Ehre jedermann. 1. Petri 2, 17.
26	Dienstag	Ulphila	Samuel, Z.	Die Liebe verträgt alles. 1. Kor. 13, 7.
27	Mittwoch	Jovinianus	Jos. Calas.	In Jesu ist ein rechtschaffen Wesen. Eph. 4, 21
28	Donnerst	Augustinus	Augustin	Gieb dem, der dich bittet. Matth. 5, 42.
29	Freitag	J. d. T. Enth.	Joh. Enth.	Den Demütigen giebt Gott Gnade. Jak. 4, 6.
30	Sonnab.	Cl. v. Turin	Rosa	Die Liebe ist ein Panier über mir. Hohel. 2. 4.
	36. Woche.	Vom Samariter und Leviten. Luk. 10, 23—37.		
31	Sonntag	13. n. Trinit.	Schutzengelf	Gehe hin und thue desgleichen. Luk. 10, 37.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 5. Geburtst. d. Königin v. Sachsen. — 8. Bußtag i. Württemberg. — 14. i. Luxemburg.

Kommerzieller Kalender. 8. Messe i. Braunschweig. — 11. i. Mainz. — 25. i. Kassel. — 27. i. Frankfurt a. M.

Russischer Kalender. 1. Aug. = 20. Juli russ. — 13. Aug. = 1. Aug. russ.; Anf. d. Fasten d. Mutter Gottes. — 23. Aug. Ende d. Hundstage. — 27. Aug. Fasten Ende.

Jüdischer Kalender. 17. Aug. = 1. Elul.

August	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M
1	15	29	8	31
6	15	12	8	48
11	14	55	9	5
16	14	37	9	23
21	14	17	9	43
26	13	58	10	2



Jahreskalender für Garten und Haushalt.	Datum.	Geburts- und Familien-gedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
Garten: Wieder Spinat säen. Blumenkohl (Erfurter Zwerg-), Kopfkohl, Salat zur Überwinterung auf abgetragene, magere Beete gesät. Für den Winter Karotten, Möhren und Rapünzchen gesät. Endivien nochmals gepflanzt. Sind die vom vorigen Monat ziemlich ausgewachsen, so wird ein Teil an trocknen Tagen zur Mittagszeit zusammengebunden (etwa handbreit über der Erde). Dies ja nach Bedarf aller 14 Tage fortgesetzt. Zwiebeln aufgenommen und getrocknet, Artischockenstauden geputzt. Bleichsellerie gebleicht. Im kalten Mistbeete Primeln, Cinerarien u. a. gesät. Die schon aufgegangenen Pflanzen verstopft. Blumenzwiebeln zum frühen Treiben in Töpfe gesetzt und an trockner Stelle eingegraben. Gießen und Hacken fortzusetzen.	1		4.21	7.50	A. N.
	2		4.22	7.49	9.15
	3		4.24	7.47	9.35
	4		4.26	7.45	9.53
	5		4.27	7.43	10.10
	6		4.29	7.41	10.27
	7		4.30	7.39	10.46
	8		4.32	7.38	11. 8
	9		4.34	7.36	11.35
	10		4.35	7.34	A. V.
	11		4.37	7.32	12.10
	12		4.39	7.30	12.54
	13		4.40	7.28	1.47
Haushalt: Das Einmachegeschäft fortzusetzen: Pfirsiche, Aprikosen, Reineclauden, Hagebutten und Melonen, statt der letzteren auch Kürbis, kommen daran. Champignons wachsen reichlich, auch Steinpilze treten auf und müssen getrocknet werden; Ziegenbärte und Pfifferlinge reichlich. Besitzer von Obstgärten haben Äpfel und Birnen zu ernten, die sowohl zum Dörren als zu Saft, Gelee und Obstwein geeignet sind. Bohnen in Büchsen einzumachen, kleine in Essig, auch junge Maiskolben, überhaupt alle Früchte zu Mixed Pickles. Gurken sind herrlich und sind zu jeder Art des Einlegens geeignet: zu Essig-, Salz- und Pfeffergurken. Die hohe Jagd beginnt und liefert namentlich: Hirsch, Frischling, Fasan und Rebhuhn. Unter den Fischen erreicht der Blei oder Brassen den höchsten Wohlgeschmack und ist so fett, daß er dem Karpfen ähnlich in der Küche verwendet werden kann. — Junge Hähne und Wachteln sehr gut. — Zu den Gemüsen und Früchten kommen noch hinzu: Tomaten. Perlzwiebeln werden eingemacht.	14		4.42	7.26	2.48
	15		4.44	7.24	3.55
	16		4.45	7.22	U. N.
	17		4.47	7.20	8.27
	18		4.49	7.18	8.42
	19		4.50	7.15	8 56
	20		4.52	7.13	9.10
	21		4.54	7.11	9.26
	22		4.55	7. 9	9.45
	23		4.57	7. 7	10.10
	24		4.59	7. 5	10 43
	25		5. 0	7. 2	11.29
	26		5. 2	7. 0	U. V.
	27		5. 4	6.58	12.32
	28		5. 5	6.56	1.50
	29		5. 7	6.54	3.19
	30		5. 9	6.51	4.50
	31		5 10	6.49	A. N.

Mondsviertel.

Letztes Viertel 7. Aug. 3 U. 12 M. nachm.

Neumond 15. Aug. 5 U. 13 M. nachm.

Erstes Viertel 23. Aug. 2 U. 13 M. nachm.

Vollmond 30. Aug. 5 U. 28 M. vorm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.
Venus geht Anfang August nach 9 U. abends unter, Ende unsichtbar.
Mars geht Anfang August um 11 U., Ende gegen 9¾ U. abends unter.
Jupiter geht Ende des Monats um 2¼ U. morgens unter.
Saturn ist in diesem Mona'e unsichtbar.



September 1890.

Datum und Wochentag.		Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Montag	Hanna	Ägidius	Seid unter einander freundlich. Eph. 4, 32.
2	Dienstag	Mamas*	Raphael	Haltet an am Gebet. Kol. 4, 2.
3	Mittwoch	Hildegard	Mansuetus	Gedenket an eure Lehrer. Hebr. 13, 7.
4	Donnerst	Ida	Rosalia	Widerstehet dem Teufel. Jak. 4, 7.
5	Freitag	J. Mollio*	Herkulan	Ein Ruchloser verdammet sich selbst. Spr. 12, 2.
6	Sonnab.	M. Weibel	Magnus	Wer Dank opfert, preiset Gott. Ps. 50, 23.
	37. Woche.	Von den zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19.		
7	Sonntag	14. n. Trinit.	15. n. Pfing.	Sind nicht Zehn rein geworden? Luk. 17, 17.
8	Montag	Corbinian	Mariä Geb.	Sorget nicht für d. andern Morgen. Matth. 6, 34.
9	Dienstag	L. Pasquali*	Andomar	Der Herr ist mein Gut und mein Teil. Ps. 16, 5.
10	Mittwoch	P. Speratus	Nikolaus	Übervorteile keiner sein. Nächsten. 3. Mos. 25, 17.
11	Donnerst	J. Brenz*	Protus	Ein allzu Gieriger erweckt Zank. Spr. 28, 25
12	Freitag	Peloquin*	Winand	Ich vermag alles durch Christus. Phil 4, 13.
13	Sonnab.	W. Farel	Maternus	Faulheit bringt schweren Schlaf. Spr. 19, 15.
	38. Woche.	Vom Mammonsdienst. Matth. 6, 24—34.		
14	Sonntag	15. n. Trinit.	Mar. Nam.	Sorget nicht für Euer Leben. Matth. 6, 25.
15	Montag	Argula	Ludmilla	Sorge im Herzen kränket. Spr. 12, 25.
16	Dienstag	Euphemia	Cor. u. Cyp.	Sein Zorn währet einen Augenblick. Ps. 30, 6.
17	Mittwoch	Lambert*	Quatember	Die Weisen werden Ehre erben. Spr. 3, 35.
18	Donnerst	Spangenbg.	Richard	Getreu ist er, der euch rufet. 1. Thess. 5, 24.
19	Freitag	Thomas*	Mikleta	Der Gerechte muß viel leiden. Ps. 34, 20.
20	Sonnab.	Magd. Luth.*	Eustachius	Dienet dem Herrn mit Furcht. Ps. 2, 11.
	39. Woche.	Vom Jüngling zu Nain. Luk. 7, 11—17.		
21	Sonntag	16. n. T. Mtth.	Matthäus	Gott hat sein Volk heimgesucht. Luk. 7, 16.
22	Montag	Mauritius	Moriz	Christus ist unser Friede. Eph. 2, 14.
23	Dienstag	Emmeran	Thekla	Der Herr wird dein ewiges Licht sein. Jes. 60, 19.
24	Mittwoch	J. J. Moser*	Joh. Empf.	Schicket euch in die Zeit. Eph. 5, 16.
25	Donnerst	Augsb. Frd.	Kleophas	Gott sucht heim d. Väter Missethat. 2. Mos. 20, 5.
26	Freitag	Lioba*	Cyprianus	Seid getrost und frisch. 2. Sam. 13, 28.
27	Sonnab.	Graveron	Kosm. u. D.	Geistlich gesinnt sein, ist Leben. Röm. 8, 6
	40. Woche.	Vom Wassersüchtigen. Luk. 14, 1—11.		
28	Sonntag	17. n. Trinit.*	18. n. Pfing.	Wer sich selbst erhöht, soll erniedrigt werden. Luk. [14, 11.
29	Montag	Michaelis	Michael	Friede sei mit euch. Luk. 24, 36.
30	Dienstag	Hieronym.*	Hieronym.	Sorge macht alt vor der Zeit. Sir. 30, 26.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 2. Sedanfeier. — 5. Bußt. i. Württemb. — 9. Geburtst. d. Großh v. Baden. — 11. d. Königin v. Württemb. — 12. d. Großh. v. Hessen. — 17. Bußt. im Kr. Herz. Lauenburg. — 17., 19. u. 20. i. Luxemburg. — 24. i. Bremen. — 26. i. Lippe-Detmold. — 28. Erntefest i. Wiesbaden (ehem. Nassau). — 30. Geburtstag der Kaiserin Augusta.

Kommerzieller Kalender. 20. Messe in Magdeburg. — 22. in Leipzig (Beg. d. Vorw.; 29. Beg. d. Böttcherw.). — 23. in Darmstadt.

Russischer Kalender. 1. Sept. = 20. Aug. russ. — 13. Sept. = 1. Sept. russ.

Jüdischer Kalender. 15. Sept. = 1. Tischri 5651; Neujahrsfest.† — 16. Sept. 2. Fest.† — 17. Sept. Fasten Gedaljah. — 24. Sept. Versöhnungsfest.† — 29 Sept. Laubhüttenfest.† — 30. Sept. 2. Fest.†

Sept.	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	13	35	10	25
6	13	15	10	45
11	12	54	11	6
16	12	35	11	25
21	12	14	11	46
26	11	54	12	6





Jahreskalender für Garten und Haushalt.	Datum.	Geburts- und Familien-gedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
Garten: Im Anfange können noch Gemüsepflanzen zum Überwintern gesät werden. Die im vorigen Monat gesäten pikiert und zum Schutze gegen Erdflöhe feucht gehalten. Die Tomatenbüsche der Blätter beraubt, damit die Früchte schnell reifen, ein Nachtfrost kann sie unbrauchbar machen. Dem Rosenkohl das Herz ausgebrochen (wie Wirsing verwendet). Aussaat von Spinat, Radieschen, Kerbelrüben; letzte Pflanzung von Grünkohl. Ende des Monats Wintersalat ausgesetzt und zwar in kleinen Gräben. Blumenpflanzen, als Primeln, Winterlevkoyen, Goldlack, Cinerarien u. a., einzeln in Töpfe gesetzt und ins Überwinterungszimmer resp. Kalthaus gebracht. Alle draußen stehenden Zimmerpflanzen Ende des Monats ins Zimmer nehmen. Blumenzwiebeln zum Treiben in Töpfe oder Gläser setzen. Nachsehen und Absuchen der Kohlraupen ist fortzusetzen.	1		5.12	6.47	8.13
	2		5.14	6.44	8.30
	3		5.15	6.42	8.48
	4		5.17	6.40	9.10
	5		5.19	6.38	9.36
	6		5.20	6.35	10. 8
	7		5.22	6.33	10.49
	8		5.24	6.31	11.40
	9		5.25	6.28	A. V.
	10		5.27	6.26	12.39
	11		5.29	6.23	1.44
	12		5.30	6.21	2.53
	13		5.32	6.19	4. 3
Im **Haushalt** weiteres Anlegen von Vorräten. Die im August gelegten Eier sind die fettesten (Einlegen für den Winter). Desgleichen wird die Stoppelbutter eingesalzen. Gegen Ende des Monats können die großen Senfgurken eingemacht werden. Maronen, Herbstäpfel und Birnen sind reif und werden abgenommen, vor allem aber sind die Pflaumen für die Wirtschaft zu verwenden (teils gedörrt, teils zu Mus verkocht oder auf verschiedene Weise eingemacht), ebenso Preißelbeeren. Auch die Beeren des Hollunders (Sambucus) reifen und geben einen guten, dem Asti ähnlich schmeckenden Wein und Mus. Rote Rüben in Essig legen; aus unreifem Fallobst Kraut kochen, das reife trocknen; Quitten einlegen; Wallnüsse kandieren. Der Dohnenstrich beginnt und bringt Krammetsvögel, die man auch als Konserven einlegt; außerdem Hasen, Rebhühner, Wachteln, Lerchen. Erster Winterkohl.	14		5.34	6.16	U. N.
	15		5.35	6.14	7. 4
	16		5.37	6.12	7.18
	17		5.39	6. 9	7.33
	18		5.40	6. 7	7.50
	19		5.42	6. 5	8.12
	20		5.44	6. 2	8.41
	21		5.46	6. 0	9.21
	22		5.47	5.57	10.16
	23		5.49	5.55	11.26
	24		5.51	5.53	U V.
	25		5.52	5.50	12.48
	26		5.54	5.48	2.17
	27		5.56	5.45	3.47
	28		5.57	5.43	A. N.
	29		5.59	5.41	6.32
	30		6. 1	5.38	6.50

Mondsviertel.

Letztes Viertel 6. Sept. 4 U. 23 M. morg.

Neumond 14. Sept. 8 U. 46 M. vorm.

Erstes Viertel 21. Sept. 10 U. 59 M. abds.

Vollmond 28. Sept. 1 U. 53 M. nachm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist in diesem Monate unsichtbar.

Venus ist in diesem Monate unsichtbar.

Mars geht gegen 9½ U. abends unter.

Jupiter geht Anfang Sept. um 2 U. morgens, Ende um Mitternacht unter.

Saturn geht Anfang Sept. gegen 5 U., Ende um 3¾ U. morgens auf.

Oktober 1890.

	Datum und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Mittwoch	Remigius*	Remigius	Ein jeglicher prüfe sein selbst Werk. Gal. 6, 4.
2	Donnerst	Chr. Schmid	Leodegar	In deinem Licht sehen wir das Licht. Ps. 36, 10.
3	Freitag	Die Ewalde*	Ewald	Es ist noch eine Ruhe vorhanden. Hebr. 4, 9.
4	Sonnab.	Franziskus	Franziskus	Vor dir ist Freude die Fülle. Ps. 16, 11.
	41. Woche.	Vom vornehmsten Gebot.		Matth. 22, 34—46.
5	Sonntag	18. n. Trinit.*	Rosenkr.-F.	Wie dünket euch um Christus? Matth. 22, 42.
6	Montag	H. Albert	Bruno	Um 'n Abend wird es Licht sein. Sach. 14, 7.
7	Dienstag	Theod. Beza	Sergius	Gott ist der rechte Vater über alles. Eph. 3, 15.
8	Mittwoch	Grosthead	Brigitta	Habe Acht auf dich selbst. 1. Tim. 4, 16.
9	Donnerst	Dionysius	Dionysius	Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. Ps. 119, 105.
10	Freitag	Just. Jonas	Gereon	Giebt jemand, so gebe er einfältig. Röm. 12, 8.
11	Sonnab.	Ulr. Zwingli	Wimmar	Christus ist des Gesetzes Ende. Röm. 10, 4.
	42. Woche.	Vom Gichtbrüchigen.		Matth. 9, 1—8.
12	Sonntag	19. n. Trinit.	20. n. Pfing.	Stehe auf und gehe heim. Matth. 9, 6.
13	Montag	Elisab. Frey	Tilmann	Ein treuer Mann wird viel gesegnet. Spr. 28, 20.
14	Dienstag	Nic. Ridley	Calixtus	Die Thoren sprechen: Es ist kein Gott. Ps. 53, 2.
15	Mittwoch	Aurelia	Theresa	Gott war in Christo. 2. Kor. 5, 19.
16	Donnerst	Gallus	Gallus	Des Gerechten Gebet vermag viel. Jak. 5, 16.
17	Freitag	Aufh. d. E. v. N.*	Florentin	Gott, wir warten deiner Güte. Ps. 48, 10.
18	Sonnab.	Lukas	Lukas	Unsre Zeit ist wie ein Schatten. Weish. 2, 5.
	43. Woche.	Vom hochzeitlichen Kleide.		Matth. 22, 1—14.
19	Sonntag	20. n. Trinit.*	21. n. Pfing.	Wenige sind auserwählt. Matth. 22, 14.
20	Montag	Lambertus	Wendelin	Rühme dich nicht des morgend. Tages. Spr. 27, 1.
21	Dienstag	Hilarion	Ursula	Christus ist f. uns Gottlose gestorben. Röm. 5, 6.
22	Mittwoch	Hedwig*	Kordula	Ziehet an den Herrn Jesum Christ. Röm. 13, 14.
23	Donnerst	H. Martyn	Severin	Prüfet, was das Beste ist. Phil. 1, 10.
24	Freitag	Arethas	Evergislus	Den Lügen bin ich gram. Ps. 119, 163.
25	Sonnab.	Joh. Heß	Raphael	Seid fest und unbeweglich. 1. Kor. 15, 58.
	44. Woche.	Von des Königischen Sohn.		Joh. 4, 47—51.
26	Sonntag	21. n. Trinit.	22. n. Pfing	Wenn ihr nicht Zeichen seht, glaubet ihr nicht.
27	Montag	Graveron	Kosm. u. D.	Prüfet euch selbst. 2. Kor. 13, 5. [Joh. 4, 48.
28	Dienstag	Simon Juda	Simon	Das Werk lobet den Meister. Sir. 9, 24.
29	Mittwoch	Alfr. d. Gr.	Narcissus	Unglück verfolgt die Sünder. Spr. 13, 21.
30	Donnerst	Jak. Sturm	Theonest.	Leidet jemand, der bete. Jak. 5, 13.
31	Freitag	Wolfgang*	Wolfgang	Gottes Wunder sind mächtig. Dan. 3, 33.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 1. Bußt. i. Bentheim (Grafsch.) u. Osnabrück. — 3. i. Württemberg. — 6. Erntef. i. Braunschweig u. Preußen. — 17. Geburtst. d. Großherzogs v. Mecklenb.-Strel. — 19. Siegesf. i. Mecklenb.-Strel., Erntedankf. i. Aurich u. Ref.-F. i. Aurich, Hannover, Osnabrück, Otterndorf u. Stade. — 22. Geburtstag. d. deutschen Kaiserin Augusta Viktoria; Bußt. i. Hannov., Otterndorf u. Stade u. Erntedankfest i. Stade. — 26. Ref.-Fest i. Frankfurt a. M. — 31. i. Sachsen u. Sachsen-Altenb.; Bußt. i. Luxemb. u. Württemb.

Kommerzieller Kalender. 13. Messe i. Bamberg.

Russischer Kalender. 1. Okt. = 19. Sept. russ. — 13. Okt. = 1. Okt. russ.

Jüdischer Kalender. 5. Okt. Palmenfest. — 6. Okt. Versamml. oder Laubhütten Ende.† — 7. Okt. Gesetzesfr.† — 15. Okt. = 1. Marscheschwan.

Okt.	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	11	34	12	26
6	11	13	12	47
11	10	54	13	6
16	10	34	13	26
21	10	14	13	46
26	9	54	14	6



Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Letzte Aussaat: Rapünzchen und Kerbel. Die Gemüsepflanzen in kalte Mistbeete mit sandiger Erde verstopft, spärlich begossen. Mit Ausnahme von Spinat, Radieschen, Schwarzwurzeln, die im Juli gesät wurden, Rosenkohl und Grünkohl werden alle Gemüse, Blumenkohl zuerst, aufgenommen, geputzt und eingewintert. Das Obst gepflückt und auf trockene Stellagen gelegt in frostfreiem Raum. Aus den leeren Mistbeeten die Erde entfernt, damit die Kästen nicht faulen und die Erde besser durchfriert. Die Obstbäume abgekratzt, gekalkt und mit Leimgürteln versehen. Ende Oktober werden Rosen, Wein und andere nicht winterharte Sträucher umgelegt resp. bedeckt. Bäume und Sträucher werden gepflanzt. Im Blumengarten Beete mit Blumenzwiebeln, Ranunkeln, Tausendschön, Pensee, Bellis bepflanzt, bei Frost bedeckt.

Der **Hausfrau** bringt der Weinmond außer Trauben, die man zur Konservierung mit versiegelten Stengeln in luftigen Kammern aufhängt, viel vortreffliches Obst und Gemüse. Alles wird eingeheimst oder doch eingekauft und eingekeltert, Kartoffeln sowohl wie Kohlgewächse und Wurzeln. Die Keller müssen zuvor gelüftet, ausgeräumt und — mit verbranntem Wachholder — ausgeräuchert werden, um Ungeziefer zu vertreiben. Äpfel und anderes Obst werden auf erhöhten Stellagen, womöglich nicht im Gemüse-, sondern im Weinkeller aufbewahrt. Sauerkohl ist einzumachen. Kartoffelmehl zu bereiten. Wild giebt es fast aller Art: Damwild, Gemse, Hase, Kaninchen, Rehe, Rotwild, Schwein; Auerwild, Birkhuhn, Drosseln, Ente, Fasan, Krammetsvögel, Haselwild, Schnepfen u. a., auch Stoppelgänse. Ein Schweinchen wird wohl in manchem Hause abgeschlachtet. Puter und Kapaunen sind gut, Kaninchen gleichfalls. See- und Flußfische, auch Karpfen.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		6. 2	5.36	7.10
2		6. 4	5.34	7.34
3		6. 6	5.31	8. 4
4		6. 7	5.29	8.42
5		6. 9	5.27	9.30
6		6.11	5.24	10.27
7		6.12	5.22	11.31
8		6.14	5.20	A. V.
9		6.16	5.17	12.39
10		6.17	5.15	1.48
11		6.19	5.13	2.59
12		6.21	5.11	4.10
13		6.23	5. 9	U. N.
14		6.24	5. 6	5.39
15		6.26	5. 4	5.56
16		6.28	5. 2	6.16
17		6.30	5. 0	6.43
18		6.32	4.58	7.19
19		6.34	4.55	8. 8
20		6.36	4.53	9.12
21		6.37	4.51	10.29
22		6.39	4.49	11.54
23		6.41	4.47	U. V.
24		6.43	4.45	1.21
25		6.45	4.43	2.48
26		6.47	4.41	4.13
27		6.49	4.39	A. N.
28		6.51	4.37	5.11
29		6.53	4.35	5.33
30		6.54	4.33	6. 0
31		6.56	4.31	6.34

Mondsviertel.

Letztes Viertel 5. Okt. 9 U. 16 M. abds.

Neumond 13. Okt. 11 U. 58 M. abds.

Erstes Viertel 21. Okt. 6 U. 30 M. morg.

Vollmond 28. Okt. 12 U. 35 M. morg.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist bis Mitte des Monats kurze Zeit als Abendstern sichtbar.

Venus ist in diesem Monate unsichtbar.

Mars ist kurze Zeit als Abendstern sichtbar.

Jupiter geht Anfang Okt. um Mitternacht, Ende gegen 10 U. abends unter.

Saturn geht Anfang Okt. um 3½ U., Ende um 2 U. morgens auf.

November 1890.

Datum	und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Sonnab.	Aller Heil.*	**Aller Heil.**	Eins ist not. Luk. 10, 42.
	45. Woche.	Vom Schalksknecht. Matth. 18, 22—35.		
2	Sonntag	**22. n. Trinit.***	**Aller Seelen**	Herr, habe Geduld mit mir. Matth. 18, 26.
3	Montag	Pirmin	Hubertus	Der Gerechte wird d. Glaubens leben. Hebr. 10, 38.
4	Dienstag	J. A. Benzel	C. Borrom.	Leite mich auf ewigem Wege. Ps. 139, 24.
5	Mittwoch	Hans Egede	Zacharias	Wer geduldig ist, ist weise. Spr. 14, 29.
6	Donnerst	Gust. Adolf	Leonhard	Seid geduldig gegen jedermann. 1. Thess. 5, 14.
7	Freitag	Willibrord*	Engelbert	Wir sind wohl selig, doch in der Hoffn. Röm. 8, 24.
8	Sonnab.	Willehad	Gottfried	Der Herr weidet mich auf grüner Aue. Ps. 23, 2.
	46. Woche.	Vom Zinsgroschen. Matth. 22, 15—22.		
9	Sonntag	**23. n. Trinit.***	**24. n. Pfing.**	Gebet Gott, was Gottes ist. Matth. 22, 21.
10	Montag	M. Luther*	Martin P.	Seid erfüllet m. Früchten d. Gerechtigk. Phil. 1, 11.
11	Dienstag	Mart. Bisch.	Martin B.	Selig sind die Friedfertigen. Matth. 5, 9.
12	Mittwoch	P. v. Morn.*	Kunibert	Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert. Luk. 10, 7.
13	Donnerst	Arkadius	Stanislaus	Graue Haare sind e. Krone d. Ehren. Spr. 16, 31.
14	Freitag	Vermili	Levin, Juk.	Ich glaube, darum rede ich. Ps. 116, 10.
15	Sonnab.	Joh. Kepler	Leopold	Das Wissen blähet auf. 1. Kor. 8, 1.
	47. Woche.	Von Jairi Töchterlein. Matth. 9, 18—26.		
16	Sonntag	**24. n. Trinit.***	**25. n. Pfing.**	Das Mägdlein schläft. Matth. 9, 24.
17	Montag	Bernward	Gertrud	Harre des Herrn, sei getrost. Ps. 42, 12
18	Dienstag	Greg. d. Erl.	Maximus	Der dich behütet, schläft nicht. Ps. 121, 3.
19	Mittwoch	Elisabeth*	Elisabeth	Meidet allen bösen Schein. 1. Thess. 5, 22.
20	Donnerst	J. Williams	Simplic.	Ein stolzes Herz ist d. Herrn ein Gräuel. Spr. 16, 5.
21	Freitag	Columban.*	**Mar. Opfer**	Seid ohne Falsch, wie die Tauben. Matth. 10, 16.
22	Sonnab.	J. Ökolamp.	Cäcilia	Seid nicht träge. Röm. 12, 11.
	48. Woche.	Vom Gräuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—28.		
23	Sonntag	**25. n. Trinit.***	**26. n. Pfing.**	Wo Aas ist, sammeln sich d. Adler. Matth. 24, 28.
24	Montag	Joh. Knox	J. v. Kreuz	Ein weiser Mann ist stark. Spr. 24, 5.
25	Dienstag	Katharina	Katharina	Die Liebe freut sich der Wahrheit. 1. Kor. 13, 6.
26	Mittwoch	Konrad	Konrad	Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Ps. 19, 2.
27	Donnerst	M. Blaarer	Bilhildis	Habet Acht auf eure Almosen. Matth. 6, 1.
28	Freitag	Al. Roussel*	Günther	Der Alten Krone sind Kindeskinder. Spr. 17, 6.
29	Sonnab.	Saturnius	Saturnin	Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz. Ps. 51, 12.
	49. Woche.	Von Christi Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.		
30	Sonntag	**1. Adv. Andr.**	**Andreas**	Gelobt sei, der da kommt! Matth. 21, 9.

***Besondere Buß- u. Festtage.** 1. Namensf. d. Prinzreg. v. Bayern, Bußt. i. Kassel (übr. Teile). — 2. Erntedankf. i. Frankf. a. M., Ref.-Fest i. Baden, Preußen u. Württemb. — 7. Bußt. i. Waldeck u. Pyrmont. — 9. Ref.-Fest i. Meckl.-Strel. — 10. Schillerf. — 12 Bußt. i. Braunschw. — 16. Erntef. i. Baden u. Württemb. — 19. Bußt i. Aurich. — 21. Geb. d. Kaiserin Friedrich; Bußt. i. Reuß ä. L. u. Sachsen. — 23. Totenfest i. Preußen, Bußt. i. Baden (Prot.). — 28. i. Frankfurt a. M., Hamburg, Mecklenb.-Schwerin u. Strelitz u. Württemberg.

Kommerzieller Kalender. 2. Messe i. Karlsruhe. — 3. i. Frankf. a. d. O.

Russischer Kalender. 1. Nov. = 20. Okt. russ. — 13. Nov. = 1. Nov. russ. — 27. Nov. Anfang der Fasten vor Weihnachten.

Jüdischer Kalender. 13. Nov. = 1. Kislev.

Nov.	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	9	31	14	29
6	9	13	14	47
11	8	55	15	5
16	8	39	15	21
21	8	23	15	37
26	8	9	15	51



14. Nov. Anton Weidenhammer
21. „ Das erste Hf. 66 des Univ. Dict. d. W. ersch.

November 1890.

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Sind alle Gemüse eingewintert, wird der Garten umgegraben. Die Beete, welche nächstes Jahr mit Kohl- oder Gurkengewächsen bebaut werden sollen, stark gedüngt, schwerer Boden mit Pferdedung, leichter mit Kuhdung, für jeden Boden paßt Latrinendung. Über die Spargel-, Hyazinthen-, Blumen- und Salatbeete wird Dung resp. Laub gedeckt. Bäume- und Sträucherpflanzungen beendet. Die Treibhyazinthen und Tulpen in ein frostfreies Zimmer gestellt (ganz dunkel), die schon kräftig treibenden zum schnellen Treiben ins warme Zimmer. Sie bleiben im Dunkel, bis der Blütenstiel sichtbar ist. Das erste Treibbeet für Maiblumen hergerichtet.

Haushalt: Das Gänsequartal steht am Martinstage auf seinem Höhepunkt. Große Schlächterei, um Spickbrüste der gemästeten Gänse einzupökeln, Weißsauer einzukochen und Leberwürste zu bereiten, die den Straßburger Pasteten wenig nachstehen. Beginn der Weihnachtsarbeiten, Nähereien für Armenbescheerungen u. s. w. Zum Selbstbacken der Pfefferkuchen, das jetzt schon vorgenommen werden kann, hat man den Honig bereits im August gekauft. Ein- oder zweimal nach den Wintervorräten sehn; eingekochte Gemüse, die nicht ganz in Ordnung sind, nochmals aufkochen. Manche Obstsorten noch einzulegen. Für die Küche bringt der November nebst vorzüglichen Rehen und Hasen auch Wildschweine, deren Kopf ein Prachtstück für die Weihnachtstafel. Das Fleisch der Haustiere ist jetzt besonders schön. Fische: Karpfen, Aalraupen, Seezander, Kabeljau, Steinbutt, Schellfisch und getrockneten Stockfisch. Noch sind die Maronen gut, Winteräpfel und -birnen reifen auf Lager.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne		Mond
		Afg. U. M.	Utrg. U. M.	Aufg. Unterg U. M.
1		6.58	4.29	A. N.
2		7. 0	4.27	8.13
3		7. 2	4.25	9.15
4		7. 4	4.23	10.22
5		7. 5	4.21	11.32
6		7. 7	4.20	A. V.
7		7. 9	4.18	12.42
8		7.11	4.16	1.53
9		7.13	4.15	3. 4
10		7.15	4.13	4.17
11		7.16	4.11	5.32
12		7.18	4.10	U. N.
13		7.20	4. 8	4.44
14		7.22	4. 7	5.17
15		7.24	4. 5	6. 2
16		7.25	4. 4	7. 3
17		7.27	4. 2	8.17
18		7.29	4. 1	9.40
19		7.31	4. 0	11. 5
20		7.33	3.58	U. V
21		7.34	3.57	12.30
22		7.36	3.56	1.54
23		7.38	3.55	3.16
24		7.39	3.54	4.38
25		7.41	3.53	5.59
26		7.43	3.52	A. N
27		7.44	3.51	4.29
28		7.46	3.50	5. 9
29		7.47	3.49	6. 0
30		7.49	3.48	6.59

Mondsviertel.

Letztes Viertel 4. Nov. 5 U. 6 M. abds.

Neumond 12. Nov. 2 U. 31 M. nachm.

Erstes Viertel 19. Nov. 1 U. 38 M. nachm.

Vollmond 26. Nov. 2 U. 16 M. nachm.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist Anfang Nov. kurze Zeit als Morgenstern sichtbar.

Venus ist in diesem Monate unsichtbar.

Mars geht nach 9 U. abends unter.

Jupiter ist kurze Zeit als Abendstern zu sehen.

Saturn geht Anfang Nov. gegen 2 U. morgens, Ende um Mitternacht auf.



Dezember 1890.

	Datum und Wochentag.	Verbesserter evangelischer Kalender.	Katholischer Kalender.	Tägliche Sprüche.
1	Montag	Eligius	Eligius	Der Frommen Weg meidet d. Arge. Spr. 16, 17.
2	Dienstag	Ruysbroek	Balbina	Bereitet dem Herrn den Weg. Jes. 40, 3.
3	Mittwoch	Gerh. Groot.	Fr. Xaver	Ein guter Rat thut sanft. Spr. 18, 15.
4	Donnerst	G. v. Zütph.	Barbara	Mache dich auf, werde Licht. Jes. 60, 1.
5	Freitag	Crispina*	Crispina	Siehe, ich stehe vor der Thür. Offb. 3, 20.
6	Sonnab.	Nikolaus	Nikolaus	Christus ist mein Leben. Phil. 1, 21.
	50. Woche.	Vom Zeichen des jüngsten Tages. Luk. 21, 25—36.		
7	Sonntag	2. Advent	2. Advent	Seid wacker allezeit. Luk. 21, 36.
8	Montag	Rinkart	Mar. Empf.	Der Herr Herr kommt gewaltiglich. Jes. 40, 10.
9	Dienstag	B. Schmolck	Leokadia	Wisset, daß d. Reich Gottes nahe ist. Luk. 21, 31.
10	Mittwoch	Paul Eber	Judith	Alles, was ihr thut, thut von Herzen. Kol. 3, 23.
11	Donnerst	H. v. Zütphen	Damasus	Lässige Hand macht arm. Spr. 10, 4. [2,30.
12	Freitag	Vicelin	Epimachus	Meine Augen haben deinen Heiland gesehn. Luk.
13	Sonnab.	Odilia	Lucia	Richtet nicht vor der Zeit. 1. Kor. 4, 5.
	51. Woche.	Von Johannis Gesandschaft. Matth. 11, 2—10.		
14	Sonntag	3. Advent	3. Advent	Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 3.
15	Montag	Christiana	Eusebius	Eure Rede sei allezeit lieblich. Kol. 4, 6.
16	Dienstag	Adelheid	Adelheid	Der Tag ist herbeigekommen. Röm. 13, 12.
17	Mittwoch	Sturm*	Quatember	Ich will die müden Seelen erquicken. Jer. 31, 25.
18	Donnerst	Seckendorf	Wunibald	Kinder sind eine Gabe des Herrn. Ps. 127, 3.
19	Freitag	Clem. v. Al.*	Nemesius	Gott erhebet die Niedrigen. Luk. 1, 52.
20	Sonnab.	Abraham*	Jul., Amm.	Der Herr hat sein Volk getröstet. Jes. 52, 9.
	52. Woche.	Von Johannis Zeugnis. Joh. 1, 19—28.		
21	Sonntag	4. Adv. Th. A.	Thom. Ap.	Richtet den Weg des Herrn. Joh. 1, 23.
22	Montag	Hg. M. Kail	Gr. v. Spol.	Der Herr ist nahe. Phil. 4, 5.
23	Dienstag	A. du Bourg	Dagobert	Siehe, ich verkündige euch große Freude. Luc. 2, 10.
24	Mittwoch	Adam, Eva*	Adam, Eva	Uns ist ein Kind geboren. Jes. 9, 6.
25	Donnerst	Christtag	Christtag	Lasset die Kindlein zu mir kommen. Luk. 18, 16.
26	Freitag	Stephan*	Stephan	Ehre sei Gott in der Höhe. Lu'. 2, 14.
27	Sonnab.	Johannes	Joh. Evang.	Er heißt Wunderbar, Rat, Kraft. Jes. 9, 6.
	53. Woche.	Von Simon und Hanna. Luk. 2, 33—40.		
28	Sonntag	n. Weihnacht.	n. Weihn.	Vieler Herzen Gedanken werd. offenb. Luk. 2, 35.
29	Montag	David	Thomas B.	Wir hab. hier keine bleibende Stadt. Hebr. 13, 14.
30	Dienstag	C. v. Würt.	David	Jesus Christus, gestern und heute. Hebr. 13, 8.
31	Mittwoch	Silvester	Silvester	Siehe, ich bin bei euch alle Tage. Matth. 28, 20.

*Besondere Buß- u. Festtage. 5. Bußt. i. Reuß j. L., Sachs.-Altenburg, Gotha, Koburg, Meiningen, Weimar-Eisenach, Schwarzburg-Rudolstadt u. Sondershausen. — 17. i. Hannover, Kreis Herz. Lauenburg, Osnabrück, Otterndorf u. Stade. — 17., 19., 20. u. 24. i. Luxemburg. — 26. i. Württemberg.

Kommerzieller Kalender. 15. Messe in Stuttgart.

Russischer Kalender. 1. Dez. = 19. Nov. russ. — 13. Dez. = 1. Dez. russ.

Jüdischer Kalender. 7. Dez. Tempelweihe. — 12. Dez. = 1. Tebet. — 21. Dez. Fasten, Belag. Jerusal. — 10. Jan. 1891 = 1. Schebat.

Dez.	Tageslänge St.	Tageslänge M.	Nachtlänge St.	Nachtlänge M.
1	7	58	16	2
6	7	48	16	12
11	7	41	16	19
16	7	36	16	24
21	7	35	16	25
26	7	36	16	24

Dr. Dumas (w. Hals- [illegible] [illegible])

Jan. 4; [illegible] v. D. gefunden 6. Jan., nach Rückkehr v. Viebahn
" 9. (konnte ohne Licht nicht untersuch., daher wieder:) 10; Schwefel-
Kali-wasser., welches l. [illegible] bringt) daher 20. an Dr. Woldenhauer
[illegible]. — zugl. [illegible] Untersuchg; Lunge in Ordng, Neigung zu Fett-
leibigkeit. — Thee etc., Wasser-Getränk; bes. Fleisch etc.
Jan. 22. b. Dr. Woldenhauer; entfernt aus d. l. Ohr [illegible] Schmalz.
28 (beim Aufschlürfen v. Wasser Luft durch d. Nase gepreßt; 31. dieselbe Operation (ohne Wasserschlucken) mit einem in d. Nase geführten Röhrchen [illegible] wiederholt. 4. Febr. 7 (Med. geg. Kopfschmerz); 11; 14; 18; 25 (in 4 od. 5 Wochen wieder). März 7/8 Rechng 30 Mk.!

23. Sept. (nach [illegible] in [illegible] 22, nachmitt.) 9 Uhr früh [illegible] Ausschneidung (zum 2. mal seit Anf. Juli sich zeigenden) Furunkels (5 Mk) im Innern d. linken Nasenflügels; 2. Oct. v. außen geschnitten.

[illegible] d. [illegible]: [illegible] Öl, welche Butter aus d. Halle [illegible] soll (in [illegible] 28. Aug.) fragt mich, ob sie „die Zeichen [illegible] soll?" [illegible]!

20. Oct. Frl. Martha u. Kinder v. Viebahn; 22. Fr. Florenz b. uns zu Mitt.; Nachmitt. [illegible] u. [illegible] nebst Wölfchen.
23. Auch [illegible]; leichte Rippenfell-Affection; 24. Dr. Meißner, zunächst [illegible] 23. v. uns [illegible] Senfteig verordnet (länger als 4 Min.!); mir [illegible] geworden. 25. 26. (2 Mal auf); 28; 29, 30, 31; Nov. 1; 3, 4; 6; [illegible] Abschluß.

Tel. [illegible] R. ~~[illegible]~~

Jahreskalender für Garten und Haushalt.

Garten: Im Überwinterungszimmer gelüftet und wenig begossen. Die in den Kästen überwinternden Pflanzen stets gelüftet, dabei aber vor Frost geschützt. Bei den Heckenpflanzen der Winterschnitt vorgenommen. Das Rigolen, das im vorigen Monat angefangen, wird fortgesetzt. Bei frostfreiem Wetter kann man Karotten, Petersilie und Schwarzwurzeln säen. Wintersaat liegt fest, keimt früh und gibt frühe Ernte. Alle Gartengeräte, wie Spaten, Hacken, Etiketten, Stäbe u. a. m. werden ausgebessert. Die zweite Portion Blumenzwiebeln und Maiblumen zum Treiben aufgestellt. Die Vögel werden draußen gefüttert

Im **Haushalt** wird dieser Monat beinahe ganz ausgefüllt mit den Vorbereitungen zum Weihnachtsfest! Alle feinen Backwerke, wie Marzipan, Konfekt, Zuckernüsse, Lebkuchen, wie man sie nur in der Weihnachtszeit findet, sind zu bereiten. Einkäufe werden gemacht, Briefe und Pakete fliegen hin und her. Dabei Säubern des Hauses; in den großen Haushaltungen und auf dem Lande Schweineschlachten; Bereitung von Würsten und andere Küchenerzeugnisse für das Fest. Konserven, herrliches Winterobst, eingemachte Früchte harren ihrer Bestimmung. Festtafel und Christbaum schmücken. In den Delikateßhandlungen liegen köstliche Äpfel aus Tirol, Ananas, Südfrüchte, Ungar- und spanische Trauben, Feigen, Datteln u. s. w. Schlachttiere vorzüglich; Fische von bester Qualität, besonders Karpfen beliebt. Wildpret und Wildkonserven machen dem luxuriösesten Haushalt die Wahl schwer, aber auch dem ärmsten Handwerker winkt sein Stückchen Schweinernes und seine Christstolle.

Datum.	Geburts- und Familiengedenktage	Sonne Afg. U. M.	Sonne Utrg. U. M.	Mond Aufg. Unterg. U. M.
1		7.50	3.48	8. 5
2		7.52	3.47	9.14
3		7.53	3.47	10.24
4		7.55	3.46	11.34
5		7.56	3.45	A. V.
6		7.57	3.45	12.44
7		7.58	3.45	1.55
8		8. 0	3.44	3. 8
9		8. 1	3.44	4.25
10		8. 2	3.44	5.45
11		8. 3	3.44	U. N.
12		8. 4	3.44	3.53
13		8. 5	3.44	4.49
14		8. 6	3.44	6. 1
15		8. 7	3.44	7.24
16		8. 8	3.44	8.51
17		8. 9	3.44	10.18
18		8. 9	3.44	11.42
19		8.10	3.45	U. V.
20		8.11	3.45	1. 4
21		8.11	3.46	2.24
22		8.12	3.46	3.43
23		8.12	3.47	5. 2
24		8.12	3.47	6.19
25		8.13	3.48	A. N.
26		8.13	3.49	3.50
27		8.13	3.49	4.46
28		8.13	3.50	5.50
29		8.13	3.51	6.59
30		8.13	3.52	8. 9
31		8.13	3.53	9.19

Mondsviertel.

Letztes Viertel 4. Dez. 2 U. 20 M. nachm.

Neumond 12. Dez. 4 U. 4 M. morg.

Erstes Viertel 18. Dez. 9 U. 29 M. abds.

Vollmond 26. Dez. 6 U. 50 M. morg.

Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur ist Ende des Monats ganz kurze Zeit als Abendstern sichtbar.

Venus ist Ende Dez. kurze Zeit als Morgenstern zu sehen.

Mars geht Anfang Dez. gegen 9½ U. abends unter.

Jupiter geht Anfang Dez. um 8¼ U., Ende gegen 7 U. abends unter.

Saturn geht Anfang Dez. um Mitternacht, Ende gegen 10 U. abends auf.



Genealogie der regierenden europäischen Fürstenhäuser.

Deutsches Reich. Kaiser **Wilhelm II** (s. Preußen).

Preußen. **Wilhelm II**, deutscher Kaiser, König von Preußen, geb. am 27. Januar 1859; folgte seinem Vater Friedrich III am 15. Juni 1888; vermählt am 27. Februar 1881 mit **Augusta Viktoria**, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. am 22. Oktober 1858.

Kinder:

1. **Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reichs und von Preußen, geb. 6. Mai 1882.**
2. Prinz Eitel-Friedrich, geb. 7. Juli 1883.
3. Prinz Adalbert, geb. 14. Juli 1884.
4. Prinz August Wilhelm, geb. 29. Januar 1887.
5. Prinz Oskar, geb. 27. Juli 1888.

Mutter des Kaisers und Königs: **Viktoria, Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland, Herzogin zu Sachsen, geb. am 21. November 1840.**

Großmutter des Kaisers und Königs: **Augusta, geb. am 30. September 1811, Tochter des † Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen.**

Geschwister des Kaisers und Königs:

1. Prinzeß Charlotte, geb. 24. Juli 1860, vermählt 18. Febr. 1878 mit Bernhard, Erbprinz von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen.
2. Prinz Heinrich, geb. 14. Aug. 1862, vermählt 24. Mai 1888 mit Prinzeß Irene von Hessen, Sohn: Prinz Waldemar, geb. 20. März 1889.
3. Prinzeß Viktoria, geb. 12. April 1866.
4. Prinzeß Sophie, geb. 14. Juni 1870.
5. Prinzeß Margarete, geb. 22. April 1872.

Schwester des hochseligen Kaisers u. Königs Friedrich III: Prinzeß Luise, geb. 3. Dezbr. 1838, vermählt 20. Septbr. 1856 mit Friedrich, Großherzog von Baden.

Kinder des † Prinz Karl, Großoheims des Kaisers u. Königs:

1. Witwe des † Prinzen Friedrich Karl: Prinzeß Maria v. Anhalt, vermählt 29. Novbr. 1854. Witwe seit 15. Juni 1885. Kinder: a. Prinzeß Marie, geb. 14. Septbr. 1855, vermählt 24. Aug. 1878 mit Prinz Heinrich der Niederlande, Witwe seit 13. Jan. 1879, wieder vermählt 6. Mai 1885 mit Prinz Albert von Sachsen-Altenburg; † 20. Juni 1888. b. Prinzeß Elisabeth, geb. 8. Febr. 1857, vermählt 18. Febr. 1878 mit August, Erbgroßherzog von Oldenburg. c. Prinzeß Luise Margarete, geb. 25. Juli 1860, vermählt 13. März 1879 mit Prinz Arthur, Herzog von Connaught und Strathearne. d. Prinz Friedrich Leopold, geb. 14. Novbr. 1865, vermählt 24. Juni 1889 mit Prinzessin Luise Sophie von Schleswig-Holstein, geb. 8. April 1866.
2. Prinzeß Luise, geb. 1. März 1829, vermählt 25. Juni 1854 mit Alexis, Landgraf von Hessen-Philippsthal, geschieden 6. März 1861.
3. Prinzeß Anna, geb. 17. Mai 1836, vermählt 26. Mai 1853 mit Friedrich Wilhelm, Landgraf von Hessen, Witwe seit 14. Oktbr. 1884.

Schwester des hochseligen Kaisers und Königs Wilhelm I:
Prinzeß Alexandrine, geb. 23. Febr. 1803, vermählt 25. Mai 1822 mit dem † Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, Witwe seit 7. März 1842.

Kinder des † Prinz Albrecht, Großoheims des Kaisers und Königs:

1. Prinz Albrecht, geb. 8. Mai 1837, 21. Oktbr. 1885 zum Regenten des Herzogtums Braunschweig erwählt, vermählt 19. April 1873 mit Prinzeß Marie von Sachsen-Altenburg. Kinder: a. Prinz Friedrich Heinrich, geb. 15. Juli 1874. b. Prinz Joachim Albrecht, geb. 27. Septbr. 1876. c. Prinz Friedrich Wilhelm, geb. 12. Juli 1880.
2. Prinzeß Alexandrine, geb. 1. Febr. 1842, vermählt 9. Dezbr. 1865 mit dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Witwe seit 28. Juli 1879.

Kinder des † Prinz Friedrich, Vatersbruderssohn d. hochsel. Kais. u. Kön. Wilhelm I:
1. Prinz Alexander, geb. 21. Juni 1820. — 2. Prinz Georg, geb. 12. Febr. 1826.

Fürstliches Haus Hohenzollern. Leopold, Fürst von Hohenzollern, geb. 22. Sept. 1835, succ. seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, am 2. Juni 1885, vermählt 12. Sept. 1861 mit Dona Antonia, Infantin von Portugal. Kinder: a. Erbprinz Wilhelm, geb. 7. März 1864. b. Prinz Ferdinand, geb. 24. Aug. 1865. c. Prinz Karl Anton, geb. 1. Septbr. 1868.

Geschwister:

1. König Karl von Rumänien, geb. 20. April 1839, vermählt 15. November 1869 mit Prinzeß Elisabeth zu Wied.
2. Prinz Friedrich, geb. 25. Juni 1843, vermählt 21. Juni 1879 mit Prinzeß Luise von Thurn u. Taxis.
3. Prinzeß Maria, geb. 17. Novbr. 1845, vermählt 25. April 1867 mit Philipp, Prinz von Belgien, Graf von Flandern.

Mutter: Fürstin Josephine, geb. 21. Oktbr. 1813, geb. Prinzeß v. Baden, vermählt 21. Oktbr. 1834.

Großvaters Witwe:
Fürstin Katharine, geb. 19. Jan. 1817, geb. Prinzeß von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, seit 6. Juli 1845 Witwe des Grafen Ingelheim; vermählt 14. März 1848 mit Fürst Karl von Hohenzollern, Witwe seit 11. März 1853.

Bayern. Otto Wilhelm Luitpold Adalbert Waldemar, König von Bayern, geb. 27. April 1848, folgte seinem Bruder, dem Könige Ludwig II, am 13. Juni 1886; unvermählt.

Geschwister des Vaters:

1. Prinz Luitpold, geb. 12. März 1821, Regent seit 10. Juni 1886; vermählt 15. April 1844 mit Erzherzogin Augusta von Österreich, Witwer seit 26. April 1864. Kinder:
   a. Prinz Ludwig, geb. 7. Jan. 1845, vermählt 20. Febr. 1868 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este. Kinder: aa. Prinz Rupprecht, geb. 18. Mai 1869. bb. Prinzeß Adelgunde, geb. 17. Oktbr. 1870. cc. Prinzeß Maria, geb. 6. Juli 1872. dd. Prinz Karl, geb. 1. April 1874 ee. Prinz Franz, geb. 10. Oktbr. 1875. ff. Prinzeß Mathilde, geb. 17. Aug. 1877. gg. Prinz Wolfgang, geb. 2. Juli 1879. hh. Prinzeß Hildegard, geb. 5. März 1881. ii. Prinzeß Wiltrud, geb. 10. November 1884. kk. Prinzeß Helmtrudis, geb. 22. März 1886.
   b. Prinz Leopold, geb. 9. Febr. 1846, vermählt 20. April 1873 mit Erzherzogin Gisela von Österreich. Kinder: aa. Prinzeß Elisabeth, geb. 8. Jan. 1874. bb. Prinzeß Augusta, geb. 28. April 1875. cc. Prinz Georg, geb. 2. April 1880. dd. Prinz Konrad, geb. 22. Novbr. 1883.
   c. Prinzeß Therese, geb. 12. Novbr. 1850.
   d. Prinz Arnulf, geb. 6. Juli 1852, vermählt 12 April 1882 mit Prinzeß Theresia von Liechtenstein. Sohn: Prinz Heinrich, geb. 24. Juni 1884.
2. Prinzeß Adelgunde, geb. 19. März 1823, vermählt 30. März 1842 mit Erzherzog Franz von Österreich-Este, späterem Herzog von Modena, Witwe seit 20. Novbr. 1875.

Witwe des am 21. September 1875 gestorbenen Prinz Adalbert, Vatersbruder des Königs: Prinzeß Amalie, Infantin von Spanien, vermählt 25. August 1856.
Kinder: a. Prinz Ludwig Ferdinand, geb. 22. Oktbr. 1859, vermählt 2. April 1883 mit Prinzessin Maria della Paz, Infantin von Spanien. Söhne: aa. Prinz Ferdinand, geb. 10. Mai 1884. bb. Prinz Adalbert geb. 3. Juni 1886. b. Prinz Alfons, geb. 24. Jan. 1862. c. Prinzeß Isabella, geb. 31. Aug. 1863, vermählt 14. April 1883 mit Prinz Thomas von Savoyen, Herzog von Genua. d. Prinzeß Elvira, geboren 22. Nov. 1868. e. Prinzeß Clara, geb 11. Okt. 1874.

Schwester des Großvaters, des † Königs Ludwigs I, aus des Königs Maximilians I zweiter Ehe: Prinzeß Ludovica, geb. 30. Aug. 1808, vermählt 9. Septbr. 1828 mit Maximilian, Herzog in Bayern, Witwe seit 15. November 1888.

Herzogliche Linie.

Kinder des am 15. November 1888 verstorbenen Herzogs Maximilian in Bayern:
1. Herzog Ludwig, geb. 21. Juni 1831, morganatisch vermählt 28. Mai 1857 mit Henriette, Freifrau von Wallersee. 2. Herzogin Helene, geb. 4. April 1834, vermählt 24. Aug. 1858 mit Erbprinzen Maximilian von Thurn und Taxis, Witwe seit 26. Juni 1867. 3. Herzogin Elisabeth, geb. 24. Dezbr. 1837, vermählt 24. April 1854 mit Kaiser Franz Josef I von Österreich. 4. Herzog Karl geb. 9. Aug. 1839, vermählt 11. Febr. 1865 mit Prinzeß Sophie von Sachsen, Witwer seit 9. März 1867; vermählt in 2. Ehe 29. April 1874 mit Herzogin Maria Josepha v. Braganza, Infantin von Portugal. Kinder: 1. Ehe: a. Herzogin Amalie, geb. 24. Dezbr. 1865. 2. Ehe: b. Herzogin Sophia, geb. 22. Febr. 1875. c. Herzogin Elisabeth, geb. 25. Juli 1876. d. Herzogin Maria, geb. 9. Oktbr. 1878. e. Herzog Ludwig Wilhelm, geb. 17. Jan. 1884. f. Herzog Franz, geb. 23 März 1888. 5. Herzogin Marie, geb. 4. Oktbr. 1841, vermählt 3. Febr. 1859 mit Franz II, damaligem Kronprinzen, späterem Könige beider Sizilien. 6. Herzogin Mathilde, geb. 30. Septbr. 1843, vermählt 5. Juni 1861 mit Prinz Ludwig v. Sizilien, Graf von Trani, Witwe seit 8. Juni 1886. 7. Herzogin Charlotte, geb 22. Febr. 1847, vermählt 28. Septbr. 1868 mit Prinz Ferdinand von Orleans, Herzog von Alençon. 8. Herzog Maximilian, geb. 7. Dezbr. 1849, vermählt 20. Sept. 1875 mit Prinzeß Amalie von Sachsen-Coburg-Gotha. Kinder: a. Herzog Siegfried, geb. 10. Juli 1876. b. Herzog Christoph, geb. 22. April 1879.

Sachsen. Albert Friedrich August Anton Ferdinand Joseph Karl Maria Baptist Nepomuk Wilhelm Xaver Georg Fidelis, König von Sachsen, geb. 23. April 1828, folgte seinem Vater, dem Könige Johann, am 29. Oktbr. 1873, vermählt 18. Juni 1853 mit Karoline. Prinzessin von Wasa, in kinderloser Ehe.

Geschwister des Königs:

1. Prinzeß Elisabeth, geb. 4. Febr. 1830, vermählt 22. April 1850 mit Ferdinand, Prinz von Sardinien, Herzog von Genua. Witwe seit 10. Febr. 1855, wiedervermählt morganatisch Oktober 1856 mit Marchese Rapollo, Witwe seit 27. Novbr. 1882.
2. Prinz Georg, geb. 8. Aug. 1832, vermählt 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Infantin von Portugal, Witwer seit 5. Febr. 1884.
   Kinder: a. Prinzeß Mathilde, geb. 19. März 1863. b. Prinz Friedrich August, geb. 25. Mai 1865. c. Prinzeß Maria, geb. 31. Mai 1867, vermählt 2. Oktbr. 1886 mit Erzherzog Otto v. Österreich. d. Prinz Johann Georg, geb. 10. Juli 1869. e. Prinz Max, geb. 17. Novbr. 1870. f. Prinz Albert, geb. 25. Febr. 1875.



Württemberg. Karl Friedrich Alexander, König von Württemberg, geb. 6. März 1823, folgte seinem Vater, dem Könige Wilhelm I, am 25. Juni 1864; vermählt 13. Juli 1846 mit Olga, Großfürstin von Rußland, in kinderloser Ehe.

Schwestern des Königs: Aus der 2. Ehe des † Königs Wilhelm:

1. Prinzeß Katharine, geb. 24. Aug. 1821, vermählt 20. Nov. 1845 mit Prinz Friedrich von Württemberg, Witwe seit 9. Mai 1870.
2. Prinzeß Auguste, geb. 4. Okt. 1826, vermählt 17. Juni 1851 mit Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Hinterbliebene des Vatersbruders des Königs, des † Prinz Paul:

Des † Sohnes, des Prinzen Friedrich

Sohn: Prinz Wilhelm, geb. 25. Febr. 1848, vermählt 15. Febr. 1877 mit Prinzeß Marie von Waldeck und Pyrmont, Witwer seit 30. April 1882; wieder vermählt 8. April 1886 mit Prinzeß Charlotte von Schaumburg-Lippe. Tochter 1. Ehe: Prinzeß Pauline, geb. 19. Dez. 1877.

Hinterbliebene des Großvatersbruders des Königs, des † Herzogs Ludwig: Nachkommen seines Sohnes, des † Herzogs Alexander. Kinder: 1. Claudine, Fürstin von Teck, geb. 11. Febr. 1836. 2. Franz, Herzog von Teck, geb. 27. Aug. 1837, vermählt 12. Juni 1866 mit Prinzeß Mary v. Cambridge. Kinder: a. Fürstin Mary, geb. 26. Mai 1867. b. Fürst Adolf, geb. 13. Aug. 1868. c. Fürst Franz, geb. 9. Jan. 1870. d. Fürst Alexander, geb. 14. April 1874. 3. Amalie, Fürstin von Teck, geb. 12. Nov. 1838, vermählt 24. Oktbr. 1863 mit Graf von Hügel.

Hinterbliebene des Großvatersbruders des Königs, des † Herzogs Eugen:

1. Nachkommen seines Sohnes des † Herzogs Friedrich Eugen;

   Aus erster Ehe mit † Prinzeß Mathilde zu Waldeck und Pyrmont: a. Witwe des Sohnes, des † Herzogs Eugen Erdmann: Herzogin Mathilde, geb. Prinzeß von Schaumburg-Lippe. Kinder: aa. Herzogin Wilhelmine, geb. 11. Juli 1844, vermählt 8. Mai 1868 mit Herzog Nikolaus v. Württemberg. bb. Witwe des Sohnes, des † Herzogs Wilhelm Eugen: Herzogin Wera Konstantinowna, Großfürstin von Rußland. Kinder: Herzogin Elsa und Herzogin Olga, geb. 1. März 1876.

   Aus zweiter Ehe mit † Prinzeß Helena von Hohenlohe-Langenburg: b. Herzog Wilhelm, geb. 20. Juli 1828. c. Herzogin Mathilde, geb. 16. Dez. 1829. d. Herzog Nikolaus, geb. 1. März 1833, vermählt 8. Mai 1868 mit Herzogin Wilhelmine von Württemberg, s. oben.
2. Einziger Sohn seines 2. Sohnes des † Herzogs Paul: Herzog Maximilian, geb. 3. Sept. 1828, vermählt 16. Febr. 1876 mit Prinzeß Hermine von Schaumburg-Lippe, Witwe seit 28. Juli 1888.

Hinterbliebene des Großvatersbruders des Königs, des † Herz. Wilhelm:

1. Kinder des Sohnes, des † Grafen Alexander v. Württemberg: a. Graf Eberhard geb. 25. Mai 1833. b. Gräfin Wilhelmine, geb. 24. Juni 1834. c. Gräfin Pauline, geb. 8. Aug. 1836, vermählt 25. April 1857 mit von Wuthenau.
2. Hinterbliebene des Sohnes, des † Herzogs von Urach Graf Wilhelm von Württemberg: Witwe aus zweiter Ehe: Herzogin Florestine, geb. Prinzeß von Monaco. Töchter aus erster Ehe: a. Fürstin Auguste, geb. 27. Dez. 1842. b. Fürstin Mathilde, geb. 14. Jan. 1854, vermählt 2. Febr. 1874 mit Don Paul Altieri, Fürst von Viano. Söhne aus zweiter Ehe: c. Herzog Wilhelm von Urach, Graf von Württemberg, geb. 3. März 1864. d. Fürst Karl von Urach, Graf von Württemberg, geb. 15. Febr. 1865.

Hinterbliebene des Großvatersbruders des Königs, d. † Herz. Alexander: Sohn seines Sohnes, des † Herzogs Alexander aus dessen Ehe mit der † Prinzeß Marie von Orleans: Herzog Philipp, geb. 30. Juli 1838, vermählt 18. Jan. 1865 mit Erzherzogin Maria Theresia von Österreich. Kinder: 1. Herzog Albrecht, geb. 23. Dez. 1865. 2. Herzogin Maria Isabella, geb. 31. Aug. 1871. 3. Herzog Robert, geb. 14. Jan. 1873. 4. Herzog Ulrich, geb. 16. Juni 1877.

Baden. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, geb. 9. Sept. 1826, folgt als Regent seinem Vater, dem Großherzoge Leopold, am 24. April 1852 an Stelle seines Bruders, des Großherzogs Ludwig II, nimmt den Titel des Großherzogs von Baden am 5. Sept. 1856 an, vermählt am 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinzessin von Preußen.

Kinder:

1. Erbgroßherzog Friedrich, geb. 9. Juli 1857, vermählt 20. Septbr. 1885 mit Hilda, Prinzeß von Nassau, geb. 5. Novbr. 1864.
2. Prinzeß Viktoria, geb. 7. Aug. 1862, vermählt 20. Sept. 1881 mit Kronprinz Gustav von Schweden und Norwegen.

Geschwister des Großherzogs:

1. Prinzeß Alexandrine, geb. 6. Dez. 1820, vermählt 3. Mai 1842 mit Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.
2. Markgraf Wilhelm, geb. 18. Dez. 1829, vermählt 11. Febr. 1863 mit Prinzeß Maria von Leuchtenberg. Kinder: a. Markgräfin Marie, geb. 26. Juli 1865. b. Markgraf Maximilian, geb. 10. Juli 1867.
3. Markgraf Karl, geb. 9. März 1832, morganatisch vermählt 17. Mai 1871 mit Gräfin von Rhena, geb. Freiin von Beust.
4. Markgräfin Maria, geb. 20. Nov. 1834, verm. 11. Sept. 1858 m. Fürst Ernst zu Leiningen.



5. Markgräfin Cäcilie, geb. 20. Sept. 1839, vermählt als Großfürstin Olga 28. Aug. 1857 mit Großfürst Michael von Rußland.
Töchter des Vaterbruders des Großherzogs, des † Markgraf Wilhelm:
1. Markgräfin Sophie, geb. 7. Aug. 1834, vermählt 9. Nov. 1858 mit Fürst Woldemar zur Lippe. 2. Markgräfin Elisabeth, geb. 18. Dez. 1835. 3. Markgräfin Leopoldine, geb. 22. Febr. 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg.
Tochter des † Großherzogs Karl:
1. Markgräfin Josephine, geb. 21. Okt. 1813, vermählt 21. Okt. 1834 mit Fürst Karl Anton zu Hohenzollern-Sigmaringen, Witwe seit 2. Juni 1885.

Hessen. Ludwig IV, Großherzog von Hessen und bei Rhein, geb. 12. Sept. 1837, folgte seinem Oheim, dem Großherzog Ludwig III, am 13. Juni 1877, vermählt 1. Juli 1862 mit Alice, Prinzessin von Großbritannien und Irland, Witwer seit 14. Dez. 1878.
Kinder: 1. Prinzeß Viktoria, geb. 5. April 1863, vermählt 30. April 1884 mit Prinz Ludwig von Battenberg. 2. Prinzeß Elisabeth, geb. 1. Nov. 1864, vermählt 15. Juni 1884 mit Großfürst Sergius Alexandrowitsch von Rußland. 3. Prinzeß Irene, geb. 11. Juli 1866, vermählt 24. Mai 1888 mit Prinz Heinrich von Preußen. 4. Erbgroßherzog Ernst Ludwig, geb. 25. Nov. 1868. 5. Prinzeß Alice, geb. 6. Juni 1872.
Brüder des Großherzogs:
1. Prinz Heinrich, geb. 28. Nov. 1838, morganatisch vermählt 28. Febr. 1878 mit Freifrau zu Nidda, geb. Willich, gen. von Pöllnitz, Witwer seit 6. Jan. 1879.
2. Prinz Wilhelm, geb. 16. Nov. 1845.
Witwe des am 15. Dezember 1888 † Prinzen Alexander, Julie, Prinzeß von Battenberg, geb. Gräfin von Hauke.
Kinder:
1. Prinzeß Marie von Battenberg, geb. 15. Juli 1852, vermählt 29. April 1871 mit Graf zu Erbach-Schönberg
2. Prinz Ludwig von Battenberg, geb. 24. Mai 1854, vermählt 30. April 1884 mit Prinzeß Viktoria von Hessen, siehe oben. Tochter: Prinzeß Alice, geb. 25. Febr. 1885.
3. Prinz Alexander, Graf Hartenau, geb. 5. April 1857, seit 17. April 1879 Fürst von Bulgarien, legt am 7. September 1886 die Krone nieder. Morganatisch vermählt.
4. Prinz Heinrich von Battenberg, geb. 5. Okt. 1858, vermählt 23. Juli 1885 mit Prinzeß Beatrix von Großbritannien und Irland. Kinder: a. Prinz Alexander Albert, geb. 23. Nov. 1886. b. Prinzeß Viktoria, geb. 24. Okt. 1887.
5. Prinz Franz Josef von Battenberg, geb. 24. Sept. 1861.

Mecklenburg-Schwerin. Friedrich Franz III, Großherzog von Mecklenburg, geb. 19. März 1851, folgte seinem Vater, dem Großherzoge Friedrich Franz II, am 15. April 1883, vermählt 24. Jan. 1879 mit Anastasia, Großfürstin von Rußland. Kinder: 1. Herzogin Alexandrine, geb. 24. Dez. 1879. 2. Erbgroßherzog Friedrich Franz, geb. 9. April 1882. 3. Herzogin Cäcilie, geb. 21. September 1886
Geschwister des Großherzogs:
Aus der 1. Ehe des † Großherzogs Friedrich Franz II:
1. Herzog Paul Friedrich, geb. 19. Sept. 1852, vermählt 5. Mai 1881 mit Prinzeß Marie von Windischgrätz. Kinder: a. Herzog Paul Friedrich, geb. 12. Mai 1882. b. Herzogin Marie Antoinette, geb. 28. Mai 1884. c. Herzog Heinrich Borwin, geb. 16. Dezbr. 1885. 2. Herzogin Marie, geb. 14. Mai 1854, vermählt 28. Aug. 1874 mit Großfürst Wladimir Alexandrowitsch von Rußland. 3. Herzog Johann Albrecht, geb. 8. Dez. 1857, vermählt 6. Novbr. 1886 mit Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar-Eisenach.
Aus der 3. Ehe des † Großherzogs:
4. Herzogin Elisabeth, geb. 10. Aug. 1869. 5. Herzog Friedrich Wilhelm, geb. 5. April 1871. 6. Herzog Adolf Friedrich, geb. 10. Okt. 1873. 7. Herzog Heinrich, geb. 19. Mai 1876.
Witwe des Vaters, des † Großherzogs Friedrich Franz II:
Großherzogin Marie, Mutter des Großherzogs, geb. Prinzeß v. Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 29. Jan. 1850, vermählt 4. Juli 1868, Witwe seit 15. April 1883.
Witwe des Großvaters, des † Großherzogs Paul Friedrich:
Großherzogin-Mutter Alexandrine, geb. Prinzeß von Preußen, geb. 23. Febr. 1803, vermählt 25. Mai 1822, Witwe seit 7. März 1842.
Witwe des Vatersbruders des Großherzogs, des † Herzogs Wilhelm:
Herzogin Alexandrine, geb. Prinzeß von Preußen, geb. 1. Febr. 1842, vermählt 9. Dez. 1865, Witwe seit 28. Juli 1879. Tochter: Herzogin Charlotte, geb. 7. Nov. 1868, vermählt 17. November 1886 mit Prinz Heinrich XVIII Reuß j. L.

Sachsen-Weimar-Eisenach. Karl Alexander August Johann, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, geb. 24. Juni 1818, folgte am 8. Juli 1853 seinem Vater, dem Großherzog Karl Friedrich, vermählt seit 8. Okt. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande.
Kinder:
1. Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, vermählt 26. Aug. 1873 mit Prinzeß Pauline, Tochter des Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar-Eisenach.
Söhne: a. Prinz Wilhelm, geb. 10. Juni 1876. b. Prinz Bernhard, geb. 18. April 1878.



2. Prinzeß Maria, geb. 20. Jan. 1849, vermählt 6. Febr. 1876 mit Prinz Heinrich VII Reuß.
3. Prinzeß Elisabeth, geb. 28. Febr. 1854, vermählt 6. Novbr. 1886 mit Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.

Schwester des Großherzogs:

Prinzeß Augusta, geb. 30. Sept. 1811, vermählt 11. Juni 1829 mit Prinz Wilhelm von Preußen, dem hochseligen Deutschen Kaiser und König Wilhelm I.

Vaterbruders, des † Herzogs Bernhard Söhne:

1. Prinz Eduard, geb. 11. Okt. 1823, morganatisch vermählt 27. Nov. 1851 mit Lady Augusta Gordon Lennox, Gräfin von Dornburg.
2. Prinz Herrmann, geb. 4. Aug. 1825, vermählt 17. Juni 1851 mit Prinzeß Auguste von Württemberg. Kinder: a. Prinzeß Pauline, geb. 25. Juli 1852, vermählt 26. Aug. 1873 mit dem Erbgroßherzog, siehe oben. b. Prinz Wilhelm, geb. 31. Dez. 1853, vermählt 11. April 1885 mit Prinzeß Gerta von Isenburg-Büdingen-Wächtersbach Sohn: Prinz Hermann, geb. 14. Februar 1886. c. Prinz Bernhard, geb. 10. Okt. 1855. d. Prinz Alexander, geb. 22. Juni 1857. e. Prinz Ernst, geb. 9. Aug. 1859. f. Prinzeß Olga, geb. 8. Sept. 1869.
3. Prinz Gustav, geb. 28. Juni 1827, morganatisch vermählt 14. Febr. 1870 mit Freiin v. Neupurg, geb Edle v. Marcaini, Witwer seit 22. April 1879.

Mecklenburg-Strelitz. Friedrich Wilhelm Karl Georg Ernst Adolf Gustav, Großherzog von Mecklenburg, geb. 17. Okt. 1819, folgte seinem Vater, dem Großherzoge Georg, am 6. Sept. 1860, vermählt 28. Juni 1843 mit Auguste, Prinzeß von Großbritannien, Irland und Hannover (Tochter des † Herzogs von Cambridge).

Sohn: Erbgroßherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt 17. April 1877 mit Prinzeß Elisabeth von Anhalt. Kinder: 1. Herzogin Marie, geb. 8. Mai 1878. 2. Herzogin Jutta, geb. 24. Jan. 1880. 3. Herzog Friedrich, geb. 17. Juni 1882. 4. Herzog Karl, geb. 10. Okt. 1888.

Witwe des Bruders des Großherzogs, des † Herzogs Georg:

Großfürstin Katharina von Rußland, vermählt 10. Febr. 1851, Witwe seit 20. Juni 1876. Kinder: 1. Herzogin Helene, geb. 16. Jan. 1857. 2. Herzog Georg Alexander, geb. 6. Juni 1859. 3. Herzog Karl, geb. 17. Juni 1863.

Oldenburg. Nikolaus Friedrich Peter, Großherzog von Oldenburg, geb. 8. Juli 1827, folgte seinem Vater, dem Großherzog Paul Friedrich August, am 27. Febr. 1853, vermählt seit 10 Febr. 1852 mit Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

Söhne:

1. Erbgroßherzog August, geb. 16. Nov. 1852, vermählt 18. Febr. 1878 mit Prinzeß Elisabeth von Preußen. Tochter: Herzogin Sophie, geb. 2. Febr. 1879.
2. Herzog Georg, geb. 27. Juni 1855

Halbgeschwister des Großherzogs aus der 1. Ehe des Vaters:

1. Herzogin Friederike, geb. 8. Juni 1820, vermählt 15. Aug. 1855 mit Freih. v. Washington.

Aus der 3. Ehe des Vaters:

2. Herzog Elimar, geb. 23. Jan. 1844.

Kinder des Sohnes des Vatersbruders, des † Herzogs Peter:

1. Herzogin Alexandra, geb. 2. Juni 1838, vermählt 6. Febr. 1856 mit Großfürst Nikolaus von Rußland.
2. Herzog Alexander, geb. 2. Juni 1844, vermählt 19. Jan. 1868 mit Prinzeß Eugenie von Leuchtenberg. Sohn: Prinz Friedrich, geb. 21. Nov. 1868.
3. Herzog Konstantin, geb. 9. Mai 1850, vermählt 20. Okt. 1882 mit Gräfin v. Zarnekau, geb. Fürstin Djaporidze.

Braunschweig. Erwählter Regent Prinz Albrecht von Preußen s. Preußen.

Sachsen-Meiningen. Georg II, Herzog von Sachsen-Meiningen, geb. 2. April 1826, folgte seinem Vater, dem am 3. Dez. 1882 verstorbenen Herzoge Bernhard, bei dessen Abdikation am 20. Sept. 1866, vermählt am 18. Mai 1850 mit Charlotte, Prinzessin von Preußen (Tochter des † Prinz Albrecht); Witwer seit 30. März 1855, zum zweitenmale vermählt am 23. Okt. 1858 mit Feodora, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, Witwer seit 10. Febr. 1872; morganatisch vermählt am 18. März 1873 mit Freifrau von Heldburg, geb. Franz.

Kinder 1. Ehe:

1. Erbprinz Bernhard, geb. 1. April 1851, vermählt 18. Febr. 1878 mit Prinzeß Charlotte von Preußen. Tochter: Prinzeß Feodora, geb. 12. Mai 1879.
2. Prinzeß Marie, geb. 23. Sept. 1853.

2. Ehe:

3. Prinz Ernst, geb. 27. Sept. 1859. 4. Prinz Friedrich, geb. 12. Okt. 1861, vermählt 25. April 1889 mit Gräfin Adelheid zur Lippe-Biesterfeld.

Schwester des Herzogs:

Prinzeß Auguste, geb. 6. Aug. 1843, verm. 15. Okt. 1862 mit Prinz Moritz von Sachs.-Altenb.

Sachsen-Altenburg. Ernst Friedrich Paul Georg Nikolaus, Herzog von Sachsen-Altenburg, geb. 16. Sept. 1826, folgte am 3. Aug. 1853 seinem Vater, dem Herzoge Georg, vermählt seit dem 28. April 1853 mit Agnes, Prinzessin von Anhalt. Tochter: Prinzeß Marie, geb. 2. Aug. 1854, vermählt 19. April 1873 mit Prinz Albrecht von Preußen.

Bruder des Herzogs:

Prinz Moritz, geb. 24. Okt. 1829, verm. 15. Okt. 1862 mit Prinzeß Auguste von Sachs.-Mein.



Kinder: 1. Prinzeß **Maria Anna**, geb. 14. März 1864, vermählt 16. April 1882 mit Erbprinz **Georg** von Schaumburg-Lippe. 2. Prinzeß **Elisabeth**, geb. 25. Jan. 1865, vermählt 27. April 1884 mit Großfürst **Konstantin** Konstantinowitsch von Rußland. 3. Prinz **Ernst**, geb. 31. Aug. 1871. 4. Prinzeß **Luise**, geb. 11. Aug. 1873.

Töchter des Vatersbruders des † Herzogs **Joseph**:

1. Prinzeß **Marie**, geb. 14. April 1818, vermählt 18. Febr. 1843 mit Kronprinz, später König **Georg V** von Hannover, Witwe seit 12. Juni 1878. 2. Prinzeß **Therese**, geb. 9. Okt. 1823. 3. Prinzeß **Elisabeth**, geb. 26. März 1826, vermählt 10. Febr. 1852 mit Großherzog **Peter** von Oldenburg. 4. Prinzeß **Alexandra**, geb. 8. Juli 1830, vermählt 11. Sept. 1848 mit Großfürst **Konstantin** Nikolajewitsch von Rußland.

Kinder des Vatersbruders des † Prinz **Eduard**:

Aus der 1. Ehe mit † Prinzeß **Amalie** von Hohenzollern-Sigmaringen:

1. Prinzeß **Therese**, geb. 21. Dez. 1836, vermählt 16. April 1864 mit Prinz **August** von Schweden u. Norwegen, Herzog von Dalekarlien, Witwe seit 4. März 1873. 2. Prinzeß **Antoinette**, geb. 17. April 1838, verm. 22. April 1854 mit Herzog **Friedrich** von Anhalt.

Aus der 2. Ehe mit † Prinzeß **Louise** von Reuß-Greiz:

3. Prinz **Albert**, geb. 14. April 1843, vermählt 6. Mai 1885 mit Prinzeß **Marie** von Preußen, Witwe des † Prinz Heinrich der Niederlande, Witwer seit 21. Juni 1888 Töchter: Prinzeß **Olga**, geb. 17. April 1886. Prinzeß **Maria**, geb. 6. Juni 1888. 4. Prinzeß **Marie**, geb. 28. Juni 1845, vermählt 12. Juni 1869 mit Fürst **Karl** von Schwarzburg-Sondershausen.

Sachsen-Coburg-Gotha. **Ernst II** August Karl Johannes Leopold Alexander Eduard, Herzog zu Sachsen-Coburg u. Gotha, geb. 21. Juni 1818, folgte seinem Vater, dem Herzoge **Ernst I.**, am 29. Jan. 1844; vermählt 3. Mai 1842 mit **Alexandrine**, Prinzessin von Baden, in kinderloser Ehe. Nach dem Hausgesetz vom 1. März 1855 geht die Thronfolge in Ermangelung succesionsfähiger Nachkommen auf den Herzog von Edinburg und dessen Nachkommen über.

Witwe des Bruders des † Prinz **Albert**:

Viktoria, Königin von Großbritannien u. Irland, vermählt 10. Febr. 1840, Witwe seit 14. Dez. 1861. **Kinder:** 1. Prinzeß **Viktoria**, geb. 21. Nov. 1840, vermählt 25. Jan. 1858 mit dem deutschen Kaiser und König von Preußen **Friedrich**, Witwe seit 15. Juni 1888. 2. Kronprinz **Albert Eduard**, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841. 3. Prinz **Alfred**, Herzog von Edinburg, Herzog zu Sachsen, Graf von Ulster und von Kent, geb. 6. August 1844, vermählt 23. Jan. 1874 mit Großfürstin **Maria** von Rußland, Tochter des † Kaisers **Alexander II.** **Kinder:** a. Prinz **Alfred**, geb. 15. Okt. 1874. b. Prinzeß **Maria**, geb. 29. Okt. 1875. c. Prinzeß **Viktoria**, geb. 25. Nov. 1876. d. Prinzeß **Alexandra**, geb. 1. Sept. 1878. e. Prinzeß **Beatrice**, geb. 20. April 1884. 4. Prinzeß **Helene**, geb. 25. Mai 1846, vermählt 5. Juli 1866 mit **Christian**, Prinz zu Schleswig-Holstein. 5. Prinzeß **Luise**, geb. 18. März 1848, vermählt 21. März 1871 mit dem Marquis of Lorne. 6. Prinz **Arthur**, Herzog von Connaught und Strathearn, geb. 1. Mai 1850, vermählt 13. März 1879 mit Prinzeß **Luise Margarethe** von Preußen. Kinder: a. Prinzeß **Margarethe**, geb. 16. Jan. 1882. b. Prinz **Arthur**, geb. 13. Jan. 1883. c. Prinzeß **Viktoria**, geb 17. März 1886. 7. Witwe des Prinz **Leopold**, Herzog von Albany, Prinzeß **Helene** von Waldeck, verm. 27. April 1882, verwitwet 28. März 1884. Kinder: a. Prinzeß **Alice**, geb. 25. Febr. 1883. b. Prinz **Leopold**, geb. 19. Juli 1884. 8. Prinzeß **Beatrix**, geb. 14. April 1857, vermählt 23. Juli 1885 mit Prinz **Heinrich** von Battenberg.

Nachkommen des Vatersbruders des † Prinz **Ferdinand**:

1. **Nachkommen** des Sohnes, des † Prinzen **Ferdinand**, aus seiner Ehe mit † Königin **Maria II** da Gloria von Portugal.
2. Witwe des Sohnes des † Prinz **August**:

   Prinzeß **Clementine**, Tochter des † Königs der Franzosen, **Ludwig Philipp**, vermählt 20. April 1843, Witwe seit 26. Juli 1881.

   Kinder:

a. Prinz **Philipp**, geb 28. März 1844, vermählt 4. Febr. 1875 mit Prinzeß **Luise** von Sachsen, Tochter des Königs der Belgier **Leopold II.** **Kinder:** aa. Prinz **Leopold**, geb. 19. Juli 1878. bb. Prinzeß **Dorothea**, geb. 30. April 1881.

b. Prinz **Ludwig August**, geb. 9. Aug. 1845, vermählt 15. Dez 1864 mit Prinzeß **Leopoldine**, Tochter des Kaisers **Pedro II** von Brasilien, Witwer seit 7. Febr. 1871. **Kinder:** aa. Prinz **Pedro**, geb. 19. März 1866. bb. Prinz **August**, geb. 6. Dez. 1867. cc. Prinz **Ludwig**, geb. 15 Sept. 1870.

c. Prinzeß **Clotilde**, geb. 8. Juli 1846, vermählt 12. Mai 1864 mit Erzherzog **Joseph** von Österreich.

d. Prinzeß **Amalie**, geb. 23. Okt. 1848, vermählt 20. Sept. 1875 mit **Maximilian**, Herzog in Bayern

e. Prinz **Ferdinand**, geb. 26. Febr. 1861.

Anhalt. Leopold **Friedrich** Franz Nikolaus, reg. Herzog von Anhalt, geb. 29. April 1831, folgte seinem Vater, dem Herzoge **Leopold**, am 22. Mai 1871, vermählt seit 22. April 1854 mit **Antoinette**, Prinzeß von Sachsen (Tochter des † Prinzen Eduard von Sachs.-Altenb.).

Kinder: 1. **Witwe des Erbprinz Leopold, Prinzeß Elisabeth von Hessen, vermählt 26. Mai 1884, verwitwet 2. Febr. 1886. Tochter: Prinzeß Antoinette Anna, geb. 3. März 1885.** 2. **Erpbrinz Friedrich, geb. 19. Aug. 1856.** 3. **Prinzeß Elisabeth, geb. 7. Sept. 1857 vermählt 17. April 1877 mit Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz.** 4. **Prinz Eduard, geb. 18. April 1861.** 5. **Prinz Aribert, geb. 18. Juni 1864.** 6. **Prinzeß Alexandra, geb. 4. April 1868.**

Geschwister des Herzogs:
1. Prinzeß Agnes, geb. 24. **Juni 1824, vermählt 28. April 1853 mit Herzog Ernst von** Sachsen-Altenburg. 2. Prinzeß Maria, geb. 14. Sept. 1837, vermählt 29. Nov. 1854 mit Prinz Friedrich Karl von Preußen; Witwe seit 15. Juni 1885.

Kinder des Vatersbruders des † Prinz Georg:
Aus 1. Ehe mit † Prinzeß Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt.
Prinzeß Luise, geb. 22. Juni 1826.

Witwe des Vatersbruders des † **Prinz Friedrich August:**
Prinzeß Marie, geb. Prinzessin von Hessen-Kassel, verm. 11. Sept 1832, Witwe seit 4. Dez. 1864.
Töchter: 1. Prinzeß Adelheid, geb. 25. Dez. 1833, vermählt 23. April 1851 mit Herzog Adolf von Nassau. 2. Prinzeß Bathildis, geb. 29. Dez. 1837, vermählt 30. Mai 1862 mit Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe. 3. Prinzeß Hilda, geb. 13. Dez. 1839.

Witwe des † letzten Herzogs Alexander von Anhalt-Bernburg:
Herzogin Friederike, geb. Prinzeß von Schleswig-Holstein-**Sonderburg-Glücksburg, geb. 9. Okt. 1811, vermählt 30. Okt. 1834, Witwe seit 19. Aug. 1863.**

Schwarzburg-Sondershausen. Karl Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 7 Aug. 1830. Folgte seinem auf die Regierung Verzicht leistenden Vater, dem Fürsten Günther, am 17. Juli 1880, vermählt seit 12. Juni 1869 mit Marie, Herzogin zu Sachsen (Tochter des † Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg).

Geschwister aus des Vaters 1. Ehe:
1. Prinzeß Elisabeth, geb. 22. März 1829. 2. **Prinz Leopold, geb. 2. Juli 1832.**

Aus des Vaters 2. Ehe:
3. Prinzeß Marie, geb. 14. Juni 1837.

Tochter des Großvatersbruder des † Prinzen Karl:
Prinzeß Charlotte, geb. 7. Sept. 1816, vermählt 26. Febr. 1856 mit Frhr. v. Jud, Witwe seit 13. Januar 1864.

Schwarzburg-Rudolstadt. Georg Albert, Fürst zu Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 23. Nov. 1838, folgte am 26. Nov. 1869 seinem Vater, dem Fürsten Albert. Unvermählt.

Schwester:
Prinzeß Elisabeth, geb. 1. Okt 1833, vermählt 17. April 1852 mit Fürst Leopold zur Lippe, Witwe seit 8. Dez. 1875.

Kinder des Vatersbruders des † Fürst Günther aus dessen 2. Ehe mit der † Prinzeß Helene von Anhalt, Gräfin von Reina:
1. Prinzeß Helene von Leutenberg, geb. 2. Juni 1860, vermählt 24. Jan. 1884 mit Hans Prinz von Schönaich-Carolath. 2. Prinz Sizzo von Leutenberg, geb. 3. Juni 1860.

Witwe von Großvaters-Bruders Sohn, des † Prinz Adolf:
Prinzeß Mathilde, geb. Prinzeß von Schönburg-Waldenburg. Kinder: 1. Prinzeß Marie, geb. 29. Jan. 1850, vermählt 4. Juli 1868 mit Großherzog Friedrich Franz II von Mecklenburg-Schwerin, Witwe seit 15. April 1883. 2. Prinz Viktor Günther, geb. 21. Aug. 1852. 3. Prinzeß Thekla, geb. 12. Aug. 1859.

Waldeck. Georg, Fürst zu Waldeck u. Pyrmont, geb. 14. Jan. 1831, folgte seinem Vater, dem Fürsten Georg, am 15. Mai 1845 zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Emma, geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg, selbständig seit 17. Aug. 1852, vermählt 26. Sept. 1853 mit Helene, Prinzessin von Nassau, Witwer seit 29. Okt. 18?8.

Kinder: 1. Prinzeß Pauline, geb. 19. Aug. 1855, vermählt 7. Mai 1881 mit Erbprinz Alexis zu Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt. 2. Prinzeß Emma, geb. 2. Aug. 1858, vermählt 7. Jan. 1879 mit König Wilhelm III der Niederlande. 3. Prinzeß Helene, geb. 17. Febr. 1861, vermählt 27. April 1882 mit Prinz Leopold von Großbritannien, Herzog von Albany, Witwe seit 28. März 1884. 4. Erbprinz Friedrich, geb. 20. Jan. 1865. 5. Prinzeß Elisabeth, geb. 6. Sept. 1873.

Schwestern:
1. Prinzeß Auguste, geb. 21. Juli 1824, vermählt 15. Juni 1848 mit Alfred, reg. Graf zu Stolberg-Stolberg. 2. Prinzeß Hermine, geb. 29. Sept. 1827, vermählt 25. Okt. 1844 mit Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe.

Söhne des Vatersbruders, des † Prinz Karl:
1. Prinz Albrecht, geb. 11. Dez. 1841, vermählt 2. Juni 1864 in nicht ebenbürtiger Ehe mit Dora Gage, Gräfin von Rhoden, Witwer seit Dez. 1883; wieder vermählt am 8. Mai 1886 mit Prinzeß Luise zu Hohenlohe-Öhringen. 2. Prinz Erich, geb. 20. Dez. 1842, vermählt 24. Aug. 1869 in nicht ebenbürtiger Ehe mit Marie. Gräfin von Grebenstein. 3. Prinz Heinrich, geb. 20. Mai 1844, vermählt 8. Sept. 1881 mit Prinzessin Auguste zu Isenburg und Büdingen.

Witwe des Vatersbruders, des † Prinz Hermann:
Prinzeß Agnes, geb. Gräfin von Teleki-Szék, vermählt 2. Sept. 1833, Witwe seit 6. Okt. 1876.



Reuß ä. L. (Greiz). Heinrich XXII, ältere Linie, souveräner Fürst Reuß, geb. 28. März 1846, folgte seinem Vater, dem Fürsten Heinrich XX, am 8. Nov. 1859, zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, der Fürstin Karoline, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, übernahm selbständig die Regierung am 28. März 1867; vermählt seit 8. Okt. 1872 mit Ida, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Kinder: 1. Erbprinz Heinrich XXIV, geb. 20. März 1878. 2. Prinzeß Emma, geb. 17. Jan. 1881. 3. Prinzeß Marie, geb. 26. März 1882. 4. Prinzeß Karoline, geb. 13. Juli 1884. 5. Prinzeß Hermine, geb. 17. Dez. 1887.

Schwestern:

1. Prinzeß Hermine, geb. 25. Dez. 1840, vermählt 29. April 1862 mit Prinz Hugo von Schönburg-Waldenburg. 2. Prinzeß Maria, geb. 19. März 1855, vermählt 20. Juli 1875 mit Erbgraf Friedrich zu Isenburg und Büdingen-Meerholz.

Reuß j. L. (Gera). Heinrich XIV, jüngere Linie, souveräner Fürst Reuß, geb. 28. Mai 1832, folgte seinem Vater, dem Fürsten Heinrich LXVII, am 11. Juli 1867, vermählt seit 6. Febr. 1858 mit Agnes, Herzogin von Württemberg (Tochter des † Herzogs Eugen von Württemberg), Witwer seit 10. Juli 1886.

Kinder: 1. Erbprinz Heinrich XXVII, geb. 10. Nov. 1858, vermählt 11. Nov. 1884 mit Prinzeß Elise von Hohenlohe-Langenburg. Tochter: Prinzeß Viktoria, geb. 21. April 1889. 2. Prinzeß Elisabeth, geb. 27. Okt. 1859, vermählt 17. Nov. 1887 mit Prinz Hermann zu Solms-Braunfels.

Schwester:

Prinzeß Anna, geb. 16. Dez. 1822, vermählt 7. März 1843 mit Prinz Adolf von Bentheim-Tecklenburg-Rheda, Witwe seit 3. Sept. 1874.

Schaumburg-Lippe. Adolf Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe, geb. 1. Aug. 1817, folgte seinem Vater, dem Fürsten Georg, 21. Nov. 1860; vermählt seit 25. Okt. 1844 mit Hermine, Prinzessin von Waldeck.

Kinder: 1. Prinzeß Hermine, geb. 5. Okt. 1845, vermählt 16. Febr. 1876 mit Herzog Maximilian von Württemberg, Witwe seit dem Dezember 1888. 2. Erbprinz Georg, geb. 10. Okt. 1846, vermählt 16. April 1882 mit Maria Anna, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Söhne: a. Prinz Adolf, geb. 23. Febr. 1883 b. Prinz Moritz, geb. 11. März 1884. c. Prinz Ernst, geb. 19. April 1887. 3. Prinz Hermann, geb. 19. Mai 1848. 4. Prinzeß Ida, geb. 28. Juli 1852, vermählt 8. Okt. 1872 mit dem regierenden Fürsten Heinrich XXII Reuß ält. L. 5. Prinz Otto, geb. 13. Sept. 1854. 6. Prinz Adolf, geb. 20. Juli 1859.

Geschwister des Fürsten:

1. Prinzeß Mathilde, geb. 11. Sept. 1818, vermählt 15. Juli 1843 mit Herzog Eugen von Württemberg, Witwe seit 8. Jan. 1875.
2. Prinzeß Adelheid, geb. 9. März 1821, vermählt 16. Okt 1841 mit Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, Witwe seit 14 Jan. 1880.
3. Prinzeß Ida, geb. 26. Mai 1824.
4. Prinz Wilhelm, geb. 12. Dez. 1834, vermählt 30. Mai 1862 mit Bathildis, Prinzessin von Anhalt-Dessau. Kinder: a. Prinzeß Charlotte, geb. 10. Okt. 1864, vermählt 8. April 1886 mit Prinz Wilhelm von Württemberg. b. Prinz Bruno, geb. 30. Jan. 1868. c. Prinz Albrecht, geb. 24. Okt. 1869. d. Prinz Maximilian, geb. 13. März 1871. e. Prinzeß Bathildis, geb. 21. Mai 1873. f. Prinzeß Adelheid, geb. 22. Sept. 1875. g. Prinzeß Alexandra, geb. 9. Juni 1879.
5. Prinzeß Elisabeth, geb. 5. März 1841, vermählt 30. Jan. 1866 mit Prinz Wilhelm von Hanau, geschieden Juni 1868.

Lippe. Günther Friedrich Woldemar, Fürst zu Lippe, geb. 18. April 1824, folgte seinem Bruder, dem Fürsten Leopold, am 8. Dez. 1875; vermählt seit 9. Nov. 1858 in kinderloser Ehe mit Sophie, Prinzessin von Baden (Tochter des † Markgrafen Wilhelm).

Geschwister: 1. Prinzeß Friederike, geb. 1. Dez. 1825. 2. Erbprinz Alexander, geb. 16. Jan. 1831. 3. Prinzeß Pauline, geb. 2. Okt. 1834.

Witwe des Bruders, des † Fürsten Leopold:

Fürstin Elisabeth, geb. Prinzeß von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1 Okt. 1833, Witwe seit 8. Dez. 1875.

Außerdeutsche Staaten.

Belgien. König Leopold II, geb. 9. April 1835, folgt seinem am 10. Dez. 1865 † Vater Leopold I in der Regierung, vermählt am 22. Aug. 1853 mit Erzherzogin Marie Henriette, geb. 23. Aug. 1836, Tochter des † Erzherzogs Joseph v. Österreich. Thronfolger: Bruder des Königs, Philipp, Graf von Flandern, geb. 24. März 1837, vermählt 25. April 1867 mit Prinzeß Marie, Tochter des † Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, geb. 17. Nov. 1845.

Brasilien. Kaiser Dom Pedro II, geb. 2. Dez. 1825, folgt seinem entsagenden Vater Dom Pedro I am 7. April 1831, vermählt 4. Sept. 1843 mit Therese, Tochter des † Königs Franz I beider Sizilien. geb. 14. März 1822. Kronprinzessin: Isabella, geb. 29. Juli 1846, vermählt 15. Okt. 1864 mit Prinz Ludwig v. Orleans, Gr. v. Eu, geb. 29. April 1842.

Bulgarien. Seit der Niederlegung der Krone durch Fürst Alexander am 7. Septbr. 1886 ist der Fürstenthron verwaist.



Dänemark. König Christian IX, geb. 8. April 1818, folgt nach dem Thronfolgegesetz dem König Friedrich VII 15. Nov. 1863, vermählt am 26. Mai 1842 mit Prinzeß Luise, Tochter des † Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 7. Sept. 1817. Kronprinz: Friedrich, geb. 3. Juni 1843, vermählt 28. Juli 1869 mit Prinzeß Luise von Schweden, Tochter des † Königs Karl XV von Schweden, geb. 31. Okt. 1851.

Griechenland. König Georg I, geb. 24. Dez. 1845, aus dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, übernimmt infolge seiner Wahl die Regierung 6. Juni 1863, vermählt 27. Okt. 1867 mit Großfürstin Olga, Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch von Rußland, geb. 3. Sept. 1851. Kronprinz: Konstantin, Herzog von Sparta, geb. 2. Aug. 1868.

Großbritannien. Königin Viktoria, Kaiserin von Indien, geb. 24. Mai 1819, folgt 20. Juni 1837 ihrem Oheim Wilhelm IV, vermählt am 10. Febr. 1840 und Witwe seit 14. Dez. 1861 von Albert, Bruder des regierenden Herzogs v. Sachsen-Coburg-Gotha. Kronprinz: Albert Eduard, Prinz v. Wales, geb. 9. Nov. 1841, vermählt am 10. März 1863 mit Alexandra, Tochter des Königs Christian IX von Dänemark, geb. 1. Dez. 1844.

Italien. König Humbert I, geb. 14. März 1844, folgt seinem Vater Viktor Emanuel II am 9. Jan. 1878, vermählt am 22. April 1868 mit Margarethe, Tochter des † Herzogs v. Genua, geb. 20. Nov. 1851. Kronprinz: Viktor Emanuel, geb. 11. Nov. 1869.

Liechtenstein. Fürst Johann II, geb. 5. Okt. 1840, folgt seinem Vater, dem Fürsten Aloys, 12. Nov. 1858. Bruder: Franz de Paula, geb. 28. Aug. 1853.

Monaco. Fürst Karl III, geb. 8. Dez. 1818, folgt seinem Vater, dem Fürsten Florestan I, 20. Juni 1856, vermählt am 28. Sept. 1846 mit Antoinette, geb. Gräfin von Merode, geb. 28. Sept. 1828, Witwer seit 10. Febr. 1864. Erbprinz: Albert, geb. 13. Nov. 1848, vermählt 21. Sept. 1869 mit Marie, Prinzeß v. Hamilton, geb. 11. Dez. 1850, geschieden 28. Juli 1880.

Montenegro. Fürst Nikolaus I, geb. 7. Okt. 1841, folgt seinem Oheim, dem Fürsten Danilo I, 14. Aug. 1860, vermählt 8. Nov. 1860 mit Milena, Tochter des Wojwoden Vukotic, geb. 22. April 1847. Erbprinz: Danilo, geb. 29. Juni 1871.

Niederlande. König Wilhelm III, Prinz von Oranien-Nassau, geb. 19. Febr. 1817, folgt seinem Vater Wilhelm II am 17. März 1849, vermählt 18. Juni 1839 mit Sophie, Tochter des † Königs Wilhelm I von Württemberg, Witwer seit 3. Juni 1877, wiedervermählt 7. Jan. 1879 mit Emma, Tochter des regierenden Fürsten Georg von Waldeck, geb. 2. Aug. 1858. Kronprinzessin: Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880.

Österreich. Kaiser Franz Josef I, geb. 18. Aug. 1830, folgt seinem Oheim Kaiser Ferdinand I am 2. Dez. 1848, vermählt am 24. April 1854 mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern, geb. 24. Dez. 1837. Bruder: Erzherzog Karl Ludwig, Thronfolger, geb. 30. Juli 1833.

Portugal. König Ludwig, geb. 31. Okt. 1838, folgt seinem Bruder, dem Könige Pedro V, 11. Nov. 1861, vermählt 6. Okt. 1862 mit Pia, Tochter des † Königs Viktor Emanuel II von Italien, geb. 16. Okt. 1847. Kronprinz: Karl, Herzog von Braganza, geb. 28. Sept. 1863, vermählt 22. Mai 1886 mit Amalia, Prinzeß v. Orleans, Tochter des Grafen von Paris, geb. 28. Sept. 1865.

Rumänien. König Karl I, geb. 20. April 1839, zum Fürsten gewählt 20. April 1866, als König proklamiert am 26. März 1881, vermählt am 15. Nov. 1869 mit Elisabeth, Tochter des † Fürsten Hermann von Wied, geb. 29. Dez. 1843. Mutmaßlicher Thronfolger: Prinz Ferdinand von Hohenzollern, geb. 24. Aug. 1865.

Rußland. Kaiser Alexander III Alexandrowitsch, geb. 10. März 1845, folgt seinem Vater Alexander II 13. März 1881, vermählt am 9. Nov. 1866 mit Maria, Tochter des Königs Christian IX von Dänemark, geb. 26. Nov. 1847. Großfürst-Thronfolger: Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 18. Mai 1868.

Schweden und Norwegen. König Oskar II, geb. 21. Jan. 1829, folgt seinem Bruder Karl XV, am 18. Sept. 1872, vermählt am 6. Juni 1857 mit Sophie, Tochter des † Herzogs Wilhelm von Nassau, geb. 9. Juli 1836. Kronprinz: Gustav, Herzog von Wermland, geb. 16. Juni 1858, vermählt am 20 Sept. 1881 mit Viktoria, Tochter des Großherzogs Friedrich von Baden, geb. 27. Aug. 1862.

Serbien. König Alexander, geb. 14. Aug. 1876, folgt unter einer Regentschaft seinem Vater Milan Obrenowitsch, infolge dessen Abdankung vom 6. März 1889.

Spanien. Königin und Regentin Maria, Tochter des † Erzherzogs Karl Ferdinand von Österreich, geb. 21. Juli 1858, vermählt 29. Nov. 1879 mit † König Alfons XII, Witwe seit 25. Nov. 1885. König Alfons XIII, geb. 17. Mai 1886.

Türkei. Großsultan Abdul-Hamid-Khan, geb. 22. Sept. 1842, folgt seinem Bruder Murad V 31. Aug. 1876. Thronfolger: Mehemmed-Reschad-Effendi, geb. 3. Nov. 1844.



Schlittenkorso im Berliner Thiergarten. Von F. Wittig.



Ein schlechter Grenadier.

Erzählung
von C. von Hellen.

Es war ein kleines, freundliches Residenzstädtchen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wie ein Pilz aus der Erde geschossen durch den allmächtigen Willen eines kleinen Potentaten, wie es deren im lieben deutschen Lande damals gar viele gab. Regelmäßige breite Straßen, runde Plätze, alles genau nach der Vorschrift des Hofbaumeisters, in roten Backsteinen mit weißen Fugen errichtet; das Schloß umgeben von künstlichen Parkanlagen mit geschorenen Hecken und Wasserkünsten nach Versailler Muster. An dem Thore, von welchem aus die Landstraße nach Hamburg führte, stand innerhalb desselben ein Wachthäuschen. Zwei rote Thortürme, durch welche kleine Bogenthüren für die Fußgänger führten, standen zu beiden Seiten der schweren, eisernen Thorflügel, und diese selbst waren weit offen an dem schönen, sonnigen Sommertage.

Das Wachthäuschen mit dem hohen, roten Ziegeldach und den weißen Holzsäulen warf seinen Schatten noch breit über die Straße, denn es war früher Morgen. Ein ältlicher Mann in weißen Gamaschen und blauer Uniform, einen unförmigen Dreimaster auf dem Kopf und einen stramm geflochtenen grauen Zopf mit schwarzer Seidenschleife im Nacken, stand an einer der weißen Säulen gelehnt; das Gewehr hatte er an die Wand hinter sich gestützt und sein schwarz gewichster Schnurrbart, der steif in die Höhe gebürstet war, stach seltsam und martialisch gegen seine äußerst friedliche Beschäftigung

ab, er strickte an einem weißwollenen Handschuh. Die Thür des Häuschens stand offen, und man sah ein helles Feuer auf dem Herde brennen. Jetzt erschien eine äußerst sauber gekleidete alte Frau in der Thüröffnung. „Olling," sagte sie freundlich, „die Suppe ist fertig."

Der Mann legte sein Strickzeug auf die kleine Holzbank vor der Thür und trat in das Stübchen. Dieses war ebenso sauber gehalten wie die Uniform des Alten und die weiße, dreistückige Mütze der Frau. Die dampfende Suppe stand auf dem Tisch, und beide begannen die Mahlzeit. „Was soll nun heute nur werden, Olling," unterbrach die Frau in ihrer gemütlich klingenden plattdeutschen Mundart das Schweigen, „wenn das Heu von der Wiese herein muß, und es muß herein. Der alte August, der mir immer geholfen hat, ist tot, Gott hab' ihn selig, und du mußt Wache stehen, und ich allein kann es doch nicht zwingen. Ja, wenn ich noch so wäre wie dazumal, als du mich auf der alten Kanalwiese im Heu zum erstenmal angetroffen hast!"

„Und ich dir die Hände vor die Augen hielt und dir einen Kuß gab," sagte der Alte, indem ein Lächeln über seine verwitterten Züge flog, „ja, ja, Olling, du warst eine dralle Dirn."

„Na, es war ein recht schlechter Spaß, und ich war dir sehr böse, aber es ist lange her."

„Und du bist nun wieder gut," meinte er, ihr mit der Hand über den gebeugten Rücken streichend.

„Ach natürlich, Olling, aber wegen dem Heu, es geht mir immerfort im Kopf herum, es muß herein, und du müßtest eigentlich mit, weil ich wegen der Hälfte, die uns zukommt, und der anderen Hälfte, die dem Hundewärter gehört, nicht Bescheid weiß. Es ist doch eigentlich gar nicht nötig, daß du hier stehst, es kommt ja doch niemand, und die paar Milchweiber —"

„Das verstehst du nicht, Olling, ich habe hier meinen Dienst, und dem muß ich vorkommen, sonst jagt mich Se. Hoheit fort und das mit vollem Recht. Punktum."

Die Alte schwieg, denn das wußte sie, wenn er „Punktum" gesagt hatte, durfte sie keine Einwendungen mehr machen. Sie schob das Geschirr zur Seite, langte eine dickleibige Bibel in Leder gebunden vom Betthimmel herunter, wo sie neben einigen großen Tassen und anderen Hausschätzen ihren Platz hatte, schob sich eine Hornbrille auf die Nase und las ein Kapitel vor; sie konnte lesen, was der Alte an ihr als eine ganz besondere Klugheit schätzte, denn er hatte es nie gelernt. Als sie das Buch wieder an seinen Platz schob,

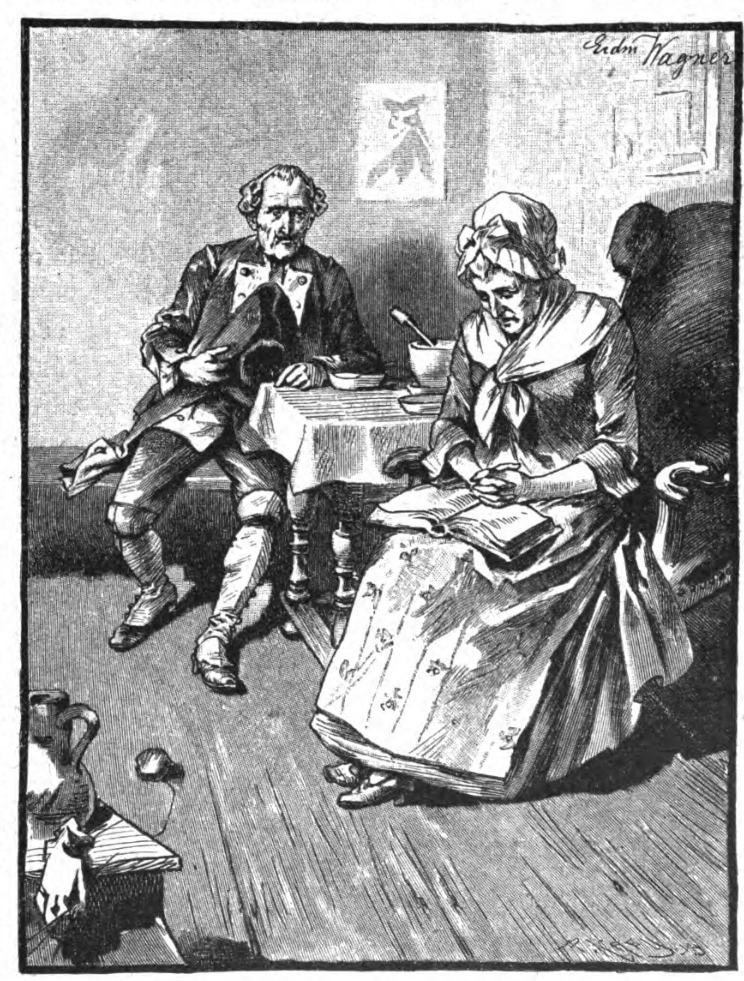


seufzte sie tief. Der Alte, der sich schon erhoben hatte, blieb stehen. Er konnte es nicht aushalten, wenn seine Frau seufzte, und das wußte sie recht gut.

„Olling, was ist dir?" sagte er, zu ihr tretend.

Sie schüttelte nur mit dem Kopf und begann den Tisch abzuräumen.

„Olling, warum hast du so gestöhnt? Jetzt sollst du es gleich sagen, Punktum," knurrte er, sich dicht vor sie hinstellend.



„Ach Friedrich," so sagte sie immer, wenn sie gerührt ward, „Friedrich, ich dachte nur so, wie schlimm es doch ist, wenn man alt wird und keine Kinder hat. Solange wir beide noch jung waren, habe ich öfters gedacht, es ist besser für arme Leute ohne Kinder, aber jetzt —" sie nahm einen Schürzenzipfel und wischte sich die Augen.

Weinen sehen konnte er aber sein Olling nun unter keinen Umständen.

„Na — na — na —," sagte er im Tone mitleidigster Zärtlichkeit, so laß doch man sein, mein Olling, laß doch man sein, geh du man immer auf die Wiese, ich werde —, na, ich werde doch nachkommen, es wird sich ja machen, es wird sich ja machen."

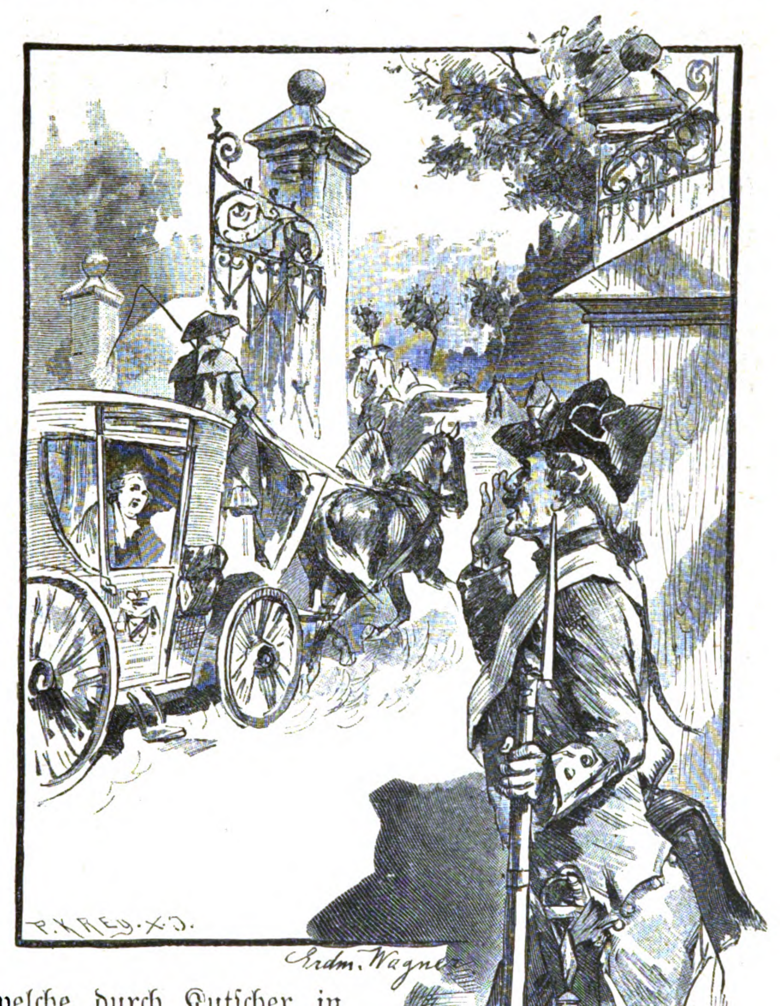
Sie trocknete ihre Thränen. „Ich habe es ja immer gesagt, du bist der beste Mann, Olling, der allerbeste Mann, unseren aller-

gnädigsten Herzog nicht ausgenommen." Sie faßte ihn um den Hals und gab ihm einen Kuß, was er sich zufrieden gefallen ließ.

Sie eilte nun, das Geschirr abzuwaschen, setzte einen großen Hut auf, ließ sich noch Bescheid sagen, an welcher Seite der Wiese das Heu zusammengeharkt werden solle, und schritt, eine hölzerne Harke über der Schulter, aus dem Thore.

Als sie gegangen war, nahm der alte Soldat sein Strickzeug wieder auf und fuhr, an den Pfeiler gelehnt, in seiner Arbeit fort, aber es wollte nicht recht damit gehen, Maschen fielen ihm von der Nadel, er warf das Strickzeug zuletzt ärgerlich auf die Bank und schritt unruhig auf und ab. Er hatte etwas versprochen und wußte doch nicht, wie er es halten sollte. Seinen Posten verlassen, unmöglich! Seine Frau allein arbeiten lassen in der Sonnenhitze, noch unmöglicher! Er hätte es ihr doch nicht versprechen sollen. Da schlug es bereits drei Viertel auf acht. Die Straßen der kleinen Stadt waren noch still, der letzte Milchkarren kam eben durchs Thor gerasselt, die Frau nickte dem Alten einen vertraulichen Gutenmorgen, und lenkte ihr Rößlein über den nahen Kirchplatz der Stadt zu. Der Alte lüftete seinen Dreimaster, kraute seinen grauen Kopf, er konnte zu keinem Entschluß kommen. Da schlug es acht. Ein Bäckerjunge lief mit dem Semmelkorb vorüber, ein betreßter Lakai in roter Livree schritt über den Platz. Das Städtchen ward, namentlich in dieser Gegend, fast ausschließlich von den zum Hofe gehörenden Herrschaften bewohnt, welche teils so früh nicht aufstanden oder in den Gärten hinter ihren Häusern die Morgenstunden genossen. Der Alte überlegte, wer doch noch am Vormittag vorüberkommen könne. Er meinte mit Bestimmtheit nur auf die zurückfahrende Milchfrau und die Hamburger Post, welche um neun Uhr vorbeikommen mußte, rechnen zu können. Die Spazierritte für die vornehme Welt richteten sich nicht nach dieser Seite. Wie, wenn er sein Gewehr ans Fenster stellte, drinnen in der Stube, seine Uniform daneben aufhinge und den Hut so über dem Rock befestigte, daß es von außen aussähe, als stände er selbst dort, wahrscheinlich würde dann der Postillon denken, er sei einen Augenblick hereingegangen, und niemand erfahre, daß er auf einige Stunden seinen Posten verlassen habe. Es stand zwar eine Kompanie Infanterie in dem Städtchen, dieselbe war aber zu den Übungen ausgerückt, und das hätte auch unserem bedrängten Alten keine Erleichterung gebracht, denn man hatte ihn als ständigen Thorwart in dem Häuschen eingesetzt, um dem altgedienten Unteroffizier eine dauernde Brotstelle zu verschaffen. Während er nun solche Entschlüsse erwog und im Begriff

dieselben auszuführen schon auf der Thürschwelle stand, hörte er plötzlich aus nicht zu weiter Ferne das Geräusch von Rädern und den schnellen Hufschlag von Pferden, er griff hastig nach seiner Muskete, schob den Dreimaster zurecht, strich seinen Schnurrbart in die Höhe und stellte sich breitbeinig, wie es Vorschrift war, vor dem Häuschen in Positur.



Gleich darauf bog eine wunderliche Gestalt um die Ecke des Kirchplatzes, ein Läufer, einen goldenen Stab mit großem Knopf, an welchem ein Blumenstrauß befestigt war, in sehr bunter Kleidung, einen phantastischen Kopfputz auf dem Haupte, eilte der Mann in raschem Lauf daher; ihm auf dem Fuß folgte der Vorreiter und die fürstliche Equipage, mit vier Pferden bespannt, welche durch Kutscher in roten Jacken vom Sattel gefahren wurden. Se. Hoheit, ein alter Herr, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Reisemütze mit breitem Schirm auf dem Kopf, saß darin; er winkte dem salutierenden Thorwart mit freundlicher Handbewegung gnädig zu und rollte aus dem Thor, gefolgt von einem zweiten Wagen, in welchem der Oberjägermeister und einige Jäger mit Gewehren und Jagdgerätschaften sich befanden. Schließlich folgte ein dicker Mundkoch nebst einem Küchenjungen und großen Körben auf einem dritten Wagen.



Als dieser vorbeikam, hatte der Alte seine Position bereits insofern geändert, als er die Beine zusammengezogen und die Muskete lose in den Arm genommen hatte. Jetzt rief er dem Koch zu: „Auf wielange, Schultz?"

„Bis auf den Abend, Möller!" antwortete jener im Vorüberfahren. Unser Alter verfolgte die Equipagen, bis die letzte Staubwolke auf der Landstraße verschwand. Dann seufzte er erleichtert auf und wandte sich zurück, um seinen Vorsatz von vorhin auszuführen, als ihn abermals etwas zu beunruhigen schien; denn er zögerte, drehte sich ärgerlich auf den Hacken herum und horchte, die stille, kurze Gasse entlang blickend, mit Spannung nach dem Schloß hin. Es blieb alles still, und endlich schritt der Soldat die Gasse entlang und lugte, die Hand über die Augen haltend, um die Ecke, von wo er einen Blick über einen breiten, mit Linden bepflanzten Platz auf das Schloß hatte. Er schien indessen wenig befriedigt von seinem Ausflug und kehrte, etwas zwischen die Zähne murmelnd, auf seinen Posten zurück, nahm seinen Handschuh und versuchte die Maschen wieder aufzunehmen.

Indessen der Thorwart Möller also vergeblich bei der Lösung des großen Rätsels, welches zwei einander widersprechende Pflichten jedem gewissenhaften Menschen aufzugeben pflegen, sich abmühte, stand nicht allzu weit von dem Thorhäuschen, an dem kleinen Fenster eines niedrigen Mansardenstübchens, ein Mann, welcher sich nach nichts in der Welt so sehr sehnte, als nach Pflichten, d. h. nach bestimmten Berufspflichten. Es war ein langer, magerer und blaßer junger Mensch, dessen hübsches und einnehmendes Gesicht mit einem Ausdruck tiefster Traurigkeit über den blühenden Garten in den lachenden blauen Himmel hinaussah. — Er seufzte tief, hob seine fest gefalteten Hände und sagte leise: „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein!"

Seine schwarze Kleidung und die theologischen Bücher, welche auf einem Bücherbrett an der weißgetünchten Wand des äußerst einfach möblierten Stübchens standen, zeigten zur Genüge den Beruf an, welchem Herr Milius angehörte. Er war Kandidat der Theologie. Einige Jahre hatte er eine bescheidene Stelle als Hauslehrer in einer Familie auf dem Lande eingenommen; da indessen seine Schüler seit Ostern das Gymnasium der Residenz besuchten, hatte er, einem Schimmer von Hoffnung folgend, den ihm die freigewordene Pfarre in der Sommerresidenz des Herzogs, eine Art zweite Hofpredigerstelle, erweckte, Folge gebend und keinen neuen Hauslehrerplatz findend,



sich dies Stübchen gemietet, um an Ort und Stelle die Wege zu suchen, die ihn zum ersehnten Ziele führen konnten. Er hatte nichts, was sich mit seinem Gewissen vertrug, unversucht gelassen, um wenigstens die Erlaubnis zu einer Probepredigt vor dem allerhöchsten Herrn, bei dem die letzte Entscheidung über die Besetzung jener Stelle stand, erhalten zu können; endlich hatte man ihm Hoffnung gemacht, am nächsten Sonntag die Kanzel der Schloßkirche besteigen zu dürfen. Allein Intriguen und Hinterthüren waren Dinge, die sein einfacher Sinn überhaupt nicht begriff, und denen sein reines kindliches Gemüt widerstrebt haben würde, wenn er sie begriffen hätte. Dergleichen ward aber zu jener Zeit an allen kleinen Höfen gepflegt und benutzt, und so geschah es, daß an diesem schönen Sommermorgen ein schlimmer Hagel die Hoffnungsblüten des armen Milius vernichtete, indem ihm in einem Schreiben von zuständiger Stelle kurz und bündig mitgeteilt ward, daß es mit der Probepredigt weder am kommenden Sonntag noch überhaupt je etwas werden könne, da die Zahl der Bewerber bereits so groß sei, daß man vom Hinzutritt eines neuen durchaus absehen müsse. Da stand er nun wie weiland Jakob, nichts als seinen Stecken, so zu sagen, in der Hand. Die wenigen Thaler, welche er sich erspart, waren dahin und sein Beutelchen so leer wie Elias Reisesack, als er in die Wüste ging. In einer kleinen Landstadt lebte ihm zwar noch die Mutter, aber diese hatte doch wohl Anspruch, wie er denn auch bisher redlich gethan, von ihm unterstützt zu werden, nachdem sie ihn im Schweiße ihres Angesichts durch die Schul- und Universitätsjahre, mit viel Bitten bei Menschen und viel Gebet bei Gott, gebracht; dennoch blieb ihm nur die Wahl, zu ihr zurückzukehren und von dort aus eine neue Stelle zu suchen, oder aufs geratewohl in die weite Welt hinaus zu wandern; denn in jenen Zeiten gab es weit weniger Mittel und Wege, eine Brotstelle für einen armen Kandidaten zu suchen, als heute, und so stand er seufzend und sorgend und schaute, die trostlose Möglichkeit seiner weiteren Existenz erwägend, in die Zweige eines Apfelbaumes, der dort vor seinem Fenster die ersten grünen Früchte trug, und durch dessen dichtes Laubwerk goldene Sonnenlichter huschten. Da sah er ein Starenpaar, welches dort sein Nest hatte. Oft schon hatte er die Tierchen beobachtet, wie sie unter den blaßgrünen Knospen ihr Haus gebaut, unter der rosa Blütenpracht gebrütet und dann die Jungen gefüttert hatten; heute nun piepte es auf allen Zweigen, denn die Kleinen waren flügge geworden und hatten das Vaterhaus verlassen. Herr Milius sah ihnen eine Weile zu, und dann sank er langsam auf seine Kniee nieder:

„Reicher Gott, der du die Vögel unter dem Himmel versorgst und uns Menschen befohlen hast zu bitten, wenn wir nehmen wollen, ich bitte dich, schaffe mir Rat und Hilfe, denn du kannst es, ich verlasse mich auf dich und deine Gnade,“ so flehte er und sein Herz ward stille darunter; ja, als er sich endlich erhob, schien es ihm gar nicht unmöglich, daß trotz aller Menschen Ablehnung Gott ihm doch noch die ersehnte Stelle geben könne. Er beschloß, noch einen Tag zu bleiben und erwog, daß er in seinem Reiserock noch zwei Patenthaler besitze, die ihm seine Mutter dort eingenäht, als er das Städtchen zum letztenmal verließ. „Es ist für die Not, Gotthold,“ hatte sie gesagt. Wehmütig schob er die Papiere zusammen, auf welchen er seine sorgfältig ausgearbeitete Predigt sauber niedergeschrieben, nahm seinen Hut von der Wand und schritt die schmale Stiege hinunter. Es war ihm Bedürfnis, hinauszuwandern, die Luft in seinem engen Gemach erschien ihm drückend, und er hatte ja leider nichts mehr zu thun.

Thorwart Möller blickte etwas verwundert von seinem Handschuh auf, dem er in Gedanken an seine alte Frau, die sich noch immer auf der Wiese allein plagen mußte, einen wahren Riesendaumen angestrickt hatte, als die lange, dünne, schwarze Gestalt in Schuhen und Strümpfen, mit dem schlichten, lang herabfallenden Haar, die Gasse herab kam. Er faßte aber höflich an seinen Hut und sagte: „Guten Morgen, Herr Pastor,“ weil er den jungen Mann sofort als einen Geistlichen erkannte. Gotthold hatte sich bisher noch keine Zeit zu Spaziergängen gelassen und höchstens abends einmal einen Weg durch den Schloßpark gemacht; so kam es, daß er für Möller eine neue Erscheinung war. Bei dem Gruß stand er still und sagte, seinen Hut lüftend: „Guten Morgen, ich bin aber leider nicht Pastor, sondern nur Kandidat. Wohin führt diese Landstraße, wenn Er die Güte haben wollte, es mir zu sagen?“

„Sehr gern, es geht da nach der Kabelwiese,“ Möller nannte unwillkürlich den Brennpunkt seiner Gedanken zuerst, „und dann nach Hamburg“. Er seufzte tief auf, schob seinen Dreimaster zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es fiel ihm ein, daß vor einiger Zeit ein Handwerksbursche auf der Landstraße vom Hitzschlag getroffen war.

„Er sieht ja so bekümmert aus,“ meinte Gotthold freundlich, „fehlt Ihm etwas?“

„Haben der Herr Kandidat schon mal was vom Hitzschlag gehört, ob das auch wohl noch alte Menschen anfällt?“ forschte Möller.



„Wieso, ich glaube kaum, indessen, ich bin kein Medikus, und am Ende, man sollte wohl immer auf einen plötzlichen Tod gefaßt und gewissermaßen vorbereitet sein, heißt es doch: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen."

Das war nun nicht gerade tröstlich für den armen Mann, und er sagte daher kläglich: „Mein armes Olling, mein armes Olling!"

Gotthold stieg die rote Steinstufe zu dem betrübten Thorwart hinan. „Sprecht Euch aus, mein Lieber," sagte er freundlich, „habt Ihr einen Verlust erlitten, der Gott des Erbarmens hat Trost für alle Betrübten."

„Nein, nein, rief der Alte, dem es ganz ängstlich dabei zu Sinn ward, „so schlimm ist es, Gott sei Dank, nicht, aber es ist von wegen dem Heu, und daß ich ihr, nämlich meiner Alten, versprochen habe zu kommen und zu helfen, und daß ich doch nicht weg kann, von wegen dem, daß ich nicht weiß, ob sie, nämlich unsere Prinzessin, noch vorbei kommt, denn weil nämlich Se. Hoheit schon herausgefahren sind."

Diese Erklärung ließ nun zwar an Deutlichkeit zu wünschen übrig, allein einige weitere Fragen klärten Herrn Milius über die Not des alten Soldaten auf. Sein mitleidiges Herz sann sogleich auf Abhilfe: „Ich weiß zwar nicht, ob ich es verstehen werde, das Heu zu besorgen," meinte er schüchtern, „aber ich will hinausgehen und es versuchen, Seiner Frau zu helfen, wenn Er mir Bescheid sagt, — ich habe ja ohnehin leider nichts zu thun."

„Bewahre, Herr Kandidat," rief der Alte, „nie würde ich das zugeben, und," fügte er mit zögerndem Lächeln hinzu, „mit so weißen Händen — das würde auch nicht sehr schaffen, wenn Sie's nicht übel nehmen; da könnten Sie viel eher meinen Posten hier aushalten, wenn sich so etwas für einen Herrn, wie Sie sind, schickte."

„Weshalb sollte es sich nicht schicken?" rief Milius erfreut, „ich gehe wahrscheinlich morgen zu diesem Thore hinaus, in die weite Welt; hier in der Stadt kennen mich nur wenige Menschen, die schwerlich des Vormittags hier vorbeikommen werden, und wenn auch, es ist ja Gottes Gebot, Liebe zu üben, und der Apostel sagt: Dienet einander."

„Ja, ja," sagte Möller, „das ist alles recht gut, Herr Kandidat, aber in dem Rock —" er betrachtete den schwarzen, abgetragenen Rock des armen Milius mit einem zweifelhaften Blick, und dieser zupfte verlegen mit seinen großen, weißen Händen an den Ärmeln, von denen er sich gestehen mußte, daß sie ihm seit den fünf Jahren seiner Hauslehrerschaft bedenklich ausgewachsen waren.



„Wenn Er meint," sagte er, „daß es nicht geht, so könnte ich mir vielleicht das Reisehabit anziehen, es ist von grünlich grauem Merino, es ist besser als dieser Rock."

„J, von wegen dessen, ist ja der Rock sehr schön, aber wenn Sie hier Posten stehen wollten, Herr Kandidat, müßten Sie immer doch meine Uniform anziehen, und das kann ich Ihnen denn doch nicht zumuten."

„Ich glaube beinahe, sie würde mir passen," sagte Milius, einen prüfenden Blick über die große, magere Gestalt des alten Soldaten werfend, „freilich, es ist für einen Boten des Friedens ein eigen Ding, das Kleid des Mars anzulegen," fügte er hinzu, ein kleines Bedenken niederkämpfend.

„Nein, mein Herr Kandidat, der Rock gehört mir, den hat noch keiner sonst angehabt, und ich bekomme alle Jahre einen neuen, meine Alte hält mich sehr proper, und dies ist eigentlich Nummer 3. Ich gebe Ihnen aber den vom vorigen Jahre, was Nummer 2 ist, kommen Sie nur, wenn Sie sonst die Gefälligkeit haben möchten," damit stieß er die Thür auf, und Milius trat in das freundliche kleine Gemach. Die Toilette war bald gemacht, und gerade als Möller die langen Haare des jungen Mannes in ein steifes Zöpfchen gedreht und fest mit einem schwarzen Band umwickelt hatte, ertönte das Posthorn, und die schwerfällige, rumplige Kutsche kam die Straße herunter. Möller trat vor die Thür, wechselte einen Gruß mit dem Postillon und sagte zufrieden: „So, der ist nun auch vorbei, und nun wird kaum noch ein Wagen vor Nachmittag kommen. Jetzt ist es neun, Herr Kandidat, ich nehme das Mittag für Olling und mich mit heraus, so um 2 Uhr werde ich mit der Geschichte draußen wohl fertig sein. Wenn Sie sich bemühen möchten, ich stelle hier einen Topf mit Suppe in die Kohlen, sie wird warm bleiben, wenn's gefällig wäre, mein Olling versteht die Küche, sie hat sechs Jahre bei Stadtrat Schröders gedient, ehe ich sie heiratete, und nun ganz besonders die Erbssuppe. So und nun werde ich Ihnen noch die Griffe mit dem Gewehr zeigen. Eins, zwei, drei, da versuchen Sie einmal."

„Es ist doch nicht geladen?" frug Milius, einen scheuen Blick auf das Gewehr werfend, „mit Waffen verstehe ich nicht umzugehen." Möller lachte. „Nein," sagte er, „und übrigens brauchen Sie es auch nur im Fall, daß die Prinzessin noch käme. Schade um Ihnen, Herr Kandidat, Sie wären ein schmucker Grenadier geworden, aber mit dem Gewehr gehen Sie um, wie mein Olling mit ihrer Sonntagshaube." In der That sah der hübsche, schlanke,



junge Mann in der kleidsamen Uniform sehr gut aus. Der Alte hatte von dem Augenblick an, wo die Verwandlung vor sich ging, einen viel vertraulicheren Ton angenommen und klopfte ihm jetzt auf die Schulter, indem er sagte:

„Na, nun wünsche ich eine gute Wache, und ich bedanke mich im voraus für die Ablösung, und dann, im Fall, daß man fragen sollte, sagen Sie man —."

„Die Wahrheit," unterbrach Milius rasch und entschieden.

Der Alte, sah ihn einen Augenblick groß an: „Na, meinetwegen," brummte er, nicht ganz zufrieden, ich wollte sonst sagen, Sie sollten antworten: „Das geht keinen Deubel was an und damit Punktum."

Er schulterte seinen Rechen, und schritt zum Thore hinaus.

Milius sah ihm nach, dann schritt er einige Male vor dem Häuschen auf und ab; die weißen Gamaschen, der Rock und das eingedrehte Haar, alles war ihm ungewohnt, und es stieg ihm nun doch das Bedenken auf, ob er recht gethan, solche Vermummung anzunehmen. Indessen sein Beweggrund war ja unzweifelhaft, den alten Leuten zu helfen, und „dienet einander" war ja das große Gesetz, dem er nachleben mußte als Jünger seines Meisters. So beruhigte er sich, und seine Gedanken nahmen eine andere Wendung. Es that ihm leid, daß er nicht ein Buch in die Tasche gesteckt. Die ganzen Tage vorher hatte er an der Predigt gearbeitet, und gewohnheitsmäßig kehrten seine Gedanken zu ihr zurück. Er wußte sie nahezu auswendig und begann nun, indem er auf und ab ging, zuerst leise und dann Ort, Zeit und Umstände vergessend, immer lauter vor sich hin zu sprechen, was er aus der Tiefe seines Herzens über das Evangelium des Tages zu sagen fand. Eine ganze Weile mochte er so repetierend und sprechend, als habe er eine Gemeinde andächtiger Zuhörer vor sich, seine Wache gehalten haben, als ein Wort, welches er lauter als die anderen ausrief, ihn plötzlich wieder zu sich selbst brachte. Er erschrak, blickte erst etwas verwirrt an seiner außergewöhnlichen Kleidung herab und dann um sich, ob ihn nicht etwa jemand belauschte. Die Straße war still wie zuvor, sie ward nur von zwei langen Hinterhäusern, welche zu den Wohnhäusern des Platzes gehörten, gebildet, außerdem liefen zwei graue Bretterzäune, die Gärten dieser beiden Häuser abschließend, daran her. Große Lindenbäume beschatteten sie wie die sämtlichen Straßen des kleinen Ortes, dessen belebterer Teil aber an der anderen



Seite des Schlosses und des Platzes sich hinzog. Hier war es, abgesehen von dem geringen Verkehr, durch das Thor, fast immer menschenleer. Die Sperlinge badeten sich im Sande des Weges, die Bienen summten in den blühenden Linden, und die Sonne warf dazwischen breite Lichtstreifen über das holprige Steinpflaster in der Mitte. Schon seufzte Milius erleichtert auf, als sein Auge auf eine schlanke, weibliche Gestalt fiel, die, gerade ihm gegenüber an den dicken Stamm einer alten Linde gelehnt, ihn mit halb verwunderten, halb neugierigen Blicken betrachtete. Sie trug ein einfaches dunkles Kleid, eine große, weiße Schürze und einen ganz sonderbaren Kopfputz, welcher den überraschten Milius einen Augenblick glauben ließ, daß es eine ältere Frau sei, indessen nur einen Augenblick. Denn die lichten blonden Haare, welche von der aus leichtem Stoff gefertigten Haube, die an jedem Ohr mit einer blanken Rosette aus Metall fest gehalten war, nur teilweis bedeckt wurden, die lachenden, blauen Augen, rosigen Wangen und das schelmische Grübchen am Kinn gehörten sicher einem ganz jugendlichen Wesen. Der Kandidat war wenig mit Frauen in Berührung gekommen, er war ihnen gegenüber stets von großer Befangenheit und schlug jetzt die Augen zu Boden, während eine glühende Röte seine Wangen bedeckte. Einen Augenblick standen sich beide so schweigend gegenüber. Endlich trat das Mädchen einen Schritt vor, machte einen Knix und sagte in ziemlich geläufigem Plattdeutsch, dessen Lücken sie durch holländische Worte ausfüllte: „Darf ich fragen, Mynheer, ob hier der Thorwart Möller wohnt?"

„Zu dienen, Mamsell," erwiderte der Kandidat, und eine neue Pause entstand. Das Mädchen schien noch weitere Auskunft zu erwarten und sah ihn fragend an, worüber er abermals errötend, in größter Verlegenheit einige Schritte rückwärts bis vor die Thür des Häuschens trat, nicht bedenkend, daß er solcher Gestalt dem Mädchen den Eingang versperrend, ihr die Möglichkeit benahm, das Häuschen zu betreten. Sie schritt nun, ihn mit einem Blick, aus welchem ein schelmische Verwunderung sprach, folgend, um das Haus herum und versuchte durch die Hinterthür Eingang zu finden. Die kleine Pforte, welche in den Hof führte, war aber verschlossen, und so blieb ihr nichts übrig als wieder an die Vorderseite zurückzukehren.

„Ich kann nicht in das Haus, es ist wohl niemand darin?" fragte sie mit einer gewissen Ängstlichkeit, dem sonderbaren Wächter wieder sich nähernd.

„Nein, Mamsell!" — Pause, während welcher Milius das



Mädchen und das Mädchen ihn ansah. Dann wandte sie sich plötzlich rasch um, weil sie ein helles Lachen kaum unterdrücken konnte. Er aber wußte in seiner Verlegenheit nicht, was er sagen sollte, denn er glaubte, sie verspüre etwas von der Verkleidung, und er blickte auf seine Füße, an denen die weißen Gamaschen ihn plötzlich außerordentlich widerlich erschienen. Jetzt würde sie aber gehen, meinte er, und obwohl es ihm eine Erleichterung schien, fürchtete er es doch und sagte, da sie unschlüssig bald durch das Thor, bald die Gasse herabsah, schüchtern: „Thorwart Möller ist auf der Wiese beim Heu, wenn mir die Mamsell einen Auftrag zu geben hätte, wollte ich es wohl ausrichten."



Sie wandte sich rasch um und erwiderte freundlich: „Ich danke, Mynheer, ich werde warten." Damit schritt sie ohne weiteres der Linde wieder zu und kauerte sich dort am Fuß des Stammes nieder, als habe sie lange Zeit. Sie hatte sich auf eine große Wurzel gesetzt und die Arme um die Kniee gelegt. Milius schritt unruhig

auf und nieder. Ein paar alte Weiber gingen vorüber, und er sah, wie die eine die andere anstieß und ziemlich laut sagte: „Kiek mol, wat hat Möller denn da förn langen Laban henstellt?" — Als die beiden fort waren, versuchte er vergeblich, seinen so ganz unterbrochenen Gedankengang von vorhin wieder aufzunehmen. Immer wieder glitten seine Sinne und mit ihnen seine Augen zu dem blonden Köpfchen hinüber, und er grübelte, wo sie doch nur hergekommen, und was sie doch denken möge, und ob sie wohl fände, daß er, Milius, recht wunderlich in dem bunten Rock aussehe? Ob sie wohl seine Predigt verstanden, und wie sie ihr doch gefallen haben möge?

„Was für dumme Gedanken, Gotthold," sagte er zu sich selbst, „es ist doch ganz gleichgültig, was solch junges Frauenzimmer davon denkt," und damit drehte er entschlossen um und ging mit langen Schritten bis dicht an das Thor. Er blickte durch die kleine Bogenthür für Fußgänger hinaus und dachte, wielange es doch noch dauern möchte, bis Möller wiederkäme, und was der wohl zu dem blonden Frauenzimmer sagen würde, und warum sie doch so etwas in ihren Augen hätte, so etwas, was ihn, Gotthold, zwang, immer wieder an sie zu denken, — da war er ja schon wieder bei ihr mit seinen Gedanken. Aus dem Thor heraus konnte er ja nicht, er setzte schon den Fuß auf die Schwelle der Bogenthür, da bemerkte er die weißen Gamaschen, und es fiel ihm ein, daß er ja Posten stehen müsse. Er kehrte also um und sah immer auf seine Schuhspitzen; denn um keinen Preis wollte er das blonde Mädchen nun wieder ansehen. Dabei merkte er nicht, wie er ganz dicht vor den Säulen entlang ging, so dicht, daß er plötzlich die Muskete, welche an der einen lehnte, zu Boden warf, was denn einen lauten Knall gab. Er nahm sie rasch auf und stellte sie wieder hin, aber nun sah er das Mädchen doch wieder, und sie saß immer noch an der Linde, sie meinte wohl, er sei noch mit dem Gewehr beschäftigt, denn sie richtete den Blick wie in weite Ferne, und langsam rollten ein paar große Thränen über ihre rosigen Wangen. Das war nun doch etwas zu viel für die Selbstüberwindung des armen Gotthold; hatte ihn ihr Lachen vorhin außer Fassung gebracht, so war es jetzt völlig unmöglich, das Weinen so stillschweigend mitanzusehen, und er trat daher ohne viel Besinnen zu ihr heran und sprach, so sanft er konnte:

„Liebe Mamsell, was ist Ihr, warum weint Sie, kann ich Ihr helfen?"

Das Mädchen erhob sich, wischte rasch die verräterischen Thränen ab und sagte: „Ich danke, Mynheer, mir kann nur der liebe Gott helfen."



„Ja," rief Milius, „das ist der rechte Helfer, auf den verlasse Sie sich nur, liebste Demoiselle, er spricht nicht umsonst: ‚Bittet, so wird euch gegeben, klopfet an, so wird euch aufgethan!‘ Ich verlasse mich auch allein auf ihn, und die das thun, bauen auf Felsen, denn ‚es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber das Wort unseres Gottes, das uns seine Hilfe zusagt, bleibt ewiglich‘." — Er sprach so mit herzlicher Überzeugung, daß sie dankbar zu ihm aufblickte.

„Sie ist müde und hat einen gar unbequemen Sitz hier," fuhr er ermutigt fort, „dort steht eine Bank unter dem Säulendach, setze Sie sich dort, und wenn es Ihr recht ist, könnte Sie mir doch Ihr Leid klagen, Sie ist fremd hier, wie ich sehe, — ich zwar auch," fuhr er zögernd fort, „indessen, ich könnte doch vielleicht nützlich sein, und das will ich gern."

Sie setzte sich nun wirklich auf die Bank, und er stand vor ihr und lehnte sich an eine der Säulen. Oben in den Linden summte es leise, und die warme, würzige Luft strich mit sanftem Hauch über die Wangen der beiden, die sich röteten, während sie erzählte und er zuhörte. Es war eine gar einfache Geschichte. Der Vater war ein deutscher Steuermann auf einem der kleinen Küstenfahrer der Ostsee. Er machte den Weg von Wismar nach Amsterdam so lange und so oft, bis er eines Tages, als er wieder in Wismar ankam, bemerkte, daß er sein Herz in Amsterdam gelassen hatte bei der hübschen Marie mit den blonden Haaren, die eines Schulmeisters Tochter und ein gar feines Mädchen war. Er mußte nun natürlich zurück, um sein Herz wiederzugewinnen und da sie es ihm nicht zurückgeben wollte, mußte er bei ihr bleiben, und es ward ein glückliches Paar aus den beiden. Sie fingen einen kleinen Handel mit Tabak, Knöpfen, Bindfaden, Messern und dergleichen Dingen an, die die Matrosen brauchen, und Marie wusch für einige feine Damen Hauben und Bänder. Sie brauchten wenig und hatten genug, und die kleine Jjette, welche nach einem Jahr in dem sauberen Häuschen geboren ward, wuchs und gedieh zu beider Freude. Als sie aber fast erwachsen war, begann die Mutter zu kränkeln und starb nach jahrelangen Leiden. Da kam der Krieg, welcher in den Jahren 1792 bis 1794 die Niederlande durchtobte, die Scharen Dumouriez' ergossen sich über Städte und Dörfer. Der Vater aber konnte es ohne sie nimmer aushalten in dem leergewordenen Häuschen, die Sehnsucht nach dem Meer und seinem alten Beruf trieb ihn mit Macht hinaus, und so nahm er sein Kind mit auf das Schiff, nachdem er das Häuschen verkauft, und fuhr mit ihr nach Hamburg; dort suchte und fand er

bald eine Stelle auf einem großen Schiff, das nach Amerika segelte. Er ließ sich einen Brief von einem Advokaten an seinen Bruder, den Thorwart Möller in L., schreiben, packte ihn und einen kleinen gefüllten Beutel in einen Korb und legte noch einige Eßvorräte dazu. Die Tochter und den Korb übergab er einem Fuhrmann, den er von Wismar her als einen ordentlichen und zuverlässigen Mann kannte, und der jetzt alle Monat einmal von Hamburg nach Mecklenburg fuhr. Dieser versprach ihm mit Hand und Mund, alles beim Thorwart Möller in L. ordentlich und pünktlich abzuliefern. In dem letzten Dorf vor L. war etwas am Wagen des Fuhrmanns zerbrochen, und er mußte in der Schmiede anhalten; da es nur eine kleine Wegstrecke bis L. war, ging Isette voran, und der Fuhrmann, der einen Teil seines Wagens ab- und wieder aufladen mußte, versprach, ihr Gepäck in ein bis zwei Stunden nachzubringen. Als sie nun so einsam da unter der Linde saß, überkam sie plötzlich das Gefühl des Verlassenseins, und sie dachte an die verlassene Heimat, an die liebe, selige Mutter und an den Vater, der nun weit, weit fort auf dem wilden Meere herumreiste, und darum hatte sie geweint. Auch jetzt standen die hübschen, blauen Augen wieder voll Thränen, während sie von dem allen sprach, aber sie lächelte den jungen Mann doch freundlich an, der so ernst und teilnehmend zuhörte, und sie fühlte sich viel weniger verlassen, wenn sie in sein ehrliches, gutes Gesicht sah.

„Liebste Mamsell," sagte er jetzt, als sie schwieg, „nur immer getrost, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen, und er, der unser Vater ist, weiß wohl, weshalb er Sie so allein in die Welt hinausziehen heißt, er hat doch immer Gedanken des Friedens über seine Kinder."

Er ergriff ihre kleine Hand, indem er so eindringlich sprach, und sie sagte: „Ich danke Ihm, ich danke." Dann schwiegen beide, und sie senkte das Köpfchen und blickte still vor sich nieder, während es ihn plötzlich schmerzlich durchzuckte, daß er morgen fort müsse und sie dann nicht wiedersehen würde.

„Er kennt meinen Ohm und meine Muhme," sagte sie aufblickend und fragend, „sind es brave Leute, o sage Er's mir, sind sie gut und meint Er wohl, daß sie mich freundlich aufnehmen werden?"

„Ich kenne nur den Thorwart Möller, und auch diesen erst seit heute, doch ist er, wie mir scheint, ein braver und rechtschaffener Mann; wer auch würde Sie, liebe Mamsell, unfreundlich aufnehmen?"

Er sprach mit so warmer Überzeugung, daß dem Mädchen das Blut in die Wangen stieg.

„Ich kannte ein armes Mädchen in Amsterdam," sagte sie stockend, „das hatte eine gar böse Muhme, welche die arme Margareth mit dem Besen schlug."

„Da sei Gott vor, liebe Mamsell, da sei Gott vor!" rief Gotthold, empört bei dem Gedanken an solche Roheit diesem Mädchen gegenüber. Er war so erregt, daß er einige Male unruhig auf und ab ging. „Mein Gott," betete er still für sich, „gib mir doch einen guten Gedanken, wie ich dem armen Mädchen helfen könnte, wenn es so hart käme."



Isette folgte ihm mit den Augen, seine etwas ungelenken Bewegungen, die ungleichen Schritte und seine unmilitärische Haltung, wie er nach seiner Gewohnheit den Kopf ein wenig vornüber und die Hände auf dem Rücken zusammengelegt vor ihr hin und her schritt, mochten zusammen mit allem, was er gesprochen, den Gedanken in ihr erwecken, dem sie jetzt Ausdruck gab, indem sie sagte: „Ich hatte gedacht, die Soldaten in Deutschland wären ganz anders, als — als — Er," fügte sie zögernd hinzu. Das erinnerte Milius wieder an seine Verkleidung, es erschien ihm plötzlich ganz unwürdig ihr gegenüber, und so erwiderte er: „Ich bin auch kein Soldat, vielmehr ein

angehender Pastor, d. h. ein Kandidat der Theologie, und habe nur diese Kleider angelegt, um dem Thorwart gefällig zu sein, der seiner alten Frau das Heu einbringen helfen wollte."

Isette sprang auf, sie machte einen kleinen, verlegenen Knix aber es leuchtete ein wenig schelmisch aus den blauen Augen des Mädchens. „Ich bitte den Herrn um Entschuldigung, daß ich so dreist gesprochen," sagte sie, „aber wie konnte ich das wissen?"

„Bitte, bitte, liebste Mamsell," rief Milius etwas verlegen, „setze Sie sich doch wieder, ich bin ja auch nichts mehr, als Sie, ein armer Wanderer, der nicht weiß, wo er morgen abend sein Haupt niederlegen soll."

Sie setzte sich, und er nahm nun neben ihr Platz. „Es ist mir," sagte er dann, „recht, als habe Gott, der Herr, uns beide zusammengeführt, damit wir einander ein Trost sein möchten in unserer Trübsal nach dem Wort: ‚Traget einer des anderen Last'." Dann begann er, ihr seine Geschichte zu erzählen. O, es that ihm so wohl dabei, zu spüren, wie sie ihn verstand, hatte er doch seit Monaten niemand gehabt, zu dem er so ohne weiteres reden konnte, wie es ihm ums Herz war; sie war freilich nur ein einfaches Mädchen, aber ihr schlug das Herz auf dem rechten Fleck, und sie hatte beten gelernt.

Die Zeit verrann, und keiner von den beiden spürte es. Immer kürzer ward der Schatten, den das hohe, spitze Dach des Wächterhäuschens über die Straße warf. Die Vögel in den Linden schwiegen und saßen still in den Zweigen, und soeben kam eine Frau mit einem großen Henkeltopf vorüber. Sie trug ihrem Mann das Essen auf das Feld nach.

„Wie gut das riecht," sagte Isette, mit einem sehnsüchtigen Blick der Frau folgend, „mich hungert," fuhr sie lächelnd fort, „ich glaube, es ist bald Mittagszeit."

„Ei," rief Milius, „da weiß ich Rat, er öffnete die Thür des Häuschens. „Hier," sagte er, „liebste Mamsell, da steht die Suppe, Ihr Ohm hat es mir gezeigt, aber o weh, die Kohlen sind alle erloschen, und der Topf ist völlig kalt." Er bemühte sich vergeblich das Feuer anzufachen.

„Da laßt mich nur machen," rief Isette, „ich werde die Suppe bald gewärmt haben, wenn Er mir anders etwas davon abgeben will. Im Grunde habe ich es verdient," fügte sie lachend hinzu, „denn habe ich die Wache geteilt, muß ich auch die Suppe teilen."

„Das ist richtig," stimmte er bei und sah zu, wie sie so flink bei dem Herde herum hantierte. Bald flackerte das Feuer gar

lustig auf, die Suppe begann zu brodeln, und Isette setzte Teller und Löffel auf den Tisch. „So," sagte sie, „Herr Grenadier, nun ist das Mittag fertig; aber halt, ich finde kein Stückchen Brot im Hause, das ist schlimm, eine Suppe ohne Brot schmeckt nur halb."

„Ja," sagte Milius zögernd, indem er in der Tasche seines schwarzen Rockes suchte, „ich habe hier noch vier Schillinge, für die ich mir heute mein Mittagbrot besorgen wollte; wer aber soll das Brot holen? Ich kann nicht fortgehen."

„Aber ich, Mynheer," rief das Mädchen erfreut, „denkt Er, ich verstehe noch nicht Brot zu kaufen? Ich bin eine gereiste Person und werde es Ihm zeigen." Damit nahm sie das Geld, welches er auf den Tisch gelegt hatte, und sprang hinaus, ehe er Zeit zum Antworten hatte: „Daß die Suppe nicht überkocht!" rief sie noch auf der Schwelle und war fort. Er trat unter die Thür und sah ihr nach, wie sie so zierlich in ihrem saubern Anzug die Straße herabtrippelte. Jetzt war sie im Schatten, nun im Licht, denn die Sonne funkelte auf den blanken Spangen an ihrer Haube. Da kam ein junger Mann, es mochte ein Lehrer sein, denn die Schule war eben aus, und in der Ferne liefen die Buben über den Platz. Isette sprach ihn an, er deutete mit der Hand, und sie nickte. Sie hatte nach dem Bäckerladen gefragt, und der junge Mann stand still und blickte ihr nach. „Was braucht der ihr nachzugaffen!" durchzuckte es Gotthold, und er machte es doch ebenso. — Noch ein Stückchen weiter, und sie bog um die Ecke, hatte sie ihm wirklich noch einmal zugenickt, oder betrog ihn die Sonne? Er stand noch immer und sah nach der Stelle, wo sie verschwunden war. Der junge Mann war längst gegangen, da schreckte Milius ein rasches Rollen von Rädern aus seinem Traum auf. Ein bunt gekleideter Läufer, ein Vorreiter, dann rollte eine offene Equipage durch das Thor. Er griff in höchster Eile nach der Muskete und stieß sie dabei um, er wollte grüßen und stolperte über seine eigenen Beine. Da hielt der Wagen: „Was ist denn das für ein verdammter Kerl, der einen Purzelbaum schlägt, statt zu salutieren? wirst du antworten, du langer Flegel, wo ist denn der nichtsnützige Thorwart? Möller, zum Donnerwetter, Möller!" so hagelten die Worte aus dem höchst eigenen Munde von Sr. Hoheit auf den armen Milius, der in tödlichster Verlegenheit, wie ein ertappter Dieb, mit hängenden Gamaschen, verschobener Uniform und ohne Hut vor dem Erzürnten stand. Sr. Hoheit war in schlechter Laune, ein plötzlicher Podagra-Anfall hatte sein Lieblingsvergnügen, die Jagd, höchst unliebsam unterbrochen, und er fand hier einen Blitzableiter,



welcher, wie es ihm schien, auf grobem Unfug ertappt, mit Recht die härteste Strafe verdiente.

„Wo ist der Lump der Möller, wirst du antworten, oder soll dich mein Stock dazu bringen?“ rief er, da der arme Kandidat immer noch knieschlotternd vor ihm stand, ohne ein Wort zu finden.

„Im Heu, Hoheit,“ rang es sich endlich von den Lippen des Pseudo-Grenadiers.



„Im Heu? so, und wo kommst du her, was hast du hier zu suchen? Kennt einer von euch diesen Kerl?“ frug er Läufer, Kutscher und Jäger, welche im Chor mit einem entschiedenen „Nein“ antworteten.

„Ich bin ein Fremder, Kandidat der Theologie, Gotthold Milius,“ stammelte der Ertappte.

„Du scheinst mir ein sauberer Patron, wie kommst du in meinen Rock, wo hast du deine Kleider?“

Milius deutete rückwärts auf das Häuschen.

„Sie liegen dort, wenn es erlaubt wäre, wollte ich sie sogleich wieder anlegen.“

„So? das glaube ich wohl, und dich aus dem Staube machen! Nein Patron, warte, du sollst mir nicht umsonst in meinen Rock



geschlichen sein. Der Möller ist ein Esel, fortzulaufen und sein Haus offen zu lassen, damit Diebe und Narren ihr Unwesen darin treiben. Vorwärts, nehmt mir den Jammerkerl von einem Grenadier in die Mitte und bringt ihn ins Schloßgefängnis. Das Haus schließt mir ab, und der Möller mag sich den Schlüssel von mir holen."

Schon hatte Gotthold die Versicherung auf den Lippen, daß er kein Dieb sei und den Rock mit voller Zustimmung Möllers anhabe, als ihm einfiel, wie er dann diesen ohne Zweifel mit ins Verderben ziehen würde, und so ließ er sich denn willig von zwei Lakaien in die Mitte nehmen und schritt gesenkten Hauptes hinter dem rasch dem Schloß zufahrenden Wagen des Herzogs her. Dieser aber hielt vor dem Hauptportal, indessen man Milius in ein Seitengebäude führte, wo ein alter, verdrießlicher Schloßdiener ein kleines Zimmer aufschloß, in welches man ihn eintreten hieß. Die Thür ward wieder verschlossen, und er stand allein in dem engen, dumpfen Raum, welcher nur oben ein kleines eisenvergittertes Fenster zeigte.

Am Nachmittag desselben Tages, kaum eine Stunde nach diesem Vorfall, erschien der Thorwart Möller im Schloß und verlangte, vor Se. Hoheit geführt zu werden, seine Frau und ein blondes fremdes Mädchen folgten ihm auf dem Fuße. Se. Hoheit befand sich aber zu schlecht und ließ den Befehl erteilen, Möller solle bis auf weiteres nach Hause gehen, er werde bestellt werden, wenn Se. Hoheit ihn sprechen wollten. Möller bat vergebens, man möge doch den Herrn Kandidaten, der völlig unschuldig sei, frei lassen und ihn, Möller, dafür einsperren. Es ward ihm gesagt, das sei nicht angängig, und Se. Hoheit könne nicht mehr mit der Sache belästigt werden. Man händigte ihm seinen Hausschlüssel aus, und, ob er bat und die Frauen weinten, sie wurden schließlich alle drei herausgewiesen und mußten mit schwerem Herzen nach Hause gehen.

Milius war indessen zu Sinn, als sei er plötzlich aus einem süßen, lieblichen Traum in kalter, dunkler Nacht erwacht. Wenn er die Augen schloß, glaubte er noch das liebliche, blonde Köpfchen mit den blauen Augen und dem Grübchen im Kinn vor sich zu sehen, meinte noch die freundliche Stimme zu hören. Alles um ihn war heller Sonnenschein gewesen, und die Linden hatten geduftet, o wie war er so glücklich — und nun — im Gefängnis! Er schauerte leise zusammen, es war eine feuchte, kalte eingeschlossene Luft, die ihn umfing, nur ein Schemel und ein Tisch und an der Wand eine hölzerne Pritsche war in dem kleinen Gemach, welches hauptsächlich dazu diente, Lakaien, Küchenjungen oder andere Hof-



bediente, die nach der Meinung des Haushofmeisters „zur Raison gebracht werden sollten", einzusperren, selten gingen dergleichen Strafen von Sr. Hoheit selbst aus. Die Insassen hatten die grauen Wände mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen verziert, welche sie in den Kalk geritzt oder auch darauf gekritzelt hatten. Milius sank auf den Schemel und stützte den Kopf in die Hand. Seine Gedanken irrten noch unstät umher, zwischen den Eindrücken dieser letzten Stunden, aber er sammelte sich gewaltsam. Zunächst stellte er sich vor die Frage, die ihm die wichtigste war: hatte er etwas Unrechtes gethan, etwas, das ihm mit Recht so harte Strafe eintrug? Er schonte sich nicht, aber er konnte sich immer und immer nur die Antwort geben, daß er es gethan, um dem alten Mann gefällig zu sein, um ihm einen Liebesdienst zu erweisen. Es war ihm kein Unrecht erschienen, und er konnte es auch als jetzt nicht dafür erkennen, daß er einige Stunden in dem Rock eines anderen für diesen eine Wache übernommen, bei der es nicht einmal etwas zu bewachen gab. Er atmete auf, als es ihm klarer und klarer ward, daß er wirklich nichts begangen, dessen er sich vor Gott als eine Sünde zu zeihen hätte. Mit dieser Erkenntnis kehrte Friede in sein Herz zurück. Für alles andere suchte er Trost im Gebet. Ach, er bedurfte dessen noch gar sehr. Was würden die nächsten Tage noch bringen? Was sollte überhaupt noch aus ihm werden? Würde die Schande, im Gefängnis gewesen zu sein, ihm nun nicht anhaften? und seine Zukunft, die ja ohnehin dunkel genug vor ihm lag, völlig unsicher gestalten? Er dachte an seine arme, alte Mutter und dankte Gott, daß sie ihn hier nicht sehen konnte. Thöricht und unvorsichtig hatte er ja doch immerhin gehandelt, wenn auch in guter Absicht. Und dann stand sie wieder vor ihm, das lächelnde Mädchen. Schmerzlich zog sich sein Herz zusammen bei dem Gedanken an sie. Hatte er vielleicht schon, halb unbewußt, einem holden Glückstraum nachgehangen? Jetzt lag es alles in Scherben vor seinen Füßen, er war im Gefängnis! — Durch das kleine Fenster schimmerte es grüngolden zu ihm herein, es war Sonnenschein und Blättergewirr, die vor der engen Öffnung ihren Glanz ausbreiteten. Ja draußen für die anderen Menschen war es heller, lichter Sommertag und Sommerpracht, aber er saß im Dunkeln. Sie, Gott sei Dank, sie war draußen!

Und so vergingen drei Tage. Drei Tage, eine kurze Zeit in den hellen Tagen des Glückes und eine lange Zeit in den bangen Tagen des Leides. Den vier Menschen in dem kleinen Städtchen dünkten sie eine halbe Ewigkeit.

Endlich am vierten Tage befand sich Se. Hoheit auf dem Wege der Besserung, der Anfall war ziemlich schnell vorüber gegangen, und der hohe Patient lag in einem großen, bequemen Lehnstuhl, das kranke Bein auf einem Schemel ruhend. Der Stuhl war an das weit geöffnete Fenster geschoben, und die Resedadüfte, welche unten im Schloßgarten den Blumenbeeten entströmten, füllten das weite Gemach.

Der alte Herr hielt einen Brief in der Hand, der ihn augenscheinlich interessierte und erfreute, er war von seiner Lieblingstochter, welche eine Reise durch Italien machte und ihm darüber in ansprechender Weise berichtete. Jetzt legte er das Schreiben beiseite, er ergriff eine kleine silberne Klingel, und als der Kammerdiener auf den Ton derselben eintrat, frug der Fürst in bester Stimmung: „Nun, Krüger, wen hat er draußen?"

„Vorläufig nur wieder die Drei," sagte der Kammerdiener.

„Welche Drei?"

„Den Thorwart Möller, die Möllerin und das Mädchen aus Holland," erwiderte der Kammerdiener.

„Was für ein Mädchen aus Holland?"

„Halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wie das Frauenzimmer heißt, aber sie gehört zu den Möllers."

„So laß er sie alle Drei eintreten, warne Er nur aber die Weiber, daß sie nur antworten, was sie gefragt werden, und kein Gewinsel anstellen, verstanden, ich mag das nicht leiden."

Bald darauf öffnete sich die Thür, und der Thorwart, im Rock Nr. 1, die Gamaschen von tadellosem Weiß, den grauen Kopf vorschriftsmäßig mit dem Zopf und dem schwarzen Bande geziert, den Schnurrbart schwarz gewichst und in die Höhe stehend, trat ein. Ihm folgte im Sonntagsstaat, die saubere, dreistückige Mütze mit der weißen Schleife an der Seite des Gesichts, mit zitternden, fest ineinander gefalteten Händen, sein Olling, und endlich, die Augen mit halber Neugierde und halber Verwunderung weit geöffnet, rosig und blond, frisch und hübsch wie eine Rose, die liebliche Isette.

Möller salutierte, die Frauen knixten, und Se Hoheit nickte freundlich.

„Thorwart Möller, Er ist ein Esel," begann der Fürst die Unterredung.

„Zu Befehl, Hoheit."

„Er hätte verdient, daß ich Ihn mit samt seinem Weibe zur Stadt hinausjagte."



„Zu Befehl, Ew. Hoheit."

„Warum ist Er von seinem Posten fortgelaufen?"

„Weil ich meiner Frau das Heu einbringen wollte."

„So, und ist das in der Ordnung?"

„Nein, Ew. Hoheit."

„Weshalb hat Er denn sein Haus aufgelassen, was hat ihm denn der fremde Kerl alles gestohlen?"



„Mir ist nichts gestohlen, Ew. Hoheit, und der Kerl war da mit meiner Bewilligung."

„Ist Er unklug, Möller, der Kerl hatte seine Uniform angezogen."

„Die hatte ich ihm selbst angezogen."

„Das ist toll, wie kam Er dazu?"

„Der Herr Kandidat hatten so lange, wie ich auf der Wiese zu thun hatte, meinen Dienst übernommen, und ich meinte, es schicke sich nicht, in einem schwarzen Rock Posten zu stehen. Ich bin also schuld daran, daß der Herr Kandidat solches gethan, und ich bitte alleruntertänigst um die Gnade, daß ich eingesperrt werde und der Herr Kandidat freikommt." „Punktum" wollte er hinzufügen, da

zupfte ihn seine Frau an dem Ärmel, und so ließ er das unpassende Wort fort.

„Er soll Seinen Willen haben, aber der Musje Kandidat bleibt auch im Loch. Marsch kehrt!" Möller verschwand durch die Thür, die alte Frau zitterte wie Espenlaub, sie öffnete die Lippen, aber sie brachte keinen Ton heraus.

„Rede Sie jetzt, Möllerin, wenn Sie was zu sagen hat," fuhr der Fürst in freundlichem Ton zu ihr gewendet fort. „Ängstige Sie sich nicht so, ich werde Ihr den Alten nicht gleich totschießen lassen. Vorwärts, und mache Sie es kurz."

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, Ew. Hoheit, mein Mann ist unschuldig, ich allein bin schuld. Ich habe ihm ja keine Ruhe gelassen, er hat ja nicht nachkommen wollen. ‚Olling,' hat er zu mir gesagt, ‚es geht nicht, der Dienst geht vor, du verstehst das nicht, Se. Hoheit kann mich wegjagen, Punktum.' Aber ich konnte doch auch das Heu nicht hereinbringen, denn weil nun der August tot ist, der es mir immer für vier Schilling und eine Biersuppe herein geholfen hat, da habe ich denn unvernünftig gestöhnt, und da hat er gesagt, ‚Olling,' hat er gesagt —"

„Genug, genug," rief der Fürst, „was will Sie nun?"

Die Alte schluckte ein paarmal, als müßte sie alles, was ihr schon auf der Zunge schwebte, wieder herunterschlucken, dann platzte sie heraus: „Ins Gefängnis, und meinen Mann, ach, lassen Ew. Hoheit meinen alten Mann heraus!"

„Sie soll auch Ihren Willen haben, aber Sie soll mit Ihrem Mann zusammen ins Loch." Er klingelte. „Krüger," sagte er, „die Möllerin will gern eingesperrt werden, sie soll mit dem Thorwart zusammen in das Gefängnis Nr. II, verstanden?"

„Zu Befehl, Ew. Hoheit."

Der armen Isette ward jetzt bange. Sie stand nun allein an der Thür, und dunkle Glut stieg in ihre Schläfe, als der alte Herr seinen durchdringenden Blick jetzt auf sie richtete. „Komm Sie näher," sagte er, „stelle Sie sich mir dort gegenüber." Isette that wie ihr befohlen ward, und die Augen des Fürsten musterten sie mit Wohlgefallen. „Woher kommt Sie, und was weiß Sie von der Geschichte? Will Sie etwa auch ins Loch?"

Isette zögerte einen Augenblick, dann aber erzählte sie kurz in ihrem drolligen Gemisch von Plattdeutsch und Holländisch, wie sie hergekommen, und was sich vor drei Tagen mit dem Kandidaten und ihr zugetragen. Sie kannte ja seine ganze Geschichte, und je länger sie sprach, nur hie und da von einer kurzen Frage des Fürsten unter-

brochen, welcher mit reger Teilnahme dem hübschen Kinde zuhörte, je mehr vergaß sie ihre Schüchternheit und je wärmer redete sie für ihren neuen Freund. — Als sie endlich schwieg, war sein Gesicht ernst geworden. Er nahm dann ein Schreibzeug, welches ihm zur Hand stand, warf ein Paar Zeilen aufs Papier, couvertierte, siegelte und reichte es dem Mädchen. „Bringe Sie das dem Kandidaten, Krüger soll sie hinbringen.“ Isette beugte sich über die Hand, die ihr den Brief reichte, sie war plötzlich ganz guten Mutes, der Fürst strich über ihr blondes Haar: „Gehe Sie, mein Kind,“ sagte er, „und,“ fügte er, mit dem Finger drohend, hinzu, „vergesse Sie nicht, daß man mit Gefangenen nicht reden darf.“



Dem armen Milius war die Seele oft verzagt bis in den Tod, als nun ein Tag nach dem anderen verrann, ohne daß irgend eine Wendung in seinem Geschick eintrat. Wie sehnte er die Stunde herbei, wo man ihn, wie er meinte, vor Gericht schleppen würde, nur damit dieses qualvolle, unentschiedene Warten ein Ende hätte! Er rang oft um Geduld und Ergebung, aber es war schwer, so aufs Ungewisse zu harren. Immer wieder betete er sich dennoch hindurch durch die bangen Stunden, bis ihm wieder die völlige

Ergebung kam; denn am Ende durfte er es doch spüren, daß ihm der nahe blieb, der uns auch aus der Tiefe rufen hört. Da kam nun der vierte Tag, und er hatte soeben den mürrischen Wärter, der ihm sein Essen gebracht, gefragt, ob Se. Hoheit denn immer noch nicht über ihn bestimmt habe, und wieder die Antwort erhalten, daß er, der Wärter, von gar nichts wisse, als die Thür abermals geöffnet wurde und Isette auf der Schwelle stand. Nur ein kurzer, jauchzender Ton entrang sich den Lippen des Gefangenen, er wußte nicht, was er that, aber er schloß das Mädchen ohne weiteres in die Arme. Einen Augenblick ruhte das blonde Köpfchen an seiner Brust, dann schob sie ihn von sich und reichte ihm den Brief. Sie sagte nichts, aber ihre Augen strahlten. Milius nahm das Schreiben, und Isette wandte sich zum Gehen.

„Bleib, ach bleibe,“ rief er außer sich, sie drückte nur den Finger auf den Mund und winkte dem Kammerdiener, der sie begleitet hatte, und der die Thür sogleich wieder hinter ihr schloß.

Milius hielt den Brief noch immer unerbrochen in der Hand, hatte er geträumt? Hatte er sie wirklich soeben in seinen Armen gehalten? Ja, ja, hier war ja der Brief. Mit zitternden Händen erbrach er das Siegel: „Der Herr Kandidat Gotthold Milius soll am kommenden Sonntag in der Schloßkirche eine Probepredigt halten. Karl, Herzog.“

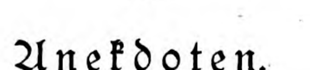
Noch hatte Milius sich nicht von seinem Staunen erholt, als der Gefängniswärter mit einem Lakaien eintrat; letzterer brachte den Kandidaten in ein helles, freundliches Stübchen und erbat sich die Anweisung, von wo er ihm seine Bücher zu holen hätte. Freilich ward er auch hier eingeschlossen, aber er merkte es kaum, denn die Predigt, welche er ausgearbeitet, erschien ihm plötzlich ganz ungenügend. Er schrieb und lernte, und als der Sonntag kam, und er die Uniform mit dem Amtskleid vertauschen durfte, merkte er doch, daß denen, die Gott lieben, auch die dunklen und unverständlichen Stunden zum besten dienen müssen.

Auch die alten Möllers und Isette waren in der Kirche, die beiden Alten waren schon an demselben Abend wieder aus dem Gefängnis entlassen. Se. Hoheit ließ dem Thorwart sagen, für diesmal sei er noch mit dem Schreck davongekommen, wenn er aber noch einmal ohne Urlaub seinen Posten verließe und ohne Erlaubnis seinen Rock verborgte, würde er ohne weiteres fortgejagt.

Nach beendigter Predigt ließ der Herzog den Kandidaten zu sich kommen. „Er ist ein schlechter Grenadier, aber ein guter Pre-

diger," sagte der Fürst, „als Grenadier ist er eingesperrt, ich werde ihn als Pastor wieder frei geben."

Und so geschah es. Als aber der neue Pastor einzog in seine hübsche Amtswohnung, da zog die junge Frau Pastorin gleich mit ein, und über ihre Hausthür ließen sie den Spruch anbringen: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen."



Anekdoten.

Im Vertrauen.

Leutnant (eine Verlobungsanzeige lesend): „Donnerwetter, gratuliere, gratuliere, Freifräulein von, zu und auf ....., machen natürlich brillante Partie, Herr Kamerad?" — „Na, wissen Sie, Geschichte sieht auf dem Papier bedeutend besser aus als in Wirklichkeit!"

Glatteis.



Zwei Raucher begegnen einander bei lebensgefährlichem Glatteis, und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch zwischen ihnen: „Wenn ich nicht ein so starker Raucher wäre," sagte der erste, „so würde ich mich bei dieser Glätte gar nicht aus dem Hause wagen. Aber so geht es ganz gut, — ich rauche nämlich so viel, daß ich selbst genügend Asche produziere, so daß der Weg, den ich zu nehmen habe, immer bestreut ist." Worauf der zweite selbstgefällig erwidert: „Da bin ich aber sparsamer, — ich rauche einfach eine so schwere Cigarre, daß ich gar nicht umfallen kann."

Der einzige Moment.



Der Herr Schulrat und der Herr Oberförster treffen sich täglich am Stammtisch im „Schwarzen Bären“. Da beide äußerst flotte Erzähler sind, jeder aber mit Vorliebe von seinen eignen Erlebnissen spricht, so wartet der eine mit Ungeduld, bis der andere seine Rede beendet hat. Heute kann aber der Herr Oberförster gar nicht zu Worte kommen, so oft er auch seinen Gegner zu unterbrechen versucht. Entrüstet wendet er sich endlich an seinen Nachbar mit den Worten: „Wenn er aber jetzt einmal ausspukt, ist er verloren.“



Die dreizehnte Braut.

Er: „Jetzt, da ich Ihr Jawort habe, reizende Elisabeth, erlauben Sie mir eine Frage: Sind Sie abergläubisch?“

Sie: „Abergläubisch, — warum interessiert Sie das, Franz?“

Er: „Das kann ich Ihnen erst sagen, wenn Sie meine Frage beantwortet haben werden.“

Sie: „Nun denn, ich bin nicht im mindesten abergläubisch.“

Er (freudig erregt): „So kann ich es Ihnen denn ruhig mitteilen, — Sie sind meine dreizehnte Braut!“

Allerlei zum Kopfzerbrechen.

1. Zweisilbige Scharade.

Die Erste läßt die Herzen höher schlagen;
Sie mahnt an jene große, edle Zeit,
In welcher nach der Knechtschaft schweren Tagen
Das deutsche Volk vom Joch sich hat befreit.
Zum Rachekrieg, den alle heiß erflehten,
Hat sie Begeist'rung wunderbar entfacht;
Und doch wird oft mit Füßen sie getreten,
Wenn sie nicht glänzt in seltner Farbenpracht.

Die Zweite wird im deutschen Wald gefunden;
Oft ragt sie auf gleich einem Fürstenthron;
Wo man sie trifft, wird meist sie herrlich munden,
Doch wer sie macht, verfällt verdientem Hohn.
Das Ganze schmückt den Sternenhimmel oben,
Auf Erden ist es nur ein seltner Gast;
Wird aber noch ein Zeichen eingeschoben,
So findet man's an jedem Wege fast.

2. Zahlenrätsel.

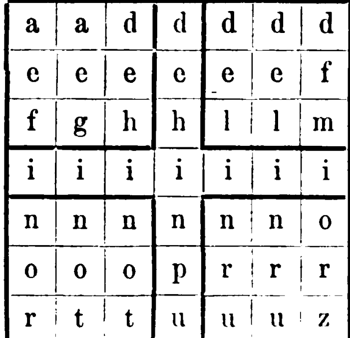
1 2 3 4 5 6 7
Steht auf manchem Brief geschrieben.
Willst du Deutschlands Karte fragen,
Wird sie dir die Antwort sagen.
2 3 2 5 jeder kennt
Als Orchester-Instrument,
Und als Freudenbringer lieben
Alle sehr. 4 5 6 7.

Als ein Fluß in deutschen Gauen
Ist 5 4 3 5 zu schauen.
Mancher Mann heißt 4 5 2,
Jeder hört gern 4 2 3.
Maß ist 7 2 4 4.
7 2 3 5 4 ein Tier.
5 6 7 macht als Fluß
Dann des ganzen Rätsels Schluß.

3. Zweisilbige Scharade.

Die Erste altert nicht,
Sie nagt kein Zahn der Zeit;
Die Zweite ist ein Bild
Nur der Vergänglichkeit.
Das Ganze gibt nur Schein
Von großer Herrlichkeit.

4. Kreuzrätsel.

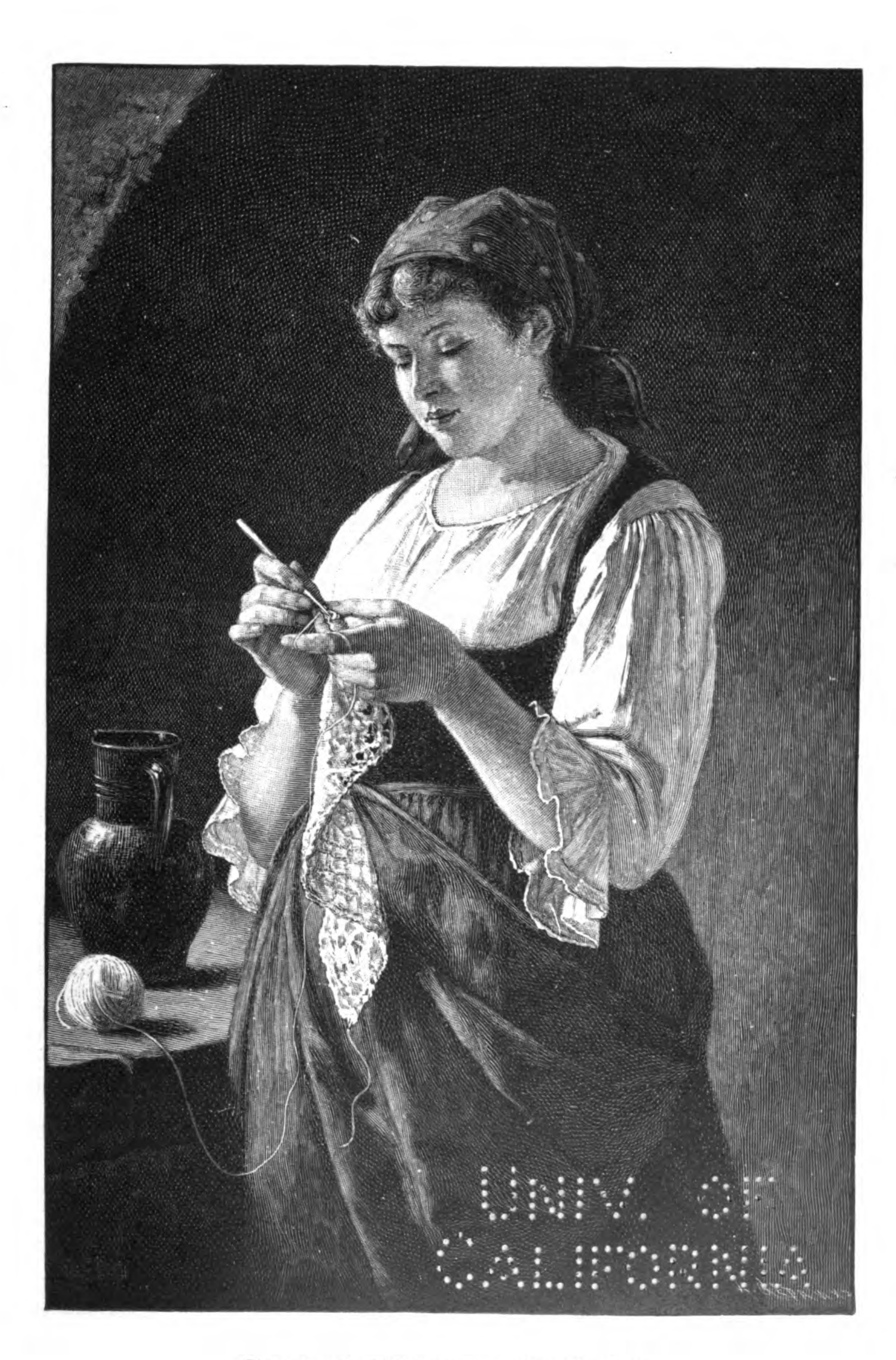


a	a	d	d	d	d	d
e	e	e	e	e	e	f
f	g	h	h	l	l	m
i	i	i	i	i	i	i
n	n	n	n	n	n	o
o	o	o	p	r	r	r
r	t	t	u	u	u	z

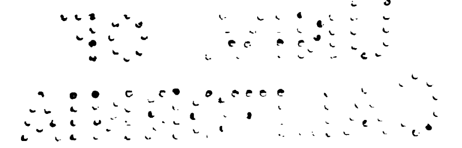
Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet und eine beliebte Oper nennt.

Die übrigen sechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1) einen Planeten, 2) eine der Personen in einem Musikdrama von Richard Wagner, 3) eine beliebte Oper, 4) eine der Hauptpersonen in dieser Oper, 5) einen berühmten Geschichtsschreiber, 6) eine bekannte Dichtung.



Das neue Häkelmuster. Von R. Epp.



Diogenes mit der Laterne.

Ein altes Thema mit neuen Variationen.

Gedanken aus einem Vortrag bei einem Wohlthätigkeitsabend
von Emil Frommel.

Zu den Winterannehmlichkeiten Berlins gehören außer lahmen Droschkengäulen und Beinbrüchen auf polizeilich überwachten Bürgersteigen auch die Vorträge — sowohl die, die man hören, als die, welche man selbst halten muß. Sie sind zum zweischneidigen Schwerte geworden, sie fördern ebenso sehr die Bildung, als sie sie verflachen; je breiter der Strom allgemeiner „Intelligenz“, desto mehr versandet er auch. Darum treffen wir so viele Menschen, deren „Ausbildung in dem Maße eingebildet ist, als ihre Einbildung ausgebildet“. „Von allem etwas“ — das ist die Parole dieser Feinschmecker der Bildung. Zudem haben viele Vorträge eine bedenkliche Seite: sie sind nämlich zumeist für die Dummen zu gescheit, und für die Gescheiten zu dumm. Und nun gar erst ein Thema suchen! Ist nicht alles schon abgegrast mit Stumpf und Stiel?

Da war mir's denn eine Erleichterung, als die vortragsbedürftige leitende Dame eines Wohlthätigkeitvereins gleich das Thema mir nannte, über welches sie gesprochen haben wollte: „Diogenes mit der Laterne am hellen Tage Menschen suchend.“

Diesen Ehrenmann hatte nämlich ein Künstler im Hausflur des Gatten, eines Arztes, in Gips gebildet, deponiert als Dankbarkeitsbeweis für eine glückliche Kur. Nun fehlte nur noch das „Recipe“, für den geneigten Beschauer diesen stummen Wink an der Wand zu verstehen. Das sollte heute abend geliefert werden. Ich gestehe, daß das Thema etwas Fesselndes und Einleuchtendes für mich hatte. Denn einen Menschen *suchen* ist wirklich eine Kunst, ihn *finden* ein Gewinn. Wieviel angelernt, anempfunden, nur *an ihm*, nicht *in ihm* ist, wer will das heutzutage entscheiden, wo jeder mehr oder minder unter einer wahren Dachtraufe von Bildungselementen steht?

Unwillkürlich habe ich schon oft an die Sultanin von Konstantinopel denken müssen, die einst den Besuch der englischen Botschafterin, Lady Redcliffe, zur Zeit des Krimkriegs empfing. Es war damals die Mode der Riesenkrinolinen. Die Sultanin hatte das Vergnügen, zum erstenmal ein solches Monstrum zu erblicken. Plötzlich erfaßte sie die Peripherie der englischen Dame und sagte: „Bist



du das Alles? Könnten die Occidentalen nicht auch die klassische Frage der Orientalen zu der ihren machen? Wir möchten doch so gerne wissen, nicht, was die Menschen darstellen, sondern was sie sind, den Menschen im Menschen erforschen. Ich versuchte denn, so gut es ging, der Aufgabe mich zu entledigen vor einer Zuhörerschaft aus allen Ständen, von denen jedes Glied den Anspruch erhob, „sozusagen" ein Mensch zu sein. Da jede brave Rede drei Teile haben muß, so teilte ich denn auch ein:

1. Etliches vom Menschensuchen überhaupt.
2. Etliches von der Laterne, womit man sie sucht.
3. Etliches von dem, was man mit den Menschen anfangen muß, die man gefunden.

I.

Diogenes aus Sinope — „ein verrückt gewordener Sokrates", wie Plato ihn nennt — gehört zu der Klasse der Cyniker, jener Proletarier- und Bettlerphilosophen, die die Unabhängigkeit von Bedürfnissen, Begierden, Vorurteilen und Rücksichten predigten. Nach ihrer Anschauung besteht die Masse der Menschen aus Thoren, aus Sklaven ihrer Lüste, krank an Einbildung und Eitelkeit. Der Cyniker ist der Arzt, der sie heilt, und gerade der Verworfensten sich annehmen muß. Das schädigt ihn in seinem hohen Bewußtsein von sich selbst nicht, so wenig als die Sonne Schaden leidet, wenn sie den Sumpf bescheint, oder der Arzt, wenn er zum Kranken geht. Die Mittel müssen herzergreifend und durchschlagend sein, darum muß man den Leuten ungeschminkt die Wahrheit zeigen, kein Spott ist scharf genug, sie zu geißeln. Das kann man nun thun durchs Wort oder durch symbolische Handlungen; wie hier, wo der berühmte Meister am hellen Tage durch die Straßen Athens mit einer brennenden Laterne geht; oder wie er — freilich etwas unverbürgt — dem großen Alexander als einzigen Wunsch, auf dessen Erlaubnis, sich etwas auszubitten, aus der Tonne heraus zu erkennen gab: „Geh mir aus der Sonne." Es war ein derber Humor, mit welchem sie den Menschen zu bessern suchten, und das Mittel fast so gefährlich als die Krankheit. „Kein Obdach habend, kaum ein Kleid, alle Sitte bis zur Schamlosigkeit verachtend, so sind sie im griechischen Altertum verlacht, wegen ihrer Entsagung bewundert, als Bettler verachtet, als Sittenprediger gefürchtet, voll Hochmut gegen die Thorheiten und voll Mitleid gegen das sittliche Elend der Menschen." Mensch ist ihnen nur der wie sie selbst, keines Menschen bedarf, an kein Bedürfnis gebunden, von keiner Rücksicht eingeschränkt ist, bloß der Tugend lebt, und alles



andere, wie Reichtum, Ehre, Wissenschaft, Liebe und schließlich auch den Tod als leere Einbildung behandelt. — Das steht, meine Hochverehrten, so beieinander in den gelehrten Büchern über den Mann und seine Schule.

Den Funken und das Korn Wahrheit in diesem System werden wir nicht verkennen. Wie vieles berührt sich darin mit den Sprüchen aus dem Prediger Salomo — ja selbst mit manchen Aussprüchen des Neuen Testaments! Auch der Einfall ist humorvoll, am Tage den Leuten ins Gesicht zu leuchten, um ihnen zu sagen, daß sie keine Menschen seien. — Und doch — hatte Diogenes eigentlich ein Recht, Menschen zu suchen? Wenn er selbst auf „Menschensuche" ausging, so schloß das die Voraussetzung in sich, daß er selbst ein Mensch sei, und zwar nicht etwa des Mittelschlages, sondern ein Prachtexemplar dieser Gattung. War er das? Wer den Menschen so auf sich selbst stellt, daß er des andern nicht bedarf, noch zu bedürfen vermeint, läßt der nicht am Ende, bei aller freiwilligen Armut und Entsagung, „durch die Löcher seines Bettlergewandes seinen Hochmut durchblicken"? Wer auf dem Isolierschemel der Bedürfnislosigkeit und eigener Vortrefflichkeit steht, kann höchstens seinesgleichen im Menschen; d. h. sich selbst im Menschen suchen. Im Diogenesfaß war er allein — „wohnungsberechtigt", darum konnte er auch keine andere hineinkriegen. Wer so logiert, ist im tiefsten Grunde nicht angethan, Menschen zu suchen. Der wird auch von seinen Entdeckungsfahrten heimkehren wie Diogenes mit wunderbar widersprechender Ausbeute.

Es haben sich zu allen Zeiten Leute aufgemacht, Menschen zu suchen, und mit welchen Erfahrungen sind sie heimgekehrt? Es schwankt ihr Urteil zwischen Bewunderung und — Verachtung. Einer der Gerechtesten und Mildesten unter ihnen, der vielleicht vor Millionen ein Recht hatte, von sich zu sagen, daß er ein Mensch sei, weil kaum eine menschliche Saite nicht getönt hätte beim Anschlagen — Goethe — sagt: „Es gibt auf der Welt nichts Selteneres als — Menschen." Und ein anderer Weiser aus alter Zeit gibt ihm recht, indem er sagt: „Ich bin nie weniger Mensch gewesen, als da ich unter Menschen war." Das ist kein Kompliment für die Menschheit. Gestatten Sie mir einmal, ein wenig weiter fortzufahren in diesem Kapitel vom Menschensuchen und noch etliche Resultate Ihnen vorzuführen. Es ist ein buntes Kaleidoskop, das noch sehr bereichert werden könnte, in welches die wunderbarsten Bilder sich drängen. Um der Deutlichkeit willen will ich etliche Aussprüche nebeneinander setzen, die himmelhoch Jauchzenden mit A und die zum Tode Betrübten mit B bezeichnend.



A. Der Mensch vermag viel, unglaublich viel, wenn er nur ernstlich will.

B. Sich selbst mißtrauen ist ein Zeichen von Menschenkenntnis.

A. Der Mensch wird in dem Maße größer, als er sich selbst und seine Kraft kennen lernt. Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, und er wird bald lernen zu sein, was er soll.

B. Es scheuen sich die Menschen, in sich selbst zu sehen, und knechtisch erzittern sie, wenn sie endlich länger der Frage nicht ausweichen können, was sie gethan, was sie geworden, was sie sind.

A. Nein, o Mensch,
Du bist nicht das schwache
Gebrechliche, hilflose Wesen,
Wozu du dich selbst machst
Im finstern Wahn und in feiger Verzagtheit.
Ich ehre dich, Mensch,
Wie du dich selber ehrst:
In dir nur ist Größe,
In dir nur ist Güte,
In dir nur ist Wahrheit.

B. Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

A. Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein Mensch zu sein.

B. Der freie Wille, auf den sich der Mensch soviel zu gute thut, wird durch Instinkt und Automatenwesen der Rasse ersetzt.

A. Mensch, herrliche hohe Erscheinung,
Schönster von allen Gedanken des Schöpfers,
Welch ein Meisterstück ist der Mensch
In seiner Haltung ähnlich dem Engel
Im Denken dir ähnlich — ein Gott —
Die Zierde der Welt, — das Muster aller lebenden Geschöpfe!

B. Ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen und ihre Riesenprojekte, ihre Götterpläne und Mäusegeschäfte.

Dies bunte Lotto des Lebens, worin so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, das Thränen in die Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Lachen kitzelt.

A. Das Böse ist nicht in uns, sondern an uns — es ist ein beschmutztes Kleid der ursprünglich reinen Seele.



Die armen Teufel von Menschen sind meist gut, wenn man sie nur recht kennt. Jeder Mißklang in ihnen und unter ihnen löst sich endlich doch auf in den harmonischen Anklang des Universums.

B. Man kann vom Menschen gar so schlecht nicht denken, daß man nicht eines Tags sich sagen müßte: Du dachtest noch zu gut!

A. Die Menschheit ist groß — die Menschen sind klein!

B. Die meisten Menschen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
Solang die Tasche noch
Das bißchen Geld verwahrt,
Ach da ist alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näschereien,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige —
Herz, was begehrst du?
Und das Herz ist unersättlich,
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf,
Doch ist für eine dieser Siebensachen,
Die Barschaft erst vertändelt,
Dann adieu, ihr schönen Wünsche,
Ihr Hoffnungen, Begierden
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seid ihr gekrochen —
Kind, geh nach Hause!

B. „Lerne dich selbst kennen," sagte ich zu jemand. Aber er konnte nicht: denn er war — „niemand!"

Sei's genug an diesen Funden. Was alle im letzten Grunde suchten, das war der ideale Mensch, losgelöst von allen Zufälligkeiten, dem nichts fremd wäre, was überhaupt den Menschen angeht — sie suchten den Menschen, bei dem alles harmonisch entwickelt wäre, mit lichtvollem Geiste, mit liebeswarmem Herzen und eisernem Willen. Jeder hatte sich in seiner eigenen Werkstatt einen Menschen konstruiert, und dieser Mensch sah dem eigenen Ich mehr oder minder verzweifelt ähnlich und daher das überschwengliche Lob; oder sie dünkten sich auf einsamer Höhe und schauten verachtend auf das niedrige Menschengewürm. Daher das Schwanken bei der Beur-



teilung der Menschen zwischen Optimismus und Pessimismus, sie wissen nicht, ob sie beim Menschen einen Engel oder Teufel vor sich haben.

Daß die alte heidnische Welt den Menschen trotz aller Laternen nicht fand und trotz aller Menschenkenntnis nicht kannte, ist nicht zu verwundern. Wer kein Licht hat über sich, kann auch andern keines aufstecken. Dem Heiden blieb das Menschenherz verborgen, weil ihm das Gottesherz verhüllt war; wem Gott ein Geheimnis ist, dem wird der Mensch erst recht ein Rätsel bleiben. Was nützte es, auf den Tempel zu Delphi schreiben: „Erkenne dich selbst", wenn auf dem Altar zu Athen stand: „Dem unbekannten Gott?" Wer kann das Geschöpf verstehen, wenn er den Schöpfer nicht kennt, wer will die Erde ohne den Himmel, die Zeit ohne die Ewigkeit begreifen? So geht's den Diogenessen unsrer Tage noch. Der dunkelste Erdteil ist nicht Afrika, sondern das Menschenherz. Solange man den Menschen nicht kennt, bleiben die Menschen und ihre Kenntnis ein recht trostloses Bruchstück; den Menschen lernt man aber nur kennen in und durch den Gott und Herrn, welcher uns zu ihm geschaffen. Ohne das Wissen dieser Abstammung bleibt uns das Ziel unsrer Bestimmung ebenso verborgen als der Anfang; auf die Frage woher und wohin — keine Antwort. Daß in dem Menschen Himmel und Erde vereinigt sind, und er auf der Erde zum Himmel reifen soll — das muß uns erst Gottes Wort wieder sagen. Das schreibt des Menschen Nationale mit seliger aber auch unerbittlicher Wahrheit, seine hohe Abkunft und seinen tiefen Fall, sein lichtes Vaterhaus und seine bittere Fremde mit allem Bankerott, Schweinehüten, Träberspeise und aller Sehnsucht zurück nach Hause. Sünde, das ist der andre Faktor, der in der Rechnung der Diogenischen Menschensuche fehlt, und darum muß die Schlußsumma falsch werden; daher das Schwanken zwischen Menschenvergötterung und Menschenverachtung. Das Widerspruchsvolle, der stete Kampf, das tiefe Leid und Todesweh das Schwanken zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gott und Tier im Menschen, woher kommt es anders, als aus dem Bewußtsein, daß er seiner Bestimmung nicht entsprochen, daß er ein entthronter König ist? Niemand trauert um eine Krone und einen Thron, als der sie beide einst besessen. — Nur wer sich selbst so kennt, hat Licht über alle Menschen, wer sich selbst in Gottes Licht gefunden, kann allein Menschen suchen. Wer Menschen suchen will, muß den Einen gefunden haben, den Idealmenschen, nicht den, den wir uns selbst zusammenphantasiert haben, sondern den uns Gott in Christo, dem Gottmenschen, gesandt, uns zu erneuern in das Ebenbild des, der uns geschaffen hat.



In ihm sollen wir zu wahren Menschen, weil zu rechten Kindern Gottes werden. Darum weist ein Heide dem Heiden, ein Pilatus einem Diogenes den Weg mit dem Worte: „Ecce homo“ — „Sehet, welch ein Mensch!“ Wer ihn gefunden, kann die schwalchende Thranlampe Diogenischer Menschenkenntnis an den Nagel hängen, der wandelt im Sonnenlicht und hat nun auch die Leuchte, womit er andre sucht.

II.

Wer Licht über sich selbst hat, meine Hochverehrten, läßt sich weder durch den Glorienschein blenden, den die Menschen um sich verbreiten, noch auch durch die Finsternis abschrecken, die sie umfängt. Wir verstehen das eigene Herz und wozu es fähig, und darum auch das fremde; wir kennen aber auch Gottes Herz, das uns gesucht, und von seiner Art zu suchen empfängt die unsre ihr Vorbild. Wem viel vergeben, der liebet auch viel. Und die Liebe wird allein die Leuchte sein, den Menschen im Menschen zu suchen. Diese Liebe ist keine Blendlaterne, vor der der Mensch sich verbirgt, sondern ein milder Sonnenstrahl, dem sich die verschlossene Knospe erschließt. Alle Menschenkenntnis ohne Menschenliebe führt schließlich zur Menschenverachtung; der Schlüssel zum Menschenherzen wird nie unsre Klugheit, sondern immer unsre Liebe sein. Auch vom Menschenherzen gilt das schöne Wort Pascals: „Man muß das Menschenherz lieben, um es zu erkennen; und nicht erst kennen und dann es lieben.“ Wer uns bloß „kennen lernen“ will, dem geben wir meist gerade nicht die besten Seiten unsres Seins; wir sind befangen und geben uns kaum, wie wir sind. Wer uns aber liebt und uns einen lebenswarmen Strom Liebe entgegenbringt, dem verschließen wir unser Herz nicht. Die Liebe läßt sich nicht „durch Erfahrungen“ erbitten. Christus, der größte Menschenkenner aller Zeiten, der wußte, was im Menschen war, und nicht bedurfte, daß ihm jemand „etwas sagte,“ hat die Menschen auch am meisten geliebt. Je schlimmer die Erfahrungen, je bitterer der Haß, je mehr sie sich geben in ihrer wahren Gestalt, desto mehr breitet er die Arme aus, bis er sie ausspannt am Kreuze, als wollte er alle an sein Herz ziehen.

Er suchte die Menschen — und mutete bei jedem auf die Goldader, die durch das Gestein des Herzens sich zieht, auf das Verlangen und die Sehnsucht der Seele nach dem lebendigen Gott. Er sieht seine gefallenen, entthronten Brüder, er weiß: der verlorene Sohn würde nimmer so elend sein, hätte er nicht eine Erinnerung an das





Vaterhaus. Gerade der Ausgestoßenen nimmt er sich an, ißt mit Spöttern und Sündern, ohne von ihnen befleckt zu werden. Das klingt wie die Lehre der Cyniker, aber es klingt nur so. An das wahrhaft Menschliche, das eben im tiefsten Grunde das wahrhaft Göttliche im Menschen ist, knüpft er an. Wir kennen seine Taxation der Menschenseele. Auf göttlicher Wage gewogen sinkt die Schale mit der kleinen Seele tief hinab, und die große, weite Welt schnellt in der anderen hoch hinauf. Der Gewinn einer ganzen Welt kann den Verlust der Seele nicht aufwiegen. So ist ihm die einzige Samariterin wert, trotz aller Verkommenheit, ihr den ganzen Tag und die Speise zu opfern, das größte Wort zu sagen, was kein Philosoph vor ihm noch nach ihm gesagt: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Die Nacht ist ihm nicht zu lang und die „Sprechstunde“ auch zur Mitternacht, wenn ein Nikodemus kommt, um seiner Geburt, Rang und Stellung Gerechtigkeit entkleidet und am innersten Menschen erfaßt zu werden, und das Wort zu hören, daß er von Grund aus erst ein neuer Mensch werden müsse. Das heißt nicht bloß einen Menschen suchen, sondern dem Menschen verhelfen, wahrhaft Mensch zu werden.

Von einer gewissen Seite her behandelt Christus die Menschen bei aller Blindheit und Bosheit als Geschöpfe Gottes, als freie Leute, die einen anerschaffenen Adel haben, mit Hochachtung. Das fühlen die Menschen bald heraus, wenn man sie für das gelten läßt, was sie noch in Gottes Augen auf der guten Seite sind. Es läßt sich niemand gern verachten und für gar nichts halten. Ohne solchen Sinn ist man untauglich, ein Werkzeug Gottes zu sein. Bei allem Schein der Demut kann man eben doch die Überhebung seines Herzens den Leuten merken lassen: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute“; merken die Leute das, dann kann man sie nicht kennen lernen, noch auf sie wirken. Dort lag eben der Fehler an der Lampe des Diogenes; sie war mit parfümiertem Öl gefüllt, parfümiert mit der eigenen Herrlichkeit. So nimmt Christus die Einladung bei dem Obersten der Pharisäer an, wiewohl er da nichts Gutes erwarten konnte; hätte er aber die Einladung ausgeschlagen, so würde zweifelsohne der Schein auf ihm geruht haben, als verachte er die Einladenden. So sieht sein Auge die Verlegenheit der Hochzeitsleute zu Kana; ein echt menschlicher Zug ist's, ihnen den besseren Wein zu geben, und doch offenbarte er gerade in diesem ersten Zeichen „seine Herrlichkeit“. Beim Leid des Menschen wird sein Mitleid zum Mit-Leiden. Ehe er bei der Witwe das Göttliche: „Ich sage



dir, stehe auf“ spricht, heißt es von ihm: es jammerte ihn derselben, und mit milder Hand trocknet er ihre Thränen mit dem Worte: „Weine nicht“, das ebenso göttlich als menschlich ist. Bei Lazari Grabe fließen in seine Thränen ebensowohl menschliche Liebe als göttliches Ergrimmen über die Macht des Todes, wie in den Thränen um Jerusalem das Erbarmen mit dem Gericht sich paart. Es sind Thränen im Auge des Richters. Im barmherzigen Samariter erkennt er den menschlichen Zug des Herzens trotz aller sonstigen Unwissenheit an, während ihn das göttliche Amt und geistliche Kleid des Priesters und Leviten nicht hindert, ihre Unmenschlichkeit zu geißeln.

Christus ist bei allem Bewußtsein seiner göttlichen Abstammung der Menschensohn geblieben; nichts, was nicht wahrhaft menschlich in ihm und an ihm wäre. Wer kein Auge hat für diese wahre menschliche Größe Jesu, wird auch in Wahrheit keines haben für seine göttliche Herrlichkeit.

So wird denn auch für uns die Leuchte jene barmherzige Liebe bleiben, die von der göttlichen Liebes- und Leuchtkraft entzündet ist, wir werden mit ihr im gefallenen Menschen immer noch etwas suchen, woran wir ihn fassen und emporheben können. Die Welt muß zunächst einmal zu uns als Menschen Zutrauen fassen, ehe sie den Christen in uns versteht. Es gibt ja einen Verkehr mit den Menschen im Vorhof — mit Juden und Griechen, wir suchen sie ins Heilige zu bringen, um sie dann im Allerheiligsten mit ihrem Gott verkehren zu lassen. Geben wir ihnen aber im Vorhof nicht den Eindruck, daß wir sie verstehen, daß wir mit ihnen empfinden, werden sie schwerlich sich dazu verstehen, uns ins Heilige zu folgen. In der Orgel gibt es zwei Stimmen von ergreifendster Wirkung: das ist die „voix céleste“ und neben ihr die „vox humana“ — diese beiden Stimmen müssen auch in jeder Predigt bei allem Suchen des Menschen erklingen. Darum hat das Wort recht, „daß jeder Redner dreimal Mensch sein müsse“. Wir schauen den Menschen nicht wie er jetzt ist, sondern das was er werden soll. Wie der große Thorwaldsen einst einen Marmorblock zu Carrara mit seinem tiefen, blauen Augen anschaute und dann plötzlich sprach: „In diesem Blocke steckt ein Christus“ und danach seinen herrlichen Christus aus ihm bildete. In Summa: der Zweck unsres Menschensuchens und Anzündens unsrer Leuchte wird sein: die Menschen in der Liebe Christo loszulieben von sich selbst und sie an das Herz ihres Gottes und Heilandes heran zu lieben.

III.

Das führt uns zum Schlusse. Was sollen wir mit den Menschen anfangen, die wir gefunden haben? Ich kann hier kurz sein, und ohnehin mahnt die späte Abendstunde zum Aufbruch. „Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn", aber der Gewinn soll nicht im egoistischen Genießen bestehen, oder gar im Wegwerfen, wenn wir sie sattsam ausgepreßt. Was konnte auch Diogenes mit den Menschen anfangen, wenn er sie wirklich gefunden? Er konnte sie doch nicht in sein Faß einladen. Zog aber jeder in ein besonderes, dann war die Isolierung fertig. Hatte Christus Einen gefunden, dann reihte er ihn in eine Gemeinschaft; fängt er in seinem Liebesnetze einen Petrus, dann macht er ihn zum Menschenfischer. Nach der Seligkeit, selbst gefunden zu sein, gibt es keine höhere, als andere wieder suchen. So sind wir nicht eine Diogenische Gesellschaft von Troglodyten und Faßbewohnern, sondern eine Gemeinschaft, in welcher jeder mit dem andern solidarisch verbunden ist. Wir sind Steine an einem großen, gewaltigen Bau, wo jeder Stein getragen wird und trägt; Reben am Weinstock, deren Ertrag dem Ganzen zu gute kommt; Schafe *einer* Herde, Glieder an *einem* Leibe, wo jeder seine Gabe und Aufgabe hat. Wir lernen mit den andern und durch die andern, wir empfangen ebenso viel als wir geben, wir erstarken, wenn wir die Schwachen tragen. So ist auch das Werk, das Sie, meine Hochverehrten, treiben, ein Werk des Menschensuchens unter sehr erschwerten Verhältnissen. Aber ein einziger Gefundener wägt die Mühe an 99 Verlorenen auf.

Lassen Sie mich schließen. In die Hausflur unsres Arztes möchte ich ein Pendant hängen: neben den antiken Menschensucher den christlichen Diogenes mit der Laterne; neben das suchende und nicht findende Heidentum ein neutestamentlich Bild: ein *Weib mit Leuchte* und Besen in der Hand, den Schutt und Staub nicht scheuend, mit der Umschrift: „Welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie davon *einen* verliert, die *nicht ein Licht anzünde* und *kehre das Haus* mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn *gefunden*, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: *Freuet* Euch mit mir; denn ich habe den Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also sage ich Euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut." — Hier ist *mehr* als Diogenes!



Frauenkalender.

Unseren Frauen.

Von vielen Seiten angeregt, haben wir uns entschlossen, den Interessen unserer Frauen auch im Daheim-Kalender einen möglichst weit umgrenzten Raum anzuweisen. — Wie dankbar und liebenswürdig unsere lieben Leserinnen eine solche Gabe entgegennehmen, hat uns der Erfolg der unter dem Titel „Frauen-Daheim“ allgemein beliebten Beilage des Daheim reichlich bewiesen; nur zu bald wuchsen die sich mehrenden Interessen dort über den bescheidenen Rahmen hinaus, und es ward nach mehrerer Hinsicht nötig, dieselben auf einen größeren Tummelplatz hinüberzuspielen, wo vieles, was dort nur flüchtig gestreift werden konnte, sich in fest konzentriertem, vertieftem und erweitertem Bilde darzubieten vermag. Mögen unsere Damen der Absicht, jenem Bedürfnis an dieser Stelle gerecht zu werden, freundlichst entgegenkommen, und in der Summe der sich alljährlich hier folgenden Mitteilungen und Belehrungen einen kleinen wertvollen Hausschatz erblicken, der nach und nach angesammelt zu werden, sich wohl verlohnt!

I. Praktisches und Geselliges.

Winke und Mitteilungen für den eleganten Theetisch.

Wer könnte sich etwas Behaglicheres denken, als einen Kreis lieber Freunde an den langen Herbst- und Winterabenden um den gastlichen Theetisch versammelt! Die magisch verschleierte Hängelampe leuchtet so freundlich über den reizend geordneten Speisen, der blitzende Theekessel auf dem daneben stehenden „Stummen Diener“ singt sein Liedchen so traulich, daß unwillkürlich die Anwesenden sich enger, inniger aneinander geschlossen fühlen.

Die ursprünglich englische Sitte des Abendthees wird immer allgemeiner. Allmählich hat sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte bei uns Geltung verschafft, und seitdem haben auch die zu einem derartigen Abendimbiß nötigen Artikel eine früher nicht geahnte Mannigfaltigkeit und Vortrefflichkeit erreicht. Wer hätte wohl vor 40 Jahren noch ohne einen gelinden Schauder an „Schlächterwurst“ denken können — etwa eine Gothaer oder Braunschweiger gummielasticumartige Schlackwurst ausgenommen, die man im „Gewürz- und Materialwaren-Geschäft“ erhielt? — Heute winken die verlockendsten Delikatessen, die in dieses Gebiet schlagen und zu denen das Material aus allen Zonen zusammengetragen wird, hinter den Spiegelscheiben hoher Schaufenster den großstädtischen Käufern und Käuferinnen, die sich auf diese Weise aller Mühe überhoben sehen, um zu jeder Zeit einen reich besetzten Theetisch



arrangieren zu können — wenn sie es mit dem Kostenpunkt nur nicht zu genau zu nehmen brauchen. Den Hausfrauen, denen es auf den letzteren aber doch ankommt, und solchen, die auf dem Lande oder in kleinen Städten leben — die letzteren sind in dieser Hinsicht am allerübelsten daran — möchte ich in folgendem einige Ratschläge erteilen, welche es bei einiger Mühe gestatten, auch mit minderen Kosten einen reich und zierlich besetzten Theetisch zusammenzustellen.

Die Anzahl der Speisen ist natürlich, ebensowohl wie ihre mehr oder minder luxuriöse Beschaffenheit, der Größe der Gesellschaft und den obwaltenden Umständen anzupassen. Es ist ein Vorzug des Theeabends, daß in dieser Hinsicht nicht leicht zu viel und nicht leicht zu wenig geboten werden kann, wenn nur das gebotene Einfachere an sich reichlich genug vorhanden ist, um zu sättigen. Gestattet ist von kalten Speisen alles: Jede Art von Aufschnitt, Aspics von Fisch oder Fleisch — einfacher Sülze, Gänseweißsauer — Salate, kalte Pasteten, Mayonnaisen; — Pumpernickel, Schrotbrot, Milchstriezel und Butter bilden die Grundlage. Aber auch Crêmes und Gelees — einfacher: Flammeris — so wie eingemachte Früchte finden stets Liebhaber. Will man es sehr nobel haben, so gibt man vor dem Thee mit den kalten Sachen ein warmes Fleisch- oder Fischgericht. Englische Bisquits, Makronen oder sonst ein feines Backwerk werden in diesem Falle zu der ersten Tasse Thee herumgereicht. Die Crêmes machen den Beschluß.

Was das Arrangement des Tisches betrifft, so ist bei einem kleineren Kreise die runde Form desselben der langen Tafel vorzuziehen, da sie die gemütliche Konversation zwischen allen Anwesenden gestattet. Am Hofe Kaiser Wilhelm I. soll bei Familenthees ein eigenartiger Apparat zur Anwendung gekommen sein, welcher die oft lästige Anwesenheit der Dienerschaft entbehrlich macht, und dadurch die intimste Unterhaltung gestattete. Wenn die hohen Herrschaften sich zum Thee versammelten, — gewöhnlich in den Gemächern der Kaiserin — so nahmen sie um einen großen runden Tisch Platz. Die Mitte dieses Tisches trug einen zweiten, kleineren runden Tisch, der mit einem Rande versehen und dessen Platte, auf dem etwa 6—8 Centimeter hohen Fuße ruhend, drehbar war. Er trug Teller oder Schüsselchen nach Art der schwedischen Kabaretts, welche die verschiedenen Dinge des Imbiß enthielten. Der Öl- und Essigaufsatz oder eine zierliche Pyramide von Backwerk, zuweilen eine Schale von Südfrüchten — Kaiser Wilhelm liebte besonders die Mandarinen — bildeten den Mittelpunkt. So konnte jede der hohen Personen durch eine Drehung der Platte sich die gewünschte Speise nahe bringen.

Es sei mir vergönnt, hier noch ein Wort über das Tafelleinen einzuschalten. Die wieder neu belebte, altdeutsche Sitte: Leinenzeug mit farbigem Garn zu besticken oder, — wie in unserer Zeit — auch gleich beim Weben zu verzieren, hat manchen Reiz für sich, da eine große Tischfläche nur mit weißem Tuch bedeckt etwas monoton erscheint; die farbigen Bordüren der modernen Theegedecke wirken belebend und verleihen dem ganzen Arrangement einen warmen Ton. Allein die jetzigen, meist baumwollenen blau- und roten Garne sind so undauerhaft gefärbt, daß wohl jede Hausfrau darin schon recht empfindliche Erfahrungen gemacht und nach wenigen Wäschen ihre schönen bunten, namentlich blauen Bordüren in häßlichster Weise verändert gefunden haben wird. Darum bleibe man lieber bei dem reinen Weiß, welches ja in seiner unveränderten Schönheit oft noch auf Kindeskinder vererbt. Feiner, von glänzendem Flächsengarn hergestellter

Damast, zumal in den entzückenden Mustern, welche ihm die heutige Industrie zu geben weiß, blütenweiß von der sorgsamen Hausfrau zubereitet, wird immer als der Inbegriff höchster Sauberkeit wohlthuend wirken. Will man dem Tafeltuch noch eine besondere Zierde beigeben, — da auch die gestickten modernen „Tischläufer" sich nicht als echt bewähren — so rate ich die sehr zierliche, gebrochene Serviette auf die Mitte des Tischtuches zu legen. Man legt zu diesem Zweck eine feine Serviette von einer Ecke zur andern schräg wie ein Tuch zusammen, streicht den Bruch recht fest und knifft nun mit einem Messer oder dünnen Falzbein längst dieses Bruches so fein und dicht wie möglich schrägliegende Fältchen ein. Ist man an der letzten Ecke angelangt und nimmt die Serviette auseinander, so erscheint durch das doppelt Geknifte eine Blätterborte, die durch Lichtbrechungen einen wunderhübschen Effekt macht. Man wiederholt die Arbeit nun mit den beiden andern Ecken, so daß die Blätterborte sich kreuzt. Auch kann man noch alle vier Ecken etwas weiter nach unten umlegen und diese ebenfalls kniffen, wenn man die Serviette noch reicher verzieren will. Auf den Kreuzungspunkt solcher Blätterborte kann man nun eine Lampe oder den Öl- und Essigaufsatz oder eine gestürzte Sülze ꝛc. und in die vier leeren Felder Assietten mit den besten Sachen stellen; so wird der Mittelpunkt des Tisches die Hauptzierde bilden.

Neben dem eigentlichen Tisch steht der „Stumme Diener" oder ein anderer Tisch mit dem im Sieden befindlichen Theekessel, dem Theeservice und dem Theekasten; letzterer wo möglich aus zwei Fächern bestehend um zwei Theesorten — schwarzen und grünen — zur Mischung bereit zu haben! Die Bedienung dieses Tisches übernimmt entweder die junge Hausfrau selbst, oder eine erwachsene Tochter, Nichte oder in großartigeren Verhältnissen die Gesellschafterin. Nach meiner Ansicht bewahrt der Thee sein feinstes Arom, wenn er nach russischer Manier zubereitet wird, das heißt, wenn man in nicht zu großen Theekannen einen Extrakt aufbrüht, denselben 5 Minuten über dem Dampf ziehen läßt, dann sofort die Tassen zu etwa einem Drittel damit anfüllt und nun kochendes Wasser bis zu zwei Drittel der Tasse nachgießt, wobei noch der Vorteil entsteht, jedem Gast das Getränk nach Geschmack stärker oder schwächer bereiten zu können. Einen zweiten Aufguß auf dieselben Blätter darf man aber nicht machen, wenn man irgend Anspruch auf wirklich guten und der Gesundheit zuträglichen Thee erhebt. Man nimmt vielmehr eine zweite Kanne und macht neuen Extrakt, sobald der erste verschenkt worden, und rechnet im ganzen auf jede Person einen reichlichen Theelöffel voll Thee. Man ist im Irrtum, wenn man annimmt, daß nur ganz teurer Thee von angenehmen Geschmack sein könne. Es kommt bei diesem Gewächs, das gerade am allermeisten Verfälschungen erleidet, lediglich auf eine reelle Bezugsquelle an. Eine solche ist nicht jeder Hausfrau bekannt, und ich habe häufig in feinen Häusern eine recht schlecht schmeckende Tasse Thee vorgesetzt bekommen, deren Material wohl schwerlich im „himmlischen Reich" das Licht der Welt erblickt hatte, und von dem ich dennoch wußte, daß es mit sehr hohem Preise bezahlt war! Eine Firma, welche bereits in den meisten namhafteren Städten Deutschlands Niederlagen oder Filialen hat, kann ich als eine der reellsten empfehlen, da sie vermöge ihrer außerordentlichen Verbindungen, sowohl mit Rußland als mit England, bei billigen Preisen nur reine, unverfälschte Waare zu bieten im stande ist. Es ist dieses die weit und breit berühmte, seit mindestens fünfundzwanzig Jahren bestehende „Königsberger Thee-Compagnie". Von dem kostbarsten „Kaiser-



blumenthee" bis herab zu ganz billigen Sorten ist doch jede in ihrer Art höchst preiswert aus dieser großartigen Handlung. Seit 16 Jahren bereite ich mir z. B. mein tägliches Morgen- und Abendgetränk, welches ganz vorzüglich an Wohlgeschmack ist, aus einem Congo-Thee dieser Firma, zu dem außerordentlich billigen Preise von 2 Mark à ½ Kilo.

Es kann an dieser Stelle nicht davon die Rede sein, alle jene Delikatessen aufzuzählen, welche die spekulative Industrie heute für den feinen Theetisch herzustellen bemüht ist. Meine Winke beschränken sich auf einige kleine Kunstgriffe, welche, zum Teil meiner eigenen Phantasie entsprungen, auf das zierliche Anordnen resp. Dekoriren der verschiedenen Gegenstände berechnet sind. —

Um kaltem Braten ein apartes Ansehen zu geben, schneidet man möglichst große, gleichförmige Scheiben von zweierlei Fleischsorten: weißem, — also Kalb-, Hühner- oder Putenbraten, und zwar so, daß jede Scheibe einen braunen Rand von der äußeren Haut des Bratens erhält; und dunklem — wie Reh,- Hasen-, Hirsch- oder wildartig zubereiteten Hammel-, Gänse- und Entenbraten. Nun legt man auf einer runden oder länglichen Schüssel abwechselnd eine dunkle und eine helle Scheibe immer um die Runde, jede Scheibe ein wenig über die andere, so erhält das Ganze ein muschelartiges Ansehen. Auf jede weiße Scheibe legt man alsdann ein kleines Stückchen kalter brauner Braten-Jus, auf jede dunkle eine halbdurchgeschnittene, eingemachte Perlzwiebel. Eine solche Assiette oder Schüssel, der man auch noch den Rand mit grüner Petersilie schmücken kann, gewährt einen ganz reizenden Anblick. — Ein ebenfalls sehr hübscher, wohlschmeckender und dabei recht billiger Aufschnitt ist gepökelte Rinderroulade. Hierzu verschafft man sich einige Pfund Rinder-Bauchstück, — dasselbe ist sonst nicht wertvoll, und da es keine Knochen enthält, vorteilhaft beim Einkauf — entfernt alle zähen Häute und etwa vorhandenes Fett, bestreut es mit Salz, Salpeter, gestoßenem Pfeffer und einigen fein gehackten Schalotten, rollt es fest zusammen, daß es die Gestalt einer großen Wurst erhält, umwickelt diese Rolle fest und dicht mit Bindfaden und legt sie 3—4 Wochen in Pökellake. Alsdann kocht man sie 5—6 Stunden, bis sie sehr weich ist, und preßt sie noch warm zwischen zwei Brettern, das obere mit Steinen beschwert. — Erkaltet wird sie, nachdem der Faden entfernt ist, scheibig geschnitten, auf eine Schüssel arrangiert und der Rand derselben mit grünen, halbierten Pfeffergurken garniert. —

Eine reizende Zierde sind alle Arten von Aspics, sei es von Fisch — worunter Lachs und Karpfen obenan stehen — sei es von mehr oder minder kostbaren Fleischarten. Abgesehen von den Prachtstücken, wie Pute oder Gans in Gelee, ist in bescheideneren Verhältnissen schon eine empfehlenswerte Schüssel: Schweinekotelettchen in Aspic. Man schneidet dieselben zierlich zurecht und entfernt die Rippen, kocht sie dann mit Wasser, Salz, Gewürz und ein paar Zitronenscheiben gar, nimmt sie aus der Brühe, spült sie in heißem Wasser ab, damit alles etwa anhaftende Gerinnsel entfernt wird, und ordnet sie hübsch in einer tiefen Schale oder Form, die man vorher mit Zitronenscheiben, Schnittchen von Pfeffergurken und in Essig eingemachten roten Rüben (Beete oder rote Runkeln) ausgelegt hatte. Von der durchgeseihten, entfetteten, wo möglich mit Eiweiß geklärten Brühe, einer der Menge entsprechenden Anzahl von Gelatine-Blättern oder etwas Stand von Kalbsfüßen, ein paar Gläsern Weißwein bereitet man ein Aspic und gießt es, abgekühlt, über das Fleisch. Nachdem es völlig erkaltet, stürzt man das Aspic und setzt es auf die Tafel. Eine Remouladensauce paßt dazu. — Ein



eleganteres Aspic ist ein solches von Aalrouladen. Man kann dazu Aale mittlerer Größe verwenden. Dieselben werden nicht abgezogen, sondern nur tüchtig mit Sand und dann mit Salz abgerieben, gewaschen und nicht an der Bauchseite sondern am Rücken aufgeschnitten, ausgenommen und innen gesäubert. Nachdem der Kopf abgeschnitten, bestreut man die Innenseite mit Salz, gestoßenen Gewürzen und ein wenig sehr fein gehackter Zitronenschale. Nun rollt man den Aal — der natürlich nicht geteilt, sondern ganz geblieben sein muß — vom Schwanz beginnend nach oben zu fest zusammen und umwindet die Rolle mit feinen Bindfaden, worauf man sämtliche auf diese Weise erhaltenen Rollen in Wasser mit dem noch nötigen Salz recht weich kochen läßt. Man läßt sie bis zum andern Tage liegen, damit sie ganz erkalten, wickelt die Fäden wieder ab und schneidet nun mit einem sehr scharfen Messer Scheiben, die ganz wunderhübsch, schneckenhausartig, von abschattierter Färbung, erscheinen, legt sie in eine tiefe Schüssel und gibt ein feines, mit Wein und Zitrone geschärftes, recht klares Aspic darüber. Man gibt Essig und Öl dazu.

Zu den beliebtesten Nummern des Thee-Imbisses gehören immer die verschiedenen Salate, von dem einfach-häuslichen Kartoffelsalat bis dem kostbaren italienischen. Der erstere kann, wenn schön zubereitet, beinahe zur Delikatesse erhoben werden. Vor allem darf dabei das Öl nicht gespart werden, dieses aber muß von der besten Beschaffenheit, wo möglich Luccaer sein. Nimmt man nun halb Essig, halb Fleischbrühe (anstatt Wasser), etwas Düsseldorfer Mostrich, ein wenig Zucker, anstatt gehackter, roher Zwiebel ganze, eingemachte Perlzwiebeln und gießt die Mischung am Tage vor dem Gebrauch über die scheibig geschnittenen, noch warmen Kartoffeln, so wird man am anderen Tage nur wenig beim Verkosten hinzuzufügen haben. Zur Tafelzierde kann auch der Kartoffelsalat werden, wenn man sich entweder der schwarzen Nierenkartoffel oder der dunkelroten Salatkartoffel bedient — Saatkartoffeln dieser Art sind bei Heinemann in Erfurt erhältlich. — Die sogenannte schwarze ist eine sehr tief gefärbte blaue, äußerst schmale und lange Knolle, welche abgekocht wunderschön violett abschattierte, kleine Scheiben liefert, nach der Mitte weiß, nach außen dunkel. Den Salat von dieser schmückt man mit einem Kranz von krauser Petersilie. Die dunkelrote Art ist gleichfalls intensiv gefärbt, und der von ihr bereitete Salat sieht reizend aus. Man kann ihn nun mit in Essig eingemachten roten Rüben dekorieren, die in zierliche Sterne u. dgl. geschnitten sind. — Der noch beliebtere Heringssalat — aus feinwürfelig geschnittenen Äpfeln, kaltem Braten (am besten Kälberbraten), ganz fein gehacktem schönen Hering (nur keinen Matjeshering), eingemachten Perl- oder gehackten rohen Zwiebeln, Essig, Öl und etwas Zucker bereitet — ist besonders geeignet, durch eine geschickte Hand mit etwas Ausdauer und Mühe ganz reizend ausgeschmückt zu werden. Ich erwähne hier einer Dekoration desselben, welche den größten Beifall fand: Auf einer großen Glasschale ausgebreitet und möglichst geebnet erhielt der Salat zuerst eine arabeskenähnliche Umrandung von gewässerten und entgräteten Sardellen, deren jedesmaliger Abschluß, nachdem sie in Kurbeln gelegt, eine ausgesteinte, halbe Essigkirsche bildete. In der Mitte war ein Zweig von Maßliebchen mit grünen Blättern arrangiert. Hierzu bedarf es nur des hartgekochten Weißen eines Eis und einer abgekochten kleinen Mohrrübe. Kleine Scheiben der letzteren bilden den Mittelpunkt jeder Blume. Das gekochte Eiweiß schneidet man in ganz dünne Plättchen und sticht mit einem silbernen Salzlöffelchen länglich-spitze Blättchen davon aus. Diese Blättchen



werden um das gelbe Rübenscheibchen gelegt, und die Blüte ist fertig. Stengel und Blätter werden von schön grün eingemachten Essigböhnchen hergestellt. Eine ebenfalls sehr hübsche Dekoration für den Heringssalat ist ein Kranz von dunkelroten Rosenknospen. Dieser wird von grünen Bohnen, welche zu Blättern geschnitten sind, und eingemachten Hagebutten arrangiert. Die letzteren legt man, damit sie nicht zu süß sind, eine Nacht hindurch in Essig. Eine Prachtschüssel, welche stets einen wahren Beifallssturm hervorruft, ist ein „Schwanenteich". Man arrangiert hierzu in einer ganz durchsichtigen Glasschale von den erwähnten grünen, kleinen Bohnen einen vertieften Kranz derart, daß die Bohnen aufrecht zu stehen kommen, gleichsam wie Schilf, das sich an die Wände der Schale anlehnt. Nun gießt man ein feines, geklärtes Aspic, das jedoch nicht zu heiß sein darf, so hoch über die Bohnen, daß die Schale bis etwas über die Hälfte damit gefüllt ist, und läßt es erkalten. Vorher hat man von einem Konditor einen entsprechend großen Schwan aus Tragant gekauft, denselben an seiner unteren Seite mit einer dicken Lösung von Gummiarabicum bestrichen und wieder ganz trocknen lassen. Diesen setzt man in die Mitte der Schale auf das erstarrte Aspic, füllt von dem noch übrigen Aspic, welches aber so weit erkaltet sein muß, daß es gerade nur noch fließt, so viel dazu, daß der Schwan zur Hälfte — soweit er den Gummiüberzug erhalten, welcher ihn vor Auflösung und dadurch das Aspic vor Trübung schützt — unter, zur Hälfte über Wasser zu schwimmen scheint und läßt das Ganze vollends erkalten.

Als einen hübschen Scherz möchte ich noch ein Riesenei erwähnen. Zu diesem kann man nach Belieben 10, 12 bis 15 Eier verwenden. Man wässert mehrere Tage zwei Schweinsblasen, bis jede Spur von Geruch verschwunden ist. Nun nimmt man von der einen nur das untere, spitze Ende und gießt das zuvor recht gut verrührte Gelbe der aufgeschlagenen Eier hinein, bindet das Beutelchen so zu, daß es möglichst eine Kugelform erhält, und kocht es in siedendem Wasser so lange, bis man fühlt, daß es starr geworden. Dann gießt man in die andere Blase die Hälfte des Weißen der Eier, legt in die Mitte das aus dem Beutelchen gelöste Gelbe, gibt das übrige Weiße darüber, bindet die Blase so zu, daß kein leerer Raum darin bleibt, und kocht nun das Riesenei, mit kaltem Wasser aufgesetzt, bis es gar ist, was sich leicht beim Befühlen erkennen läßt. Es sieht, in zwei Hälften geschnitten (natürlich nachdem es aus der Blase geschält), genau wie ein großes Ei aus. Die beiden Hälften bettet man nun auf junge, zarte Salatblätter und garniert den Rand der Schüssel mit kleinen Halbkugeln roten Weingelees, den man zuvor aus Weißwein, Zucker und roter Gelatine bereitet und in Eierbecher, die bis zur Hälfte gefüllt, hat erkalten lassen. Eine französische Sauce, bestehend aus zerrührten, hartgekochten Eidottern, Essig, Öl, gelbem Senf, Zucker und Salz, gibt man besonders dazu herum, doch muß die Hausfrau zuvor das Ei in Portionsstückchen schneiden.

Da man zu den kalten Braten als besondere Zierde für den Tisch auch gerne Eingemachtes gibt, so möchte ich die Leserinnen mit einem bei uns weniger als in England üblichen Eingemachten bekannt machen, welches seiner schönen, goldgelben Farben wegen ebenso als auch des angenehmen Geschmacks halber, den Bewohnern Albions besonders zusagt. Es sind nämlich obenein sehr billige Früchte: simple Mohrrüben, welche sich hier im Gewande von Konfitüren vorstellen. Am schönsten eignet sich hierzu die orangegelbe Karotte. Man schneidet, nachdem sie gehörig abgeschabt und sehr sauber abgewaschen sind, die Rüben in gliedlange Stücke,



spaltet diese und schneidet das innere helle Mark heraus, das nicht mitbenutzt wird. Von dem dunkleren Teil schneidet man nun ganz feine Streifchen und kocht dieselben mit wenig Wasser nicht ganz weich. Desgleichen hat man die fein abgeschälte Schale von 2—3 Zitronen in ganz feine Streifchen geschnitten und ebenfalls in Wasser weich gekocht. Auf ½ Kilo gekochter Mohrrüben kann man ungefähr die Schale von 2 Zitronen nehmen, nach Geschmack auch weniger. Zucker wird von dem gleichen Gewicht der Rüben genommen und mit Wasser zu Syrup gekocht, etwas Saft von den Zitronen wird hineingedrückt und das vermischte Gekochte darin so lange gesotten, bis es eine kompottartige Masse geworden und weich und durchsichtig ist. Wer diesen Beisatz noch nicht kennt, findet es nicht heraus, wovon er bereitet worden.

Etwas Hochfeines, Pikantes und namentlich bei Herren Beliebtes sind auch die in der französischen Schweiz bereiteten Senffrüchte. Man erhält sie bei uns sehr selten — ich habe sie nur bei dem Hoflieferanten A. Martiny in Berlin gefunden.

Auf eine größere Anzahl von Rezepten muß wegen Mangel an Raum für dieses Mal verzichtet werden. Einstweilen mögen diese Winke eine freundliche Aufnahme finden. Die Erfindungsgabe und der Schönheitssinn einer praktischen und gebildeten Hausfrau wird das Fehlende zu ergänzen wissen, um ihren gastlichen Theetisch in jeder Hinsicht so geschmackvoll zu ordnen, daß er ein gern aufgesuchter, Behagen verbreitender sein wird.

Frau B. v. W. in L.

Putzen schwarzgewordener Silbersachen.

Wiederholt findet sich im Fragekasten der illustrierten Blätter die Bitte um Angabe eines Mittels, schwarzgewordene Silbersachen zu reinigen. Die so gestellte Frage läßt sich nicht mit wenig Worten beantworten.

Nur durch Schmutz verunreinigte Silbersachen lassen sich leicht durch Abwaschen mit Salmiakgeist oder Seife reinigen und zwar mittels eines sorgfältig ausgewaschenen leinenen Lappens oder einer Bürste (Zahnbürste). Seife wirkt zwar langsamer, aber doch schließlich gerade so gründlich, wie Salmiakgeist, welch letzterer auf manche Farben und Kitte, die sich an Silbersachen befinden können, und auch auf die Bürste nachteilig einwirkt; deshalb ziehe ich Seife vor.

So wasche ich z. B. meine silberne Uhrkette zwischen den flachen Händen mit Seifenwasser und trockne und poliere sie dann, indem ich sie, von einem reinen leinenen Tuche umschlagen, wieder zwischen die flachen Hände lege und mit letzteren die Waschbewegungen wiederhole. Die Spielereien an der Uhrkette wasche ich mit Seifenwasser mittels einer steifen Zahnbürste. Das Waschen samt Trocknen dauert nicht eine Minute; das Silber hat seine ursprüngliche weiße Farbe wieder.

Anders ist es mit den Silbersachen, bei denen das Abwaschen mit Seife nicht hilft; es sind dies die durch Leuchtgas schwarzgewordenen Silbersachen.

Auch das bestbereitete Steinkohlen- und Ölgas enthält zeitweise etwas Schwefelwasserstoffgas, und durch solches Gas, sowie durch die Ausdünstung der Menschen, durch die Steinkohlen im Ofen und durch faulende Stoffe wird die Luft schwefelhaltig. Vor der Berührung mit solcher Zimmerluft schützt auch die sorgfältigste Papierumhüllung die Silbersachen nicht; letztere überziehen sich mit einer braunen, nach und nach dicker werdenden, schließlich schwarzen Schicht von Schwefelsilber.



Diese so unangenehme Erscheinung ist zwar an dem weißen Silber am auffälligsten, tritt aber auch, wennschon minder auffällig, an allen Goldsachen auf, die mit Schwefelwasserstoff zusammenkommen, da Gold niemals ganz rein, sondern immer mit Silber legiert verarbeitet wird. Der Goldschnitt des einen Buches bleibt oft anscheinend unverändert, während er bei dem danebenliegenden orange und später braun wird; die Ursache dieser Verschiedenheit ist, daß das zweite Buch ein sehr silberreiches Gold im Schnitt hatte. Alles hier Gesagte gilt also auch für silberhaltige Goldsachen.

Das Schwarzwerden von Silber- und legierten Goldgeräten wird übrigens erst seit etwa Mitte der siebziger Jahre so unangenehm empfunden. Bis dahin liebte man die Gegenstände aus Edelmetall mit großen, blankpolierten Flächen, ohne feine, scharfe Verzierungen, die sich anscheinend ohne Schaden mit Putzpulver wieder abscheuern ließen. Seitdem ist dies anders geworden. Die leeren Flächen werden jetzt mit Ornamenten verziert; einzelne Flächen werden vergoldet, um sie vom Silbergrunde besonders abzuheben; silberne wie goldene Flächen belebt man auch dadurch, daß man in jeder einzelnen verschiedene Farbentöne abwechseln läßt. Durch diesen Fortschritt im Kunstgewerbe kommen die edlen Metalle in ihrer ganzen Pracht zur Erscheinung. Legt sich nun aber mit der Zeit ein brauner oder schwarzer Hauch über die verzierte Fläche, so wird das Auge auch um so empfindlicher berührt. Vor der Anwendung von Putzpulvern und Putzpomaden empfindet man — durch üble Erfahrung belehrt — eine gerechtfertigte Scheu.

Aus dem Gesagten ergibt sich die eine Regel, daß man Silbersachen wenn irgend möglich nicht in Räumen aufbewahren soll, in denen sich oft Menschen aufhalten, ganz besonders aber nicht in mit Gas beleuchteten Räumen. Die Besitzer von Silberwarengeschäften wissen dies natürlich sehr gut, sie beleuchten ihre Läden nicht mit Gas, sondern mit schwefelfreien Ölen oder mit elektrischen Lampen; fürstliche Schlösser beleuchtet man aus demselben Grunde mit Wachskerzen oder elektrischen Glühlampen.

Ist das Silber schon unscheinbar geworden, so gibt es nur ein Mittel, es in seiner ursprünglichen Schönheit wiederherzustellen, nämlich das schonende Abreiben der schwarzgewordenen Silberschicht mit einem guten Putzmittel. Dabei geht natürlich stets, selbst bei vorsichtigster Behandlung, etwas Silber verloren, feine und scharfe Verzierungen verlieren nach öfterem Putzen ihre Schärfe und werden mit der Zeit abgeputzt; Theelöffel und Serviettenringe — bei denen doch gewiß jede andere Art der Abnützung ausgeschlossen ist — werden nur durch Abputzen im Lauf der Jahre dünn wie Papier.

Sehr viele Putzmittel werden empfohlen, darunter gute und schlechte; dasselbe Mittel, aus zwei verschiedenen Handlungen bezogen, kann verschieden ausfallen. Als eins der besten — weil es nie sandhaltig ist, auch Steine und Emaillen nicht angreift — empfehle ich „Calcaria carbon praec“. Man muß sich dies Mittel zwar in der Apotheke kaufen, bekommt aber für 20 Pfennige so viel, daß man für lange Zeit ausreicht. Die Anwendung ist sehr einfach: man taucht ein feuchtes, reines Tuch oder eine naßgemachte Zahnbürste in das weiße Pulver und bürstet oder reibt dann so lange, bis der betreffende Gegenstand seine ursprüngliche Farbe wieder hat. Ich denke, mit der Bürste werden sich auch Filigranarbeiten reinigen lassen.

Silberne Gegenstände, die jahrelang unbenutzt aufbewahrt werden, z. B. Patengeschenke, kann man übrigens auch in schwefelhaltiger Luft unverändert erhalten, wenn man sie, nachdem man sie mit Papier umwickelt hat, von allen Seiten mit einem fingerdicken Brei, den man sich aus gebranntem



Kalk mit Wasser angemacht und darauf ein dem zugesetzten Kalk etwa gleiches Quantum klargestoßenen Eisenvitriol zugemischt hat, überzieht. Ist der Überzug dick genug und ohne Sprünge, so kann man sicher sein, daß er für viele Jahre schützt.

Für kurze Zeit wird sich jedenfalls ein Überzug von mit Weingeist verdünntem Kollodium oder Kopallack vorteilhaft erweisen. Es sind dies Flüssigkeiten, die man rasch und in dünner Schicht mittels eines Pinsels auf den Gegenstand selbst aufträgt und darauf eintrocknen läßt; der Überzug ist vollkommen durchsichtig. Kopallack stellt man am besten selbst her, indem man besten Siegellack in starkem, reinen Spiritus auflöst; dabei setzt sich die Zinnoberfarbe zu Boden und die überstehende wasserklare Flüssigkeit wird benutzt. Auf wielange Zeit Kopallack und Kollodium schützen, weiß ich nicht; übrigens lassen sich beide mittels Spiritus leicht wieder abwaschen.

Hoffentlich trägt mein Aufsatz dazu bei, daß das aus so vielen Gründen schätzenswerte Silber wegen des einen Fehlers, der nun einmal in seiner Natur liegt, nicht verstoßen, sondern vielmehr passend behandelt wird.

Chem.-techn. Mitarbeiter.

Über das Arrangieren lebender Bilder.

Eine der reizendsten Unterhaltungen für Gesellschaften ist das Vorführen lebender Bilder. Sie üben, wenn sie künstlerisch angeordnet sind, durch die Wechselwirkung zwischen Kunst und Natur einen eigentümlichen Reiz auf den Beschauer aus. Während der Künstler, dem wir unser Vorbild entlehnen — und nur echte Kunstwerke soll man zu diesem Zweck benutzen — sein ganzes Können daran gesetzt hat: die Natur auf das vollkommenste wiederzugeben, bemüht sich der geschickte Arrangeur, das Werk des Künstlers in unveränderter Schönheit zur Anschauung zu bringen, und zwar durch — die Natur selbst, in ihrer edelsten Erscheinung: den leben- und geistdurchatmeten Menschen. Unbewußt fühlen dies manche Leute, die nicht das mindeste Kunstverständnis besitzen, die für die Werke eines Rafael, eines Michel Angelo kein Interesse, keinen Blick haben, aber dennoch großes Vergnügen beim Anblick lebender Bilder empfinden. Dazu kommt noch der Märchenzauber, den die ganze Erscheinung ihrer Flüchtigkeit, ihrer Traumartigkeit zufolge auf den Beschauer ausübt, vor dessen Auge sie wie eine Fata Morgana vorüberschwebt.

Dieser exquisite Genuß wird meines Erachtens in unseren Privatgesellschaften viel zu selten geboten. Unfraglich, weil man sich jene Ausführung gewöhnlich viel schwieriger denkt, als sie es in Wahrheit ist. Ich möchte bei meinen lieben Leserinnen Interesse für die „lebenden Bilder“ zu erwecken suchen und ihnen dringend anraten, den Versuch damit zu wagen, wobei ich meine gesammelten Erfahrungen und mir von Künstlern erteilte Winke hier gern mitteile. Mein erster Versuch geschah einst ohne alle Vorkenntnisse, noch dazu in einem fremden Hause, wo ich mich unter den Gästen befand; aber er fiel so glücklich aus, daß ich mir den lebhaftesten Dank erwarb und noch heute selbst mit Entzücken an die schönen Bilder zurückdenke, zu denen mir wenig mehr zu Gebote stand, als die herrlichen Vorbilder, die ich benutzte, und mehrere allerdings selten schöne Mädchen.

Was nun die Ausführung betrifft, so ist die erste und zugleich größte Schwierigkeit die Herstellung einer passenden Bühne, die sowohl den Hintergrund als den Rahmen der Bilder liefern soll. Wer etwa, sei es durch

eigenen Besitz oder von Bekannten leihweise erhältlich, über ein kleines Dilettantentheater zu verfügen hat, mit Proscenium, Seitenkulissen und Vorhang, der hat natürlich leichtes Spiel. Er darf dieses Theater nur in einem hinreichend großen Zimmer aufschlagen lassen. Aber auch mit minder mundrechten Mitteln läßt sich Schönes erreichen. Günstig ist das Vorhandensein eines Kabinettes, eines Alkovens oder einer geräumigen Nische. Hat ein solcher Raum keinen eigenen Ausgang, so muß zwischen ihm und dem Zimmer, in welchem sich die Zuschauer befinden, ein drittes Gemach mit Ausgängen liegen, damit sowohl Ordner als Darsteller sich von der Bühne herab und nach den Garderoben begeben können, ohne von den Zuschauern gesehen zu werden. Die Thüre des Zwischenzimmers — Flügelthür natürlich — wird geschlossen, sobald ein Bild gezeigt ist, und nicht wieder geöffnet, ehe das folgende fertig gestellt. — Ein Vorhang wird unmittelbar vor der Bühne dennoch nötig sein. Jede Gardine oder Decke kann dazu verwendet werden. — Sollte nun aber in einem Hause keine der genannten Räumlichkeiten vorhanden sein, so muß man sich mit aufgestellten sogenannten spanischen Wänden oder Bettschirmen behelfen, von denen man eine kleine, abgeschlossene Bühne recht wohl herstellen kann. Eine Draperie oben, da solche Schirme nur geringe Höhe zu haben pflegen, muß dann die „Souffiten“ ersetzen. Unter allen Umständen muß der Bühnenraum mit einem erhöhten Podium versehen sein, welches durch aneinander geschobene Fenstertritte oder durch Bretter auf einer Unterstellage, beides mit Teppichen belegt, hergestellt wird. — Noch ist zu bemerken daß der Hintergrund der Bilder niemals eine mit buntgemusterter Tapete bekleidete Wand sein darf. Bedingt das Bild nicht einen eigenen Hintergrund, so muß in allen Fällen ein einfarbig dunkler Stoff (Gardine) die Wand verdecken.

Hat man sich nun auf eine dieser Arten die Bühne gesichert, so sichre man sich die Mitwirkung derjenigen Personen, welche man für die geeignetsten hält. Ich rate hierbei, durch eigene Erfahrung belehrt, sich sein Bestimmungsrecht von vornherein zu bewahren. Obgleich es unter Gebildeten eigentlich nicht vorkommen sollte, so treten doch zuweilen menschliche Leidenschaften und Schwächen, wie: Eigensinn, Eitelkeit — um Schlimmeres nicht erst zu nennen — namentlich bei der weiblichen Jugend — in solchen Fällen hervor. Das kann den Arrangeur betrüben, darf ihn aber nicht hindern, sein übernommenes Amt gewissenhaft auszuüben und vor allem wie in allem dem Maler gerecht zu werden, sein Kunstwerk unverändert vorzuführen. Rücksichtnahmen müssen hier möglichst schweigen — sollten aber auch nicht gefordert werden. — In den seltensten Fällen dürfte der Zufall es so fügen, daß eine disponible Person die Gesichtszüge einer auf einem Bilde dargestellten in frappanter Ähnlichkeit trüge. Das ist auch nicht nötig. Doch muß die lebende Gestalt in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, in Figur, in Typus und in den Hauptumrissen den Charakter und das Gepräge der vom Maler dargestellten an sich tragen. Alte Personen sollten nie von jungen reproduziert werden, denn der Versuch, ein blühendes Antlitz künstlich in ein greisenhaftes umzuwandeln, fällt gewöhnlich kläglich aus.

Man wähle nie für engere Verhältnisse Massenbilder. Bei öffentlichen Anlässen oder in Hofkreisen stehen dem arrangierenden Künstler großartige Mittel zu Gebote, und er kann seine Motive der Geschichte in ihren bedeutendsten Entwickelungsmomenten entnehmen. Im Privatkreise wirkt ein wenig figurenreiches Bild, von individueller Gemütserregung durchdrungen, viel tiefer als eine Menge einander deckender Gestalten. Viele herrliche Bilder

gibt es mit nur 2 Gestalten, z. B. Dornröschen; selbst Einzelbilder können entzückend sein, und eine Rafaelsche oder Murillosche Madonna, oder auch die „Sybille" von Angelika Kaufmann, vorausgesetzt, daß eine sehr geeignete Darstellerin vorhanden ist, wird nie ihre Wirkung verfehlen. Es stehen dem Arrangeur in unsrer Zeit, wo wohl in jedem Hause einige schöne illustrirte Werke zu finden, wo Photographie und Lichtdruck die größten Meisterwerke aller Kunstepochen in vorzüglicher Vervielfältigung auch dem Minderbegüterten zugänglich machen, eine solche Fülle des Schönen zu Gebote, daß weit eher ein embarras de richesse, als ein Mangel Schwierigkeiten schaffen könnte. Wer z. B. die „Goldene Bibel", herausgegeben von Alfred v. Wurzbach, besitzt, oder sie sich verschaffen kann, der wähle sich unter der Fülle herrlichster religiöser Bilder u. a.: „Die Verkündigung", gemalt von Gentileschi; „Tobias ergreift den Fisch" von Salvator Rosa; „Christus und die Samariterin" von Annibale Carracci; „Jakob und Rahel". „Isaak segnet den Jakob" von Salomon Konnink; hinreißend schön ist auch „Die Verstoßung von Hagar" von Ph. v. Dyck. Um Abwechslung zu erzielen und jedem Geschmack etwas zu bieten, stelle man auch 1—2 Genrebilder. Deffreggers „Jäger Abschied" (nur die 3 Hauptfiguren kann man, um schwierige Scenerie zu vermeiden, herausgreifen) wird immer einen Beifallssturm erregen. — Ich komme jetzt auf die Kostümierung. Ihretwegen ist es sehr gut, wenn die ganze Angelegenheit in den Händen einer Dame liegt. Zwar werden in den meisten Fällen die mitwirkenden Damen sich ihre Kostüme selbst besorgen, jedoch nicht immer. Besonders junge Mädchen fürchten häufig, daß die Kosten ihre Mittel zu sehr angreifen könnten; die jungen Herren wissen sich erst recht nicht zu raten, und sehr ungern greift man zu dem unangenehmen — auch nicht ganz billigen — Auskunftsmittel einer Maskenverleihanstalt. Ich habe zu den Bildern, die ich gestellt, stets die ganze Garderobe mit Hilfe einer jungen Verwandten und meiner Jungfer allein hergestellt, ohne wesentliche Kosten. Was man nicht selbst hat, leihen gute Bekannte willig dar: Decken, Vorhänge, Shawls und Tücher, Mäntel, bei denen es häufig nur auf das farbige Seidenfutter ankommt, Pelzwerk, Röcke von farbigen Seidenkleidern — ein Brautkleid von weißem Atlas, wenn auch ganz vergilbt — das alles liefert brauchbares Material, und ist irgend jemand noch im Besitz alter, wertvoller Sachen aus „Urgroßmutters Zeiten", so sind das unbezahlbare Schätze! Ohne Mühe zwar kommt man da nicht fort; aber die meisten Sachen werden ja nur lose geheftet, vieles nur auf der Vorderseite der Figur bloß drapiert und von „Schneiderei" ist nicht die Rede. Höchstens handelt es sich etwa um ein Mieder und einen mit buntem Band besetzten Bauernrock, die sich die jungen Damen hübsch selbst anfertigen sollen. Hierbei will ich nur gleich bemerken, daß man auf einem lebenden Bilde **nie** Schmuck von funkelnden Steinen und flimmerndem Metall anlegen darf, ebenso wenig wie bei den Volkstrachten Flittergold, Silberband und dergl. verwendet werden darf. Das Funkeln und Glitzern stört die absolute Ruhe, die an einem Bilde unerläßlich ist. Dagegen kann man einen herrlichen Effekt erzielen mit einem Stück alten Brokates, dessen Dessin in mattem Gold gearbeitet ist; namentlich zu den alttestamentarischeu Bildern ist solch ein Schatz von hohem Wert.

Hat man alle Garderobestücke, auch sonstige Requisiten, die zu den gewählten Bildern nötig sind, beisammen, so ist es schon der sehr wichtigen Beleuchtung wegen anzuraten, vor dem Tage der Aufstellung eine Probe abzuhalten, da im letzten Augenblick oft nicht eine solche Menge von Be-



leuchtungsapparaten herbeizuschaffen ist, wie sich als nötig herausstellt. Man stelle daher erst die Bilder, wobei man sich in jeder Hinsicht nach dem Original richten muß. Jede Person muß genau die Stellung angewiesen erhalten, wie der Maler es angeordnet, kein Glied darf, ohne das Kunstwerk zu beeinträchtigen, in eine veränderte Lage gebracht werden. Schwer zu behauptende Stellungen müssen den Betreffenden durch unsichtbar angebrachte Stützen erleichtert werden. Der Gesichtsausdruck muß natürlich, unverzerrt aber möglichst getreu nach dem Original angenommen werden. Die Beleuchtung eines Bildes geschieht immer von einer Seite, wie der Maler es angeordnet hat. Man stellt für die Lampen und Lichte, so viel wie möglich, — je nach der Höhe, aus der das Licht fallen soll — einen Tisch, Schrank oder ein paar Schemel, gewöhnlich in einer der vorderen Ecken des Proscenium, für die Zuschauer unsichtbar, auf. Manchmal wird jedoch ein anderes Arrangement erforderlich, wie z. B. auf dem Bilde „Die Verkündigung". Hier geht das Licht vom Heil. Geist aus, der in Gestalt einer Taube (letztere muß eine weiße, ausgestopfte sein und an einem dunklen Faden schwebend hängen) durch das kleine, rechts in der Höhe befindliche Fenster seinen hellen Schein auf die Jungfrau Maria fallen läßt. Man bringt daher eine kleine Öffnung in der Seitenkulisse an, hinter welcher die Lampen und wo möglich hinter diesen ein Blaker oder Spiegel angebracht wird. — Eine Beleuchtung mit farbigem, etwa bengalischem Lichte wäre bei den „lebenden Bildern" eine, von gänzlichem Mangel an Kunstverständnis zeugende Geschmacklosigkeit. — Engel müssen, wenn man nicht ein paar recht große Schwanenflügel auftreiben kann, gemalte Schwingen von Pappe erhalten. Auch müssen alle weißen Gewänder für sie nicht die mindeste Stärke enthalten, da sie sonst, anstatt in weichen Falten herabzufließen, bauschen würden! —

Hat die Probe ein vollkommenes Gelingen ergeben, so kann man an dem Festabend getrost die Ausführung vornehmen. Ist ein Bild fertig gestellt, so tritt man von der Bühne und gibt mit der Klingel das Zeichen den Vorhang zu öffnen. Man läßt ihn nur einige Sekunden gehoben, läßt ihn dann zur Erholung der Darsteller auf 1—2 Minuten herabfallen, nach deren Verlauf er nochmals gehoben wird. Ein besonders schönes Bild wird oft stürmisch immer wieder da capo verlangt; doch ist es nicht ratsam, öfter als dreimal den Vorhang zu heben. Um keine langen und langweiligen Pausen eintreten zu lassen, sondern die Bilder — deren Zahl 5—12 sein kann — so rasch wie möglich folgen lassen zu können, muß man keine Person in zwei aufeinander folgenden Darstellungen verwenden, sondern mindestens 1 oder 2 dazwischen vorführen, damit sich alle in Muße umkleiden können. Mögen diese kurzen Winke recht vielen meiner lieben Leserinnen eine Anregung zu Versuchen geben und dann vom besten Erfolge gekrönt sein!

Bertha v. Wallenrodt.

Einiges aus unserem Gemüsegarten.

Nachdem einige Kulturmethoden für unsere Gemüse schon im Gartenkalender kurz angedeutet worden sind, wird die nähere Besprechung einzelner derselben dem Gartenfreund gewiß nicht unlieb sein.

Eines der dankbarsten unserer feinen Gemüse ist der **Blumenkohl**, der sich bei einigermaßen guter Witterung in den Treibbeeten schnell zu entwickeln pflegt. Er verlangt kräftige Erde, viel Wasser und alle 14 Tage einen Dungguß. Mitte Februar oder Anfang März wird er mit frostfreier Erde



aus andern Beeten angehäufelt. Im April, Mai wird er geerntet, — das ist alles. Anders ist die Kultur im Freien.

Man macht zwei Pflanzungen, die eine im April mit überwinterten Pflanzen einer frühen Sorte, die andere Ende Mai mit Pflanzen einer späten Sorte, damit die Ernte nicht in die heiße Zeit fällt. Vor dem Auspflanzen ist es von besonderem Vorteil, die Wurzeln in einen Brei von Kuhdung, Wasser und Erde zu tauchen. Hierdurch gewinnen die jungen Pflanzen gleich Nahrung. So vorbereitet setzt man die abgehärteten Pflanzen in 20 Centimeter tiefe Gruben, wo sie sehr geschützt (bei Frostwetter kann man die Gruben leicht mit Gras oder Laub zudecken) und feucht stehen. Bald wachsen die Pflanzen an. Haben sie sich über die Gruben ausgedehnt, so werden diese alle 3 Tage voll Wasser gefüllt. Blumenkohl fordert sehr viel Wasser und Dung, lohnt aber auch besser wie irgend ein anderes Gewächs jede Mühe durch seinen Ertrag. Ende Mai (bei den im Mai gepflanzten Anfang Juli) entfernt man die untersten Blätter und füllt die Gruben mit einer Mischung aus Rinderdung und Erde bis zum Rande voll. Darüber wird gewöhnliche Gartenerde gehäufelt, so daß dann die Pflanzen wie gewöhnlich gesetzte aussehen. Gierig bemächtigt sich der Blumenkohl, neue Wurzeln schlagend, des Düngers, und er entwickelt sich prachtvoller, als der in des Nachbars Garten trotz des täglichen Gießens. Noch üppiger gedeiht er, wenn die Beete im Winter rijolt wurden und dann so bestellt sind. Zum Schutz gegen Kohlhernie, unter der die späten Pflanzungen besonders zu leiden haben, wird auf das rijolte Land ungelöschter Kalk gestreut und, wenn dieser zerfallen ist, untergegraben. Das Land muß vor dem Bepflanzen mindestens einen Monat ruhen.

Leider ist diese vorzügliche Methode viel zu wenig bekannt. Mag unser Kalender sie weit verbreiten.

Wenn man im Sommer ausgebildete Blumenkohlköpfe nicht sogleich verbrauchen kann, schneide man den Stamm der Staude halb ein; hierdurch läßt sich das Auswachsen der Käschen 8—10 Tage aufhalten. Im Oktober hat man von spät gepflanztem Blumenkohl immer einige nicht ausgebildete Köpfe. Man hebt diese mit den Wurzeln aus und stellt sie in einen mit Wasser gefüllten, flachen Zuber. Das Wasser muß während des Winters einigemal erneut werden. Zum Lohn erhalten wir im Dezember bis Januar schöne blendend-weiße, fast vollkommen ausgebildete Blumen.

Gleich anspruchsvoll wie der Blumenkohl sind **Melonen, Gurken und Kürbis.**

Die Melonenzucht im Mistbeet verlangt sehr viel Aufmerksamkeit im Gießen, Beschneiden und Beschatten; sie ist so allgemein bekannt, daß ich sie hier übergehe, um auf

die Kultur der Melone im Freien

einzugehen. Zur Landkultur eignet sich am besten die „amerikanische Landmelone“ und die „Klettermelone“. Beide werden im Zimmer in Töpfen herangezogen. Anfang Mai werden die Beete zurechtgemacht. Diese müssen schräg angelegt werden, damit sie von der Sonne tüchtig beschienen werden. Dann werden in einer Entfernung von 1½ Meter 3 Fuß tiefe und 2 Fuß breite Löcher ausgehoben, in diese 2½ Fuß hoch frischer Pferdedung gethan und festgetreten. Über den Pferdemist, der zur Erwärmung des Beetes dient, kommt ½ Fuß Komposterde; auf diese wird die Gartenerde gehäuft, so daß ein 1½ Fuß hoher Hügel entsteht. So hergerichtet muß das Beet 8 Tage Ruhe haben. Dann werden — Mitte Mai — auf jeden Hügel 3



Pflanzen, mit großer Schonung des Ballons, gesetzt. Rings um die Pflanzen wird ein kleiner Graben gezogen. Nach einer Woche entfernt man die schwächste Pflanze, so daß nur noch zwei Stück auf jedem Hügel stehen bleiben. Haben sie das fünfte Blatt gebildet, so kneift man den Trieb ab. Alle 3—4 Tage wird gegossen, doch immer in den Graben hinein, der zu diesem Zweck stets gehörig tief gehalten werden muß. Von den sich jetzt entwickelnden Seitentrieben werden der Pflanze nur zwei gelassen und diese nach dem sechsten Blatte entspitzt. Erst dann entwickeln sich neue Triebe, die Blüte und Frucht bringen. Jede Pflanze darf nur 2—3 Früchte haben. Nachdem diese eigroß geworden sind, werden sie auf Schieferplatten gelegt. Je größer die Platten sind, desto besser kann die Sonne wirken, desto aromatischer wird die Frucht. Die Triebe werden alle entspitzt.

Die Klettermelone ist ebenfalls auf ein so vorbereitetes Beet zu setzen, neben einer Mauer oder einem Spalier, nach Süden gerichtet. Schwarze Spaliere sind bekanntlich die besten. Dieser Pflanze werden drei Haupttriebe gelassen und alle Nebentriebe bis zum Fruchtansatz, erst dann werden sie entspitzt. Die Ranken müssen an das Spalier angebunden, und die Früchte gestützt werden. Man hat eigens zu diesem Zweck feine, weitmaschige Netze. Die Klettermelone wächst, wenn gut gegossen wird, sehr schnell und bekleidet bald eine große Fläche der Mauer oder des Spaliers und gewährt mit ihren dunkelgrünen, sehr aromatischen Früchten einen herrlichen Anblick. Die vor den Früchten sich befindenden Blätter sind zu entfernen, damit die Melonen volle Sonne haben.

Um frühe Gurken zu ziehen,

düngt man das betr. Land im Herbst mit verrottetem Rindermist, Anfang April mit Kompost und gräbt es dann um. Inzwischen hat man im Zimmer die Gurkenkerne in kleine Töpfe (3 Kerne in einen Topf) gelegt, diese bis zum Aufgehen warm gestellt. Nach dem Keimen kommen die Töpfe an ein sonniges Fenster. Anfang Mai werden die Gurken vorsichtig in größere Töpfe gepflanzt, in denen sie bis zum Auspflanzen bleiben. Nach dem 15. werden dann 4 Fuß breite Beete abgetreten und sauber geharkt. Auf jedes Beet macht man zwei 5—6 Centimeter tiefe Rillen, die vom Wege 20 Centimeter entfernt sein müssen. Die Rillen werden mit Kompost und kleingestoßenem Taubendung ausgefüttert und dann mit den Gurken aus den Töpfen bepflanzt. Drei Pflanzen müssen immer zusammenstehen und von der nächsten Gruppe 30 Centimeter entfernt sein. Einige Tage nach dem Pflanzen werden die Gurken angehäufelt. Dann legt man zwischen die Reihen Reiser, so daß eine kleine Wölbung entsteht. Auf diese Reiserunterlage rankt man die Gurkentriebe, die immer gut ausgebreitet werden müssen. Von stark rankenden Schlangengurken dürfen nur 2 Pflanzen immer zusammenstehen. Auf den Reisern liegen die Gurken luftig und trocken und sind gegen Schnecken, Fäulnis ꝛc. gesichert. Wem die Anzucht der Gurken im Zimmer zu mühsam ist, der kann den Samen Ende Mai gleich ins Freie legen. Hierzu werden die Rillen halb voll Kompost gefüllt, hier hinein werden 3 Kerne auf 30 Centimeter Entfernung von dem nächsten Samenhäufchen gelegt, sanft angedrückt, sodaß jeder Kern $1^1/_2$ Centimeter mit Erde bedeckt ist, und angegossen. Dann wird über die Rille 1 Centimeter hoch kleingestoßener Taubenmist gestreut. Die Rillen werden erst beim Behacken ganz mit Erde vollgefüllt. Im übrigen ist die Kultur dieselbe, nur bringt sie 4 Wochen spätere Ernte als die erste Methode.

Die Kürbiszucht
bildet heute fast nur noch eine Liebhaberei des Gartenfreundes. Der Kürbis verlangt enorm viel Dünger und Wasser, saugt daher das Erdreich tüchtig aus. Man hebt zur Zucht von Prachtexemplaren 3 Fuß tiefe Löcher aus, füllt diese mit Kuh- und Pferdedung, Laub, Guano, kurz mit allem, was irgendwie Dungkraft besitzt. Hierauf häuft man Komposterde zu einem 30 Centimeter hohen Hügel und setzt hier hinein die Kürbispflanzen bis an die Samenlappen. Der Kürbissamen wird schon Anfang April in kleinen Töpfen im Zimmer gelegt, mit der Spitze nach unten. Ende Mai wird dann jede Pflanze sorgsam auf einen Hügel gesetzt (von kleinfrüchtigen Sorten setzt man 2 Pflanzen auf jeden Hügel). Nach dem Setzen ist ein öfteres Überbrausen sehr förderlich. Nun die Hauptsache: Zwischen je zwei Hügeln, die 2 Meter entfernt sein müssen, gräbt man ein 2 Fuß tiefes Loch, das, so oft man Zeit und Lust hat, mit Wasser, auch mit flüssigem Dünger, gefüllt wird. Ferner wird über jeder Pflanze eine, stets mit Wasser gefüllte, lose verkorkte Flasche an einem neben dem Hügel eingesteckten Stock befestigt. Durch den sehr porösen Kork werden dicke Wollfäden, die aber nicht gefärbt sein dürfen, gezogen und die Enden um den Stamm der Pflanze gewickelt. Hierdurch werden die Wurzeln beständig feucht gehalten, auch bei der größten Hitze. Bei diesem allen andern Pflanzen schädlichen Tropfenfall werden sich die Kürbisse enorm entwickeln. Jede Pflanze darf nur 2 Früchte tragen; sind diese faustgroß, so werden sie auf Platten 2c. gelegt und über ihnen die Triebe weggeschnitten. Man erhält auf diese Art so gewaltige und doch zartfleischige Kürbisse, daß es an Bewundern nicht mangeln wird. Die sogenannte Quecksilbermethode, wonach man dem Kürbis ein Loch schneidet und Quecksilber einfügt und dann das Loch verklebt, ist als völlig wertlose Spielerei zu verwerfen.

Zimmergärtnerei.

Es wird manchen Lesern lieb sein, über den Hauptfaktor im Einmaleins der Pflanzenpflege einmal Näheres zu hören; ich meine über das **Umpflanzen**.

Im Frühjahr, wenn die Pflanzen neue Triebe machen, also im März, ist die geeignete Zeit zum „Umtopfen“ gekommen. Am besten geschieht diese Operation in einem mit Fliesen oder Steinen ausgelegten Raume, wo es auf einige Flecke nicht ankommt. Ein handfester, ordinärer Tisch, ein scharfes Messer, ein zugespitztes Hölzchen und — zwei Hände, die das „Erdeanfassen“ vertragen können, bilden das Handwerkzeug. Als Material sind anzuschaffen: gute Blumenerde (aus Mistbeet- und Komposterde bestehend), die man am besten beim nächsten Gärtner kauft, eine Portion Sand, einige grobe Brocken Heideerde, passende reine Töpfe und saubere Scherben.

„Rein“ und „sauber“ sind doch alle neuen Töpfe, wird die kluge Leserin einwerfen. Schmutzfrei sind neue Töpfe allerdings und doch, wieviel schlechte Substanzen enthalten sie! Alle neuen Töpfe müssen 2—3 Tage im Wasser gelegen haben, damit sie sich tüchtig vollsaugen. Würden wir die Töpfe, ohne sie zu wässern, benutzen, so würden die Wurzeln der Pflanzen unfehlbar verbrennen. Nun gar die alten Töpfe! Grün, weiß, in allen Farben schimmern die Algen, Flechten und Moose auf ihnen. Solche Töpfe müssen abgebrüht und mit Sodawasser abgebürstet werden. Geht der Schmutz dann noch nicht weg, zerschlagen wir die Töpfe einfach; doch ja nicht, um die Scherben zu gebrauchen. Nein, auch zu Scherben opfern wir reine, saubere

8*



Töpfe. Man thut gut, sich eine doppelte Anzahl Töpfe als Pflanzen zu halten, damit eine Portion immer ein Jahr unbenutzt ist und so bei der ersten, besten Gelegenheit gereinigt werden kann. Die Töpfe selbst müssen porös sein, oben weit und nach unten etwas schmaler werden, also einen geraden Kegelstumpfmantel bilden. Aus solchen Töpfen läßt sich der Ballen leicht herausnehmen. Jede andere Form, wie die Tonnenform, die noch oft benutzt wird, ist zu verwerfen. Ebenso darf ein Topf nicht angestrichen oder glasiert sein, da durch solche Töpfe keine Luft zu den Wurzeln dringen kann. Wenn der gewöhnliche Thontopf, — der doch immer am schönsten und natürlichsten aussieht — nicht „fein“ genug ist, kann man eine weite Papiermanschette um ihn legen. Ferner möchte ich warnen, die Töpfe zu groß zu nehmen. Alle starkwachsenden Pflanzen mit fleischigen, holzigen Wurzeln wie Palmen, Aspidistra, Clivia u. a. m. müssen alle Jahre einen etwas größeren Topf erhalten; dagegen werden Gewächse, wie Azalien, Kamelien, Eriken 2—3 Jahre in gleich große Töpfe gepflanzt.

Die neue Erde muß mäßig feucht sein, sich in der Hand leicht zusammenballen lassen, aber ebenso leicht wieder auseinanderfallen. Man hüte sich, sauer oder muffig riechende Erde zum Verpflanzen zu verwenden. Über die Erdarten ließe sich ein ganzes Buch schreiben, ich will nur anführen, daß in der sogenannten „Blumenerde“ alle Pflanzen gedeihen. Für Palmen vermischt man sie stark mit Sand und Rasenerde (diese muß jedoch 10—12 Monate lagern). Bei Azaleen- und Kamelienkultur ist Heide- oder Torferde zu empfehlen, doch gedeihen diese auch, wenn die „Blumenerde“ zum dritten Teil mit Sand vermischt ist. Die einzige Zimmerpflanze, die zum üppigen Blühen andere Erde haben muß, ist die Calla. Sie wird entweder in Schlammerde gepflanzt, oder es wird der gewöhnlichen Komposterde feingestoßener trockener Schlamm zugesetzt. Doch nun die Hauptsache. Am Tage vor dem Umpflanzen wird die frische Erde in große Eisentöpfe oder Waschkessel gethan und auf hellem Feuer bis zu 60 °R erhitzt, was an einem in die Erde gesteckten Thermometer gemessen wird. Wenn diese Temperatur 15 Minuten beibehalten wird, so ist jedes Ungeziefer, jeder Unkrautsame erstickt, und wir erhalten eine vorzügliche, völlig reine Erde. Umständlich ist dies Verfahren zwar, liebe Leserin, aber nützlich! Die erhitzte Erde bleibt bis zum andern Tage in den Gefäßen zum Abkühlen stehen. Die umzupflanzenden Gewächse müssen 24 Stunden vor dem Umsetzen begossen werden.

Nun können wir an das Umpflanzen selbst gehen.

Zunächst nehmen wir die kleineren Töpfe vor. Man legt Zeige- und Mittelfinger der linken Hand um den Stamm des Bäumchens auf die Erde, — mit der rechten wird der Blumentopf festgehalten, — kehrt den Topf um und klopft einige Male mit dem Topfrand auf den Rand des Tisches, so daß der Ballen behutsam losgelöst wird. Manchmal sitzt der Ballen zu fest, um durch Klopfen sich loslösen zu lassen (dies liegt an zu starkem Begießen); in diesem Falle muß der Topf zerschlagen werden. Haben wir dann den von einem dichten Wurzelfilz umgebenen Ballen in der Hand, so entfernen wir mit dem spitzen Hölzchen zunächst die alten Scherben, lockern vorsichtig die Erde von allen Seiten tief auf und kehren den Ballen um, so daß alle losgestoßene Erde abfällt, was durch leises Schütteln noch verstärkt wird. Dann entwirrt man die Wurzeln so gut es geht, stutzt sie etwas ein und entfernt alles Faulige. Bei feinwurzeligen Pflanzen, wie Azaleen, Kamelien schneidet man mit einem scharfen Messer den Wurzelfilz ab und lockert dann die Erde. Bei Gewächsen mit dicken, fleischigen Wurzeln, wie Clivia, Palmen

u. a. m. dürfen außer den faulen keine Wurzeln entfernt werden. Dann legen wir in einen reinen neuen Topf über das Abzugsloch eine etwas gewölbte große Scherbe, um dieselbe mehrere kleingestoßene Stückchen, so daß der Boden bedeckt ist. Darauf kommt eine doppelte Lage haselnußgroßer Brocken Heideerde und ein wenig Holzkohle; auf diese Schicht wird frische Blumenerde geschüttet, so daß eine kleine Wölbung entsteht. Auf diese Wölbung setzen wir den gereinigten und gelockerten Ballen und breiten die Wurzeln möglichst gleichmäßig aus, schütten ein wenig Erde rings herum und drücken sie mit dem Daumen leise fest, die Töpfe dabei öfter aufstoßend, damit keine Hohlräume entstehen. Durch immer neues Nachschütten von Erde, Andrücken und Aufstoßen wird der Topf gefüllt, jedoch nur so weit, daß die obersten Wurzeln der Pflanze gerade (ca. 1—2 Centimeter) bedeckt sind und noch ein 2—5 Centimeter hoher Gußrand freibleibt. Nichts ist störender, als den Topf bis an den Rand vollzufüllen und so keinen Raum für das Gießen zu lassen. Ich warne ja vor zu tiefem oder zu hohem Pflanzen.

Haben wir so alle kleineren Gewächse umgepflanzt, so werden sie in Schüsseln und Untersätze gestellt und von unten bewässert. Die großblätterigen Pflanzen werden mit lauwarmem Wasser und Schwamm gereinigt. Dann braust man alle Pflanzen mit feinstrahliger Brause lauwarm ab. Man hüte sich, mit einem dicken Strahl aus dem Gießkannenrohr die frisch umgepflanzten Gewächse zu begießen! Das Wasser in den Untersätzen wird immer erneuert, bis die Pflanzen sich vollgesogen haben (etwa in einer Stunde). Dann streut man ganz fein noch etwas frische, trocknere Erde auf die Oberfläche des Topfes und — das Umpflanzen ist beendet. Nach dem Umsetzen werden die Töpfe wie gewöhnlich von oben begossen.

Bei größeren Gewächsen, die schwer zu handhaben sind, ist ein Umpflanzen nach obiger Art nur alle 3—4 Jahre nötig. Dagegen wird alle Jahre die obere Erde, so weit es geht, ohne die Wurzeln zu verletzen, entfernt und durch frische Erde, der einige Hornspäne zugesetzt sind, ersetzt.

Das Alpenveilchen im Zimmer.

Zu den dankbarsten, blühenden Zimmerpflanzen gehört wohl in erster Reihe das Alpenveilchen (cyclamen persicum giganteum). Gewiß hat die eine oder andere geehrte Leserin einen Topf mit einem anscheinend kräftigen, schönen Alpenveilchen zum Geschenk erhalten. Es wird, wenn man es stets von unten, durch den Untersatz, bewässert und öfters mit lauwarmem Wasser besprengt, einige Wochen, ja einige Monate im Zimmer aushalten. Im nächsten Jahre wird es schon bedeutend weniger üppig sein; gute Pflege hilft ihm nichts, ein Treibhausgewächs kann die Stubenluft zu wenig vertragen. Deshalb empfehle ich, einmal die sehr interessante Zucht des Cyclamens aus Samen zu versuchen.

Man erhält, wenn man das Alpenveilchen von der Keimpflanze an im Zimmer zieht, mit geringer Mühe prächtige Exemplare, die jahraus, jahrein uns durch ihr Blühen erfreuen.

Hat man gerade eine schöne Pflanze, so kann man 2—3 Blüten, die besonders kräftig und schön sind, Samen tragen lassen. Die übrigen müssen jedoch sofort nach dem Verblühen entfernt werden. Man thut gut, etwas Blütenstaub auf den Stengel der zum Samentragen bestimmten Blüten mittels eines feinen Pinsels aufzutragen. Der Same wird gleich nach der Reife, die von Pflanzen, welche im Dezember blühen, spätestens im März eintritt, in gut drainierte Samenschalen mit gesiebter Laub- oder Heideerde,

die mit Sand vermischt ist, recht dünn gesät. Die Schalen werden nach dem Besäen in mit lauwarmen Wasser gefüllte Untersätze gestellt, damit die Erde sich vollsaugt, oder man deckt Löschpapier über die Erde und gießt von oben, aber vorsichtig, damit die Samenkörner nicht verschlammt werden. Die Körnchen müssen nur so viel Erde über sich haben, wie sie selbst dick sind. Die Schalen werden mit einer Glasplatte bedeckt, an ein Fenster, das Morgensonne hat, gestellt und mäßig feucht gehalten.

Nach 5—6 Wochen werden die Körner keimen und bald sich die nadelknopfgroßen Knöllchen aus der Erde erheben, die dann die kleinen Blätter entsprießen lassen. Sobald die Pflanzen mit der Hand gefaßt werden können, hebt man sie mittels eines spitzen Hölzchens sorgfältig aus und verstopft sie im Abstande von 1—2 Centimeter in andere Schalen mit etwas kräftigerer Erde, wobei man die Erde um jedes Pflänzchen fest andrückt. Die Knolle muß aber zur Hälfte aus der Erde herausragen. Es wird ebenfalls eine Glasplatte über die Schale gelegt. Die frischgepflanzten Knöllchen müssen dann sanft angebraust werden, und da, wo eine Wurzel bloßgelegt wird, frische Erde aufgefüllt werden. In dem neuen Beetchen bleiben die Pflanzen zwei Monate. Dann — also etwa Anfang August — kommt jede Pflanze in einen Stecklingstopf. Bei dem Verpflanzen ist nicht zu übersehen, daß in jeden Topf einige Scherben kommen, um das Wasser besser durchzulassen, daß alte Töpfe mit heißem Wasser abgebrüht und tüchtig gereinigt werden, daß neue Töpfe 2—3 Tage im Wasser gelegen haben, damit sie sich vollsaugen, — sonst verbrennen die Wurzeln leicht, — und daß die Knolle nur zur Hälfte in die Erde kommt. Die Erde muß zu gleichen Teilen aus Laub- und Heideerde bestehen, muß aber mit etwas scharfem Sande vermischt sein. Die Töpfe werden durch den Untersatz bewässert. Wasser, das nach einer Stunde nicht eingezogen ist, muß entfernt werden. Die Töpfe erhalten einen Standort, wo sie Morgen- oder Abendsonne, nicht aber Mittagssonne trifft. Im Winter erhalten sie einen hellen Platz in einem ungeheizten Zimmer, das eine Temperatur von 6—9° R. hat. Es wird nur spärlich begossen; dafür werden die Pflanzen alle Tage mit lauwarmen Wasser besprengt. Mit dem Frühjahr erwacht dann ihr neuer Trieb, sie treiben mehr und mehr Blätter und fordern im Mai ein neues Umpflanzen in größere Töpfe. Das Verpflanzen ist im August nochmals zu wiederholen. Man stülpt, um den Zeitpunkt des Umpflanzens zu erkennen, den Topf um und löst durch Klopfen den Ballen. Ist derselbe von Wurzeln ganz umsponnen, so lockert man den Wurzelfilz, zieht behutsam die Scherben heraus und setzt ihn in den neuen größeren Topf. Die kräftigen Exemplare werden im zweiten Jahre schon blühen. Im dritten Jahre werden wir alle Pflanzen im Blütenflor sehen.

Nach der Blüte werden sie wie alle Pflanzen behandelt. Nach und nach wird ihnen das Wasser entzogen, und so werden sie zur Ruhe gebracht. Die Blätter fallen bald ab, was etwa im Juni bis Juli geschieht. Dann kommen die Töpfe in einen Winkel und werden 4 Wochen lang nicht begossen. Die Knollen werden mit Moos bedeckt und dieses immer etwas angefeuchtet. Nach zwei Monaten beginnen die Knollen wieder auszutreiben und mahnen hiermit ans Verpflanzen. Bei alten Pflanzen entfernt man beim Umpflanzen den den Ballen umgebenden Wurzelfilz mit einem scharfen Messer. Die Töpfe werden wieder ans Licht gesetzt, mehr begossen, aber immer von unten und — der Kreislauf beginnt von neuem. Man kann die im Zimmer gezogenen Alpenveilchen 8—10 Jahre lang haben, ehe ihr Blütenflor spärlich und unschön wird.



Wer ein Warmbeet besitzt, kann auf folgende Weise schneller zu blühbaren Pflanzen kommen:

Von recht kräftigen 4—5jährigen Knollen sticht man mit einem spitzen Messer ein Blatt mit einen Ansatz von der Knolle aus, senkt den ausgestochenen Knollenstumpf in das Beet, aber so, daß der Ansatz des Stiels — also das Herz — völlig frei bleibt. Es schlägt bald aus dem Auge ein neuer Trieb und aus dem Knollenrest Wurzeln. Im übrigen ist die Behandlung wie oben angegeben. Die Zucht aus Samen hat jedoch den Vorzug, daß man oft ganz andere Varietäten bekommt, als die Mutterpflanze war. Bemerken will ich noch, daß die Pflanze, der das Blatt ausgestochen ist, weiter wächst, wenn die Wunde mit Holzkohlenpulver bestrichen wird.

Für Liebhaber, die Cyclamensamen kaufen wollen, empfehle ich als Bezugsquelle den Hoflieferanten J. C. Schmidt in Erfurt, der besonders schöne Cyklamen zieht und vorzüglichen Samen abgibt. Man bezieht den Samen am besten im August und sät ihn sofort.

C. Hasse-Berlin.

Vergoldete Stockarbeiten.

In allen Korb-, Blumen- und Galanterieläden spielen jetzt die aus vergoldeten Stöcken hergestellten Luxussachen, Blumenaufsätze und -tische, Uhrständer, Körbe und Mappen eine hervorragende Rolle. Wenige werden ahnen, wie leicht und billig man sich diese eleganten und teueren Sachen selbst herstellen kann. Wird die freundliche Leserin sich wohl die Mühe geben, nach folgenden Erklärungen einige solcher Arbeiten auszuführen?

Ich rate, mit dem Leichtesten zu beginnen, mit einem **Bilderrahmen.** Für ein Visitenbild schneide man sich zunächst zwei 16 cm lange und drei 11 cm lange Stöcke, am besten vom Haselstrauch, da diese sehr gerade sind und wenig Mark enthalten, zurecht und nagelt die kurzen, wie Abb. 1 verdeutlicht, nachdem sie an den Kreuzungspunkten leicht eingekerbt sind, über die längeren, worauf man ein Stück steifer Pappe, 12 cm hoch und $8^1/_2$ cm breit, hinter das Gestell befestigt. Der Rahmen wird dann mit Tischlerleim bestrichen, mit Sago oder Grütze bestreut und mit Waldmosaik, Bucheckern, Eicheln, dürren Zweiglein und Tannenzäpfchen verziert. Der Fuß wird gleichfalls aus Pappe geschnitten und mit Tischlerleim befestigt. Nach drei Tagen wird der fertige Rahmen übergoldet.

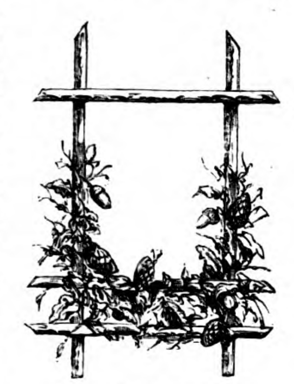


Abb. 1.

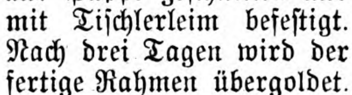
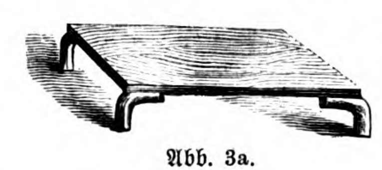


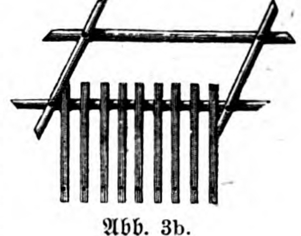
Abb. 2.

Zu einem **Uhrständer** fertigt man in ganz derselben Weise einen Bilderrahmen an, nagelt dann etwas über der Mitte der Längsstäbe zwei nach vorn abstehende, 5 cm lange Stöcke fest, welche wieder mit zwei 4 cm langen Stöckchen, welche an dem oberen Querstab angebracht werden, zu verbinden sind. Von einer Seite zur anderen geht ein 9 cm langer Querstock, der diesem kleinen Gestell die Form einer Krippe gibt; ein kleines Stück Pappe bildet eine Fläche zwischen den beiden 4 cm

langen Stöcken; ist die Arbeit bis hierher gediehen, so wird der Ständer ebenfalls mit Waldmosaik verziert, mit Sago bestreut und vergoldet. Auf die Wand von Pappe leimt man ein Atlas- oder Plüschkissen. Als Uhrhaken kann man einen umgebogenen Nagel recht fest in das oberste Querstäbchen nageln. (Siehe Abb. 2).


Abb. 3a.

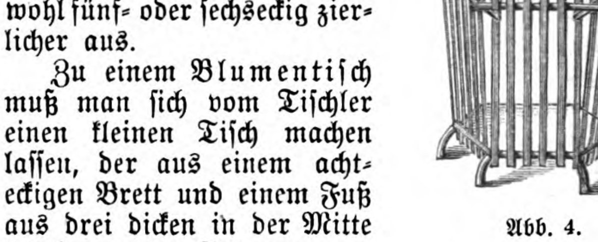
Arbeitskorb. Man nehme ein 18 cm langes, 10 cm breites und $1^1/_2$ cm dickes Brett und nagele an den vier Ecken wie auf Abb. 3a krumme Zweige als Füße an, richte dann zwei 15 cm lange Stöcke vor und zwei dergl. 33 cm lange, nagele sie, nachdem sie an den Kreuzungspunkten ausgekerbt sind, zusammen (siehe Abb. 3b).


Abb. 3b.

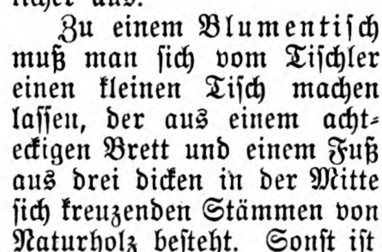
Längs den Stäben werden 11 cm lange Stöcke in Zwischenräumen von $1^1/_2$ cm angenagelt, und dann alle diese unten an der Seite des Brettes gleichfalls mit Nägeln befestigt. Der Griff des hübschen Körbchens besteht aus zwei sich oben kreuzenden Stöcken. Das Ganze wird, wie oben gesagt, mit Sago bestreut, mit Waldmosaik verziert und vergoldet. Zur sonstigen Verzierung dienen ein Atlas- oder Plüschkissen und einige Bandschleifen.

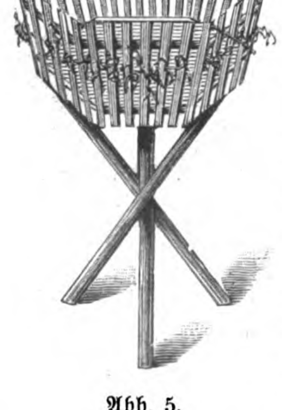

Abb. 3c.

Ebenso leicht wird ein Blumenaufsatz (Abb. 4) für einen Blumentopf hergestellt, nur sieht dieser wohl fünf- oder sechseckig zierlicher aus.

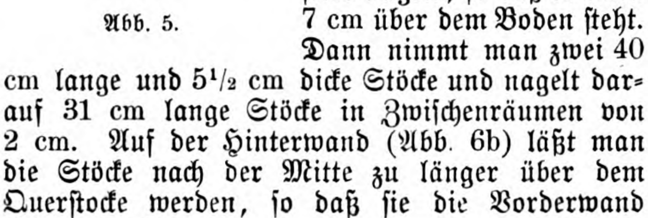

Abb. 4.

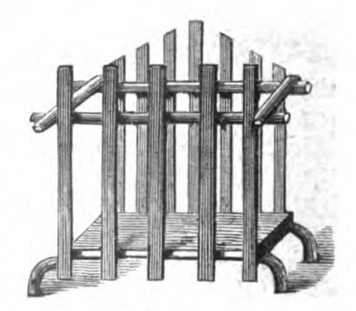
Zu einem Blumentisch muß man sich vom Tischler einen kleinen Tisch machen lassen, der aus einem achteckigen Brett und einem Fuß aus drei dicken in der Mitte sich kreuzenden Stämmen von Naturholz besteht. Sonst ist der Blumentisch (Abb. 5) genau wie ein Blumenaufsatz herzustellen.




Abb. 5.

Zu einer Zeitungsmappe (Abb. 6a) muß man ein 33 cm langes und 10 cm breites Brett haben und ebenfalls Füße unter dasselbe nageln, so daß es circa 7 cm über dem Boden steht. Dann nimmt man zwei 40 cm lange und $5^1/_2$ cm dicke Stöcke und nagelt darauf 31 cm lange Stöcke in Zwischenräumen von 2 cm. Auf der Hinterwand (Abb. 6b) läßt man die Stöcke nach der Mitte zu länger über dem Querstocke werden, so daß sie die Vorderwand (Abb. 6c) überragt.




Abb. 6a.

Eine **Journalmappe** ist bis auf die Maße der Zeitungsmappe gleich. Das Brett ist in diesem Fall 15 cm breit, 50 cm lang, die Querstöcke 60 cm lang und die Längsstöcke der Vorderwand 45 cm.

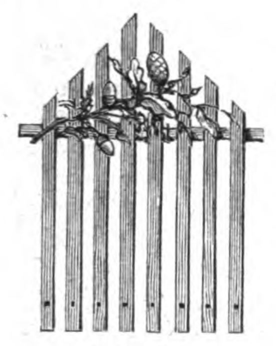


Abb. 6b.

Ehe man die Stöcke gebraucht, muß man sie trocknen, da die Nägel sonst rosten; sie abzuschälen ist nicht nötig. Um das Spalten der Hölzer zu vermeiden, breche man vor dem Einschlagen die Spitze des Nagels ab. — Den Tischlerleim stellt man am besten während des Gebrauchs auf ein Kohlenfaß, damit er im Kochen bleibt. — Zum Bronzieren kann man Farben nach Belieben nehmen, man kauft sie am billigsten in einem Droguengeschäft. Zu zwei Paketen à 30 Pf. braucht man eine Flasche Goldlack zu 10 Pf. zum Anrühren. Man hüte sich, viel Gold auf einmal anzurühren, da es sehr leicht antrocknet und dann unbrauchbar ist.

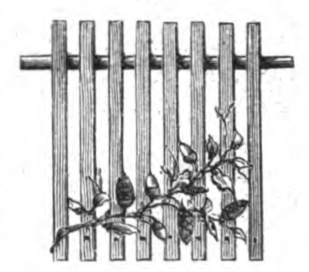


Abb. 6c.

Ella Reimers.

Knüpfarbeit oder Macramé.

Die Herstellung von Knüpfarbeiten aus starken Fäden, Strähnen, Lederstreifen u. dergl. gehört ohne Zweifel zu den frühesten Ergebnissen auf dem Gebiete textiler Handfertigkeiten. Als Beleg für diese Annahme gilt die Wahrnehmung, daß noch heute die wildesten Volksstämme Afrikas eine überraschende Geschicklichkeit in der Anfertigung von Knüpfwerken bekunden, ja sogar in denselben auch einen gewissen ornamentalen Sinn offenbaren, indem sie verschiedene Arten von Knüpfarbeiten zum Schmuck ihrer Waffen, ihrer Jagdtaschen, ihrer Schürzen 2c. verwenden und immer dem verschiedenartigen Zweck des Schmuckes entsprechend eine andere Art von Verknotung anbringen.

Die konstruktiven Kernpunkte jeder Knüpfarbeit sind **feste, unverschiebbare Knoten**, welche die Fäden zugleich verbinden und auseinanderhalten Einen ästhetischen Wert jedoch gewinnt selbstverständlich das Knüpfwerk erst durch das Muster, das sich durch die Verschiedenartigkeit der Knoten, deren Stellung zu einander und durch die Verschlingungsfiguren der Spielfäden ergibt. Der Gesamtcharakter des Musters jedoch wird wesentlich von dem Zweck abhängig sein, den die Knüpfarbeit im speziellen Fall erfüllen soll, sei es als Verzierung von Rouleaux, Schürzen, Taschen, Fichus, Mänteln, Paletots, oder als Behang von Möbeln in Form von Fransengarnierungen, Spitzen 2c. Je nachdem kann das Knüpfwerk die Aufgabe haben, einzufassen, anmutig zu begrenzen, eine größere Fläche zu beleben, oder an der Bekleidung ein mehr oder minder kräftiges Ornament zu bilden.

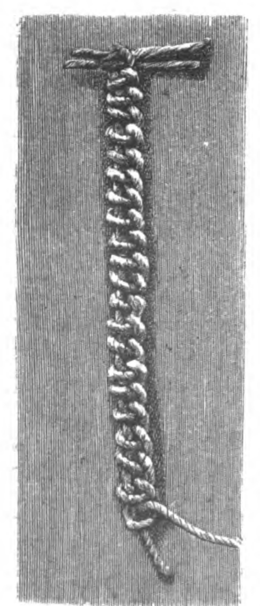
Der Name Macramé, mit welchem man sowohl in Deutschland, als in Italien, Spanien, Frankreich und England die feineren Gebilde dieser Art nennt, soll zur Zeit der Kreuzzüge aus Arabien uns überkommen sein, wo man in der Kunst des Verknüpfens bereits um diese Zeit ganz Vorzügliches und eigenartig Schönes leistete.

Bei einiger Übung geht die Ausführung der angenehmen, interessanten Arbeit rasch von statten.

Erforderlich zur Herstellung des Macramé sind nun folgende Dinge: 1. Ein schweres Kissen (Nähstein) von länglicher Form, an den Seiten mit Häkchen versehen. 2. Englische Nadeln von zwei Größen. 3. Zwirn, Wolle, Schnürchen, Bindfaden, je nach dem Material, in welchem die Arbeit ausgeführt werden soll. 4. Eine Häkelnadel. 5. Eine Schere. 6. Ein Metermaß. Auch wird es gut sein, wenn man zum strafferen Anziehen des zu überschürzenden Leit- oder Einlegefadens ein Stäbchen zur Hand hat, an welches man den Faden anlegt, und das man zugleich auch zum stärkeren Anziehen der Anschlagfäden gebrauchen kann.

Man fängt die Arbeit damit an, daß man auf dem Arbeitskissen dessen ganzer Breite nach — und zwar von links nach rechts — die Quer- oder Anschlagfäden aufzieht. Wenn besondere Häkchen hierzu an dem Kissen nicht angebracht sind, so bedient man sich zur Befestigung starker Stecknadeln. Je nach Erfordernis bringt man mehrere solcher Anschlagfäden an, deren Länge der Breite der Arbeit überreichlich entsprechen muß, um diese ohne Schwierigkeit vergrößern zu können. Um diese Anschlagfäden werden nun die eigentlichen Arbeits- oder Knüpffäden, soviel man deren bedarf, geschlungen. Letztere müssen von gleicher Länge sein, und zwar doppelt zusammengelegt, so daß sie eine Schlinge bilden. Diese Schlinge lenkt man so unter dem Anschlagfaden, daß sie an dessen anderer Seite wieder zum Vorschein kommt, wobei man sich, wie bei der Herstellung gewöhnlicher Fransensträhnen, einer langstieligen Häkelnadel bedient. Durch diese Schlinge steckt man nun die beiden zusammengelegten Enden und zieht dieselben an; damit ist der Ansatz oder das Kopfende der Arbeit gebildet. Es ist ratsam, diese Fäden viermal so lang zu nehmen, als die ganze Länge der auszuführenden Arbeit beträgt. Wird das herzustellende Knüpfwerk in Wolle ausgeführt, so hat man zu den Anschlagfäden starke Schnur zu nehmen, wodurch die Arbeit an Festigkeit gewinnt.

Vor allem achte man bei der ganzen Arbeit darauf, daß man den zu überschürzenden Faden mit der linken Hand stets straff festhalte, während man mit der rechten die Umschlingungen um denselben ausführt.


Abb. 1.

Die verschiedenen Knoten, die in der Knüpfarbeit vorkommen, und von deren schönen Ausführung die Sauberkeit der Arbeit wesentlich abhängt, sind folgende: 1. Festonknoten. 2. Einfache Kette. 3. Doppelkette. 4. Jagdtaschenknoten. 5. Wellenknoten. 6. Ringelknoten. 7. Blätterknoten, doppelter und dreifacher, auch Knotenrippen genannt. 8. Ringelkette. 9. Geflochtener Knoten. 10. Fransenansatz.

Unsere kurze Unterweisung in der Herstellung dieser verschiedenen Verknüpfungen wird um so mehr zum Selbstunterricht genügen, als wir jeder derselben eine instruktive Abbildung, aus welcher der Verschlingungsgang der Fäden ersichtlich, beigeben.

Zur Herstellung des Festonknotens (Abb. 1) nimmt man von zwei zusammengehörigen Knüpffäden einen, der als Leit- oder Einlegefaden dient, hält ihn fest angezogen über den Zeigefinger der linken Hand, während man den zweiten mit der rechten Hand darunter und um den linken Zeigefinger leitet und ihn

dann über den Leitfaden gehen läßt, über welchen er sich in Form eines X kreuzt, worauf die Schlinge zugezogen wird. Nun zieht man den Zeigefinger zurück, den Festonknoten fest an, indem man ihn zugleich bis zum Querfaden hinauflenkt und dann in gleicher Weise fortfährt. Soll der Festonknoten sich durch eine besondere Stärke auszeichnen, so nimmt man statt eines Leitfadens zwei oder mehrere Leit- oder Einlegefäden.

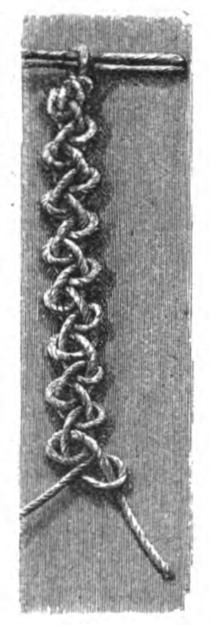


Abb. 2.

Die einfache Kette oder der abwechselnde Festonknoten (Abb. 2) wird hinsichtlich der Verschlingung ebenso ausgeführt, wie der Festonknoten, nur mit dem Unterschied, daß man nicht immer über ein und demselben, mit der linken Hand zu haltenden Leitfaden arbeitet, sondern in der Weise abwechselt, daß man einmal einen Festonknoten über den Leidfaden links und das andere Mal einen solchen über den Faden rechts macht, indem man diesen als Leitfaden und den andern als Knüpffaden handhabt.

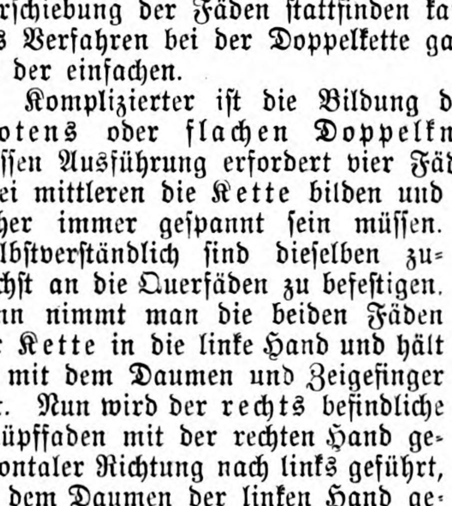


Abb. 3.

Eine Doppelkette (Abb. 3) zu bilden ist insofern etwas schwieriger, als man die Arbeit mit je zwei Fäden in jeder Hand ausführt, wodurch leicht eine Verschiebung der Fäden stattfinden kann; im übrigen ist das Verfahren bei der Doppelkette ganz dasselbe, wie bei der einfachen.

Komplizierter ist die Bildung des Jagdtaschenknotens oder flachen Doppelknotens (Abb. 4). Dessen Ausführung erfordert vier Fäden, von denen die zwei mittleren die Kette bilden und daher immer gespannt sein müssen. Selbstverständlich sind dieselben zunächst an die Querfäden zu befestigen, dann nimmt man die beiden Fäden der Kette in die linke Hand und hält sie mit dem Daumen und Zeigefinger fest. Nun wird der rechts befindliche Knüpffaden mit der rechten Hand genommen und in horizontaler Richtung nach links geführt, hier gebogen und mit dem Daumen der linken Hand gehalten und hierauf der links befindliche Arbeitsfaden mit der rechten genommen. Man läßt ihn über den linken Daumen gleiten und zieht ihn unter den Kettenfäden her in die Schlinge, welche beim Anfang der Arbeit durch den Knüpffaden von rechts gebildet wurde. Ist dies geschehen, so zieht man die Enden der Knüpffäden sowohl rechts als links an und dadurch den Knoten zusammen, und schiebt ihn bis zum Querfaden hinauf. Dadurch ist die erste Masche des Knotens gebildet. Mit der zweiten, die den Knoten erst vervollständigt, verfährt man auf dieselbe Weise, jedoch in entgegengesetzter Richtung. Man nimmt nämlich nun die Kette in die rechte Hand,

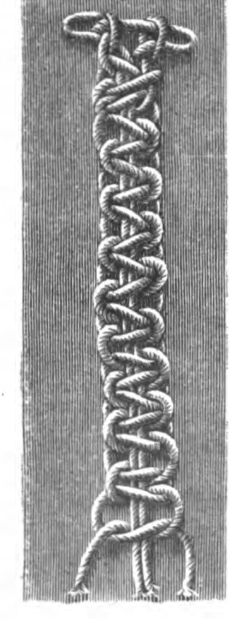


Abb. 4.



Abb. 5.

zwischen Daumen und Zeigefinger, und faßt mit der linken den Knüpffaden von links, führt ihn in horizontaler Richtung über die Kette nach rechts, ergreift dann wieder den Knüpffaden von rechts mit der linken Hand und läßt ihn, über den rechten Daumen hinweggehend, unter der Kette in die Schlinge gleiten, die zu diesem Zweck durch den Leitfaden gebildet wurde. Alsdann zieht man, wie bei der Herstellung des ersten Teils des Knotens, die zwei Knüpffäden von links und rechts zum Knoten zusammen, diesen ebenfalls hinaufschiebend wie den ersteren. Diese zweite Masche ergibt, in Verbindung mit der ersten, den Jagdtaschenknoten. In dieser Weise fährt man fort, indem man regelmäßig die zwei Maschen dieses Knotens in entgegengesetzter Richtung arbeitet.

Beim Wellenknoten (Abb. 5) arbeitet man viermal hintereinander die Masche rechts und dann viermal hintereinander die Masche links; so immer abwechselnd. Auch läßt sich die Wirkung der Wellenform noch dadurch steigern, daß man auf jeder Seite eine größere Anzahl Maschen hintereinander arbeitet. Verschiedenartigen Fransen kann der Wellenknoten sowohl als Anfang wie als Ansatzteil dienen.

Der Ringelknoten (Abb. 6). Dieser Knoten ist ein durch regelmäßig abwechselnde Zwischenverschlingungen unterbrochener Jagdtaschenknoten. Man arbeitet nacheinander zwölf Maschen, die sechs vollständigen Jagdtaschenknoten entsprechen. Zwischen dem Querfaden der Arbeit und der ersten Masche sind jedoch vorher zwei Stecknadeln zu befestigen, um einen kleinen Zwischenraum herzustellen. Jeder der zwei Fäden der Kette wird in eine Nähnadel gefädelt, dann werden die beiden Stecknadeln wieder herausgenommen, und in jede der durch die Nadeln bezeichneten Entfernung wird einer dieser Fäden rechts, der andere links gezogen, um sie nach außen herauszuziehen, wodurch eine vollständige Schlinge gebildet wird, die zu den nun zu arbeitenden sechs Knoten gehört. Diese herausgezogenen Fäden werden nun die Knüpffäden, welche die Schlinge befestigen, indem man den Knoten zweimal mit den zwei rechts liegenden Fäden und dann zweimal mit den beiden links liegenden Fäden knüpft. Nach diesem Verfahren zieht man die vier Fäden senkrecht, um in der Arbeit fortzufahren und zunächst zwischen den nun folgenden Jagdtaschenknoten einen oder mehrere Ringelknoten anzubringen. Hierzu ist es erforderlich, wiederum durch zwei Stecknadeln den Zwischenraum zu bilden, in den man jeden der zwei Kettenfäden ziehen muß. Dieser durch ringelartige Verknüpfungen unterbrochene Jagdtaschenknoten wird häufig zu solchen Dessins als Mittelstück verwendet, welche Knotenrippen, Blätter oder auch Kreuze genannt, bilden.

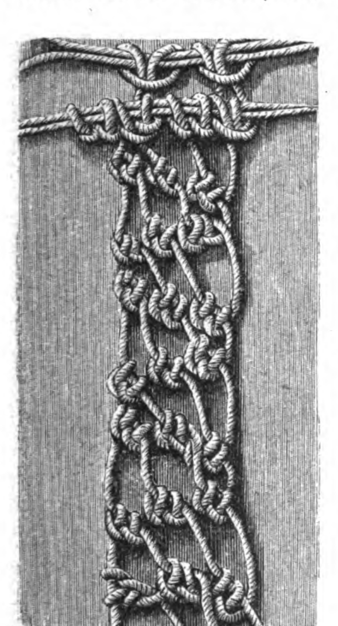


Abb. 6.

Ringelkette (Abb. 7). Man nimmt vier Fäden, befestigt je zwei derselben durch einen Knoten an den


Abb. 7.

Querfaden und steckt zwischen beide zwei Stecknadeln, um zwischen den Köpfen ein wenig Raum zu gewinnen. Auch hier ist zu beachten, daß die zwei mittleren Fäden die Leitfäden sind, dagegen die zwei nach außen liegenden, mit denen man die Ringel bildet, die Knüpffäden. Man faßt den links befindlichen der beiden Leitfäden mit der linken Hand und den linken Arbeitsfaden mit der rechten, ihn unter den Leitfaden leitend, macht zwei Festonknoten und nimmt denselben Leitfaden nun in die rechte Hand. Mit der linken Hand ergreift man nun den entsprechenden Knüpffaden und führt zwei Festonknoten aus, die man nun aufwärts neben die beiden andern schiebt. Dann läßt man diese Fäden wieder fallen, nimmt abermals den rechts liegenden Leitfaden mit der rechten Hand und den rechts gelassenen Knüpffaden mit der linken, um letzteren unter den Leitfaden zu führen. Alsdann werden wieder zwei Festonknoten gebildet, indem man den Leitfaden in die linke und den Knüpffaden in die rechte Hand nimmt, worauf man die beiden Festonknoten aneinander schiebt. Derselbe Leitfaden bleibt nun in der linken Hand, die rechte erfaßt den links liegenden Leitfaden und, indem sie sich desselben als Knüpffaden bedient, macht man mit ihm über den Leitfaden zwei Festonknoten, um die zwei Strähne der Arbeit zu vereinigen. Diese beiden Fäden, die nun als Leitfäden dienen, werden jetzt senkrecht zusammengezogen. In gleicher Entfernung unter den Knüpffäden werden nun zwei Stecknadeln befestigt, um auf jeder Seite — zum Zwecke der Fortsetzung der Arbeit — eine Öse zu bilden, indem man diese beiden Fäden zusammenzieht. Jetzt nimmt man wieder, wie anfangs, zuerst die links liegenden und dann die rechts liegenden Fäden, behält jedoch diesmal den Leitfaden in der linken Hand, damit er als Knüpffaden diene, um die beiden Strähne der Arbeit zu vereinigen. Nachdem man die Stecknadeln wie vorher befestigt, wird die Arbeit in der angegebenen Weise fortgesetzt.


Abb. 8.

Der Blätter- oder Rippenknoten (Abb. 8, 9 und 10), der sowohl einfach als doppelt und dreifach angewendet werden kann, macht sich besonders wirksam, wenn er mit Schnur oder starker Cordonnetseide gearbeitet wird. Man schlingt zunächst über den doppelten, gespannten Anschlagfaden die erforderliche Anzahl von in angegebener Weise zusammengelegten Knüpffäden. Um den zweiten Querfaden in einiger Entfernung von dem ersten zu halten, werden einige Stecknadeln angebracht; dann schlingt man mit jedem dieser Fäden nacheinander zwei Languettenschlingen und bildet durch dieses Verfahren eine gerade Linie von starkem Relief, welche dazu dient, alle Fäden zu egalisieren.

Nun beginnt man den zweiten Teil der Aus-

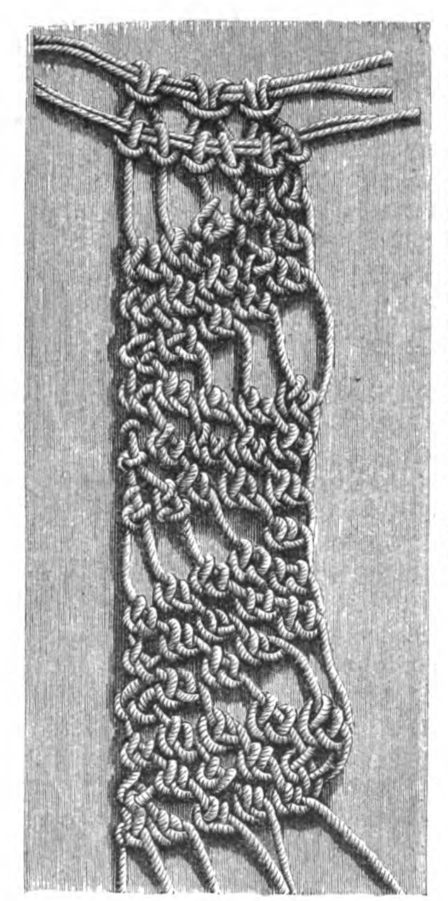


Abb. 9.

führung. Der erste sich links befindende Faden, der nun der Leitfaden für die ganze Ausführung des Blätter- oder Rippenknotens ist, wird in folgender Weise von der rechten Hand in die linke geleitet: Man nimmt ihn in die rechte Hand, indem man ihn über die andern Fäden in schräger Richtung hält, nimmt dann nacheinander jeden einzelnen der Knüpffäden und macht mit jedem derselben über den Leitfaden zwei Festonknoten, die man fest gegeneinander zieht. Hierdurch erhält man eine schräge Relieflinie. Nun steckt man eine Stecknadel unter den Leitfaden, führt diesen um die Stecknadel zurück in die linke Hand, und ihn in entgegengesetzter Richtung schräg haltend, fertigt man jetzt wieder zwei Festonknoten, und zwar mit jedem der Knüpffäden. Nun wird von neuem eine Stecknadel unter den Leitfaden befestigt, und man faßt diesen dann wieder mit der rechten Hand, leitet ihn um die Stecknadel und bildet gleiche Festonknoten wie das erste Mal. Da dieser Knoten auch dazu dient, Blätter herzustellen, nämlich dadurch, daß man drei oder mehrere Reihen desselben derartig nebeneinander stellt, daß sie die Form eines Blattes bilden, was sich durch andere Knüpfknoten nicht erreichen läßt, so hat man ihm auch den Namen Blätterknoten gegeben. Um ein Muster, wie unsere Abbildung 9 es zeigt, auszuführen, muß man mit sechs Fäden anfangen und in der vorhin angegebenen Weise fortfahren. Dieser Knoten ist zur Herstellung von sehr verschiedenen Mustern zu ver-

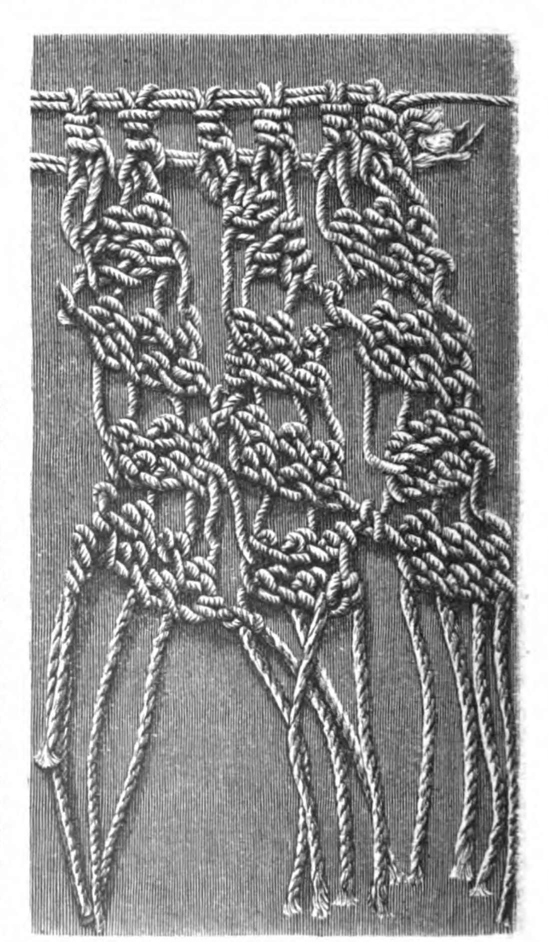


Abb. 10.

wenden; die meisten derselben sind aus acht Fäden zusammengesetzt. Bei fortgeschrittener Fertigkeit ist es möglich, den Leitfaden auch ohne Benutzung einer Stecknadel schräg zu halten. Bei einem Muster von vielen Reihen lassen sich durch die Knüpffäden sehr hübsche wellenförmige und muschelartige Formen bilden.

Die geknüpfte Fransenborde (Abb. 11), die sowohl von verschiedener Breite als von verschiedenem Muster sein kann, bedingt meist als Ansatz eine reliefartige Linie, die in der Weise des Blätter- oder Rippenknotens hergestellt wird. Das Muster, das wir in Abbildung bringen, besteht aus flachen Doppelknoten oder Jagdtaschenknoten, jedoch mit dem Unterschied, daß diese weiter auseinander gehalten sind. Um die daraus entstehenden Zwischenräume gleichmäßig auseinander zu halten, bringt man Stecknadeln an, welche die Entfernungen nach rechts und links sorgfältig feststellen. Aus dem Muster ist leicht ersichtlich, wie die Reihen abwechseln, das Herstellungsverfahren ist bereits oben angegeben. Was die Fransen selbst betrifft, so können dieselben in beliebiger Weise hergestellt werden. Eine Vorschrift besteht in dieser Hinsicht nicht, und es ist dem Geschmack überlassen, sie in gleichmäßigen Reihen oder paarweise zu ordnen; desgleichen können sie unter sich je zu zwei, drei oder vier, sei es durch einen Wellenknoten oder durch eine einfache Schnürenverschürzung, miteinander verbunden werden.

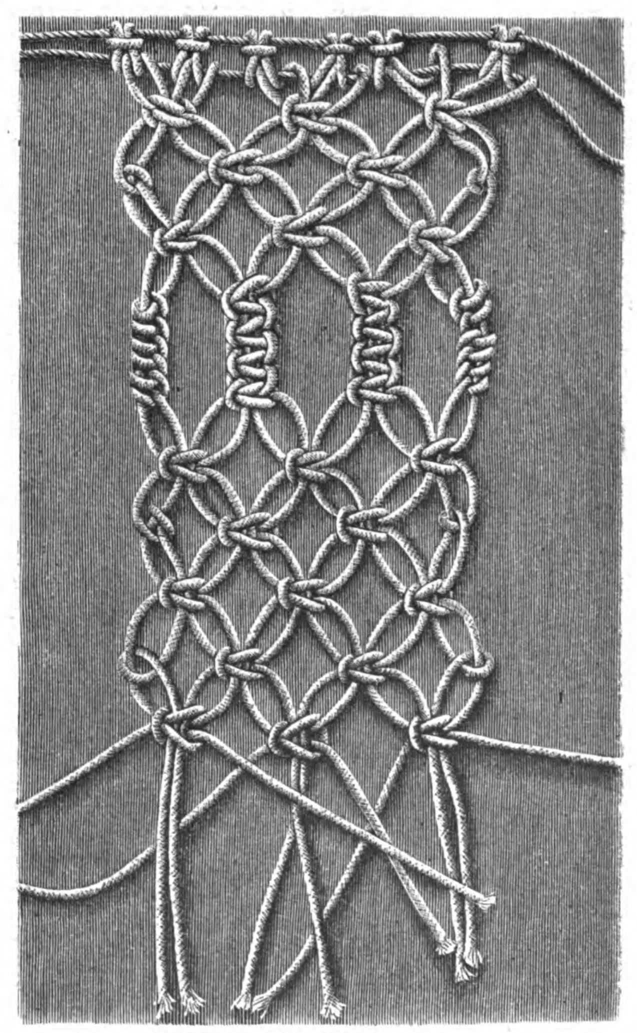


Abb. 11.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Wirkung der Knüpfarbeiten durch die Verwendung von farbigem Material und durch farbige Unterlagen wesentlich gesteigert werden kann, was besonders bei solchen der Fall sein wird, bei denen, wie bei unserem letzten Muster, große Lichtungen vorkommen.

Mathilde Clasen-Schmid.



II. Hauspoesie.

Zum Bilde des halbjährigen Egon.

Daß mir die Welt gefalle,
Zeigt mein Gesicht.
Euch Lieben grüß' ich alle
Und fürcht' mich nicht.

Ich wahre meinen Posten.
Ein Mann sitzt hier!
Was mag die Welt wohl kosten?
Ich kauf' sie mir!

An ein Patenkind mit einem silbernen Löffel als Jahrgeschenk.

Umsegelt schon hast du manch Klippchen.
Gegrüßt auf der ersten Station!
Bald löffeln wirst du dein Süppchen
Mit eigenen Händchen nun schon.

Und hast du gelöffelt hübsch lange,
Stellt Härt'res zu beißen sich ein.
Doch sei nur, lieb Herzchen, nicht bange,
Beiß herzhaft ins Leben hinein!

Der Zage geht hungrig vom Mahle;
Doch birgt ja das Schicksal oft gern
In der härtesten, bittersten Schale
Des Glückes süßesten Kern.

P. S.

Einem kleinen Mädchen mit passendem Bügelgerät.

Das Linnen muß man waschen, bleichen,
Und dann will es geglättet sein.
Dies kleine Werkzeug hier sei dein,
Um alle Falten wegzustreichen.

Daß es dir nahet, ist ein Zeichen,
Daß du schon klug bist, nicht mehr klein.
Du kannst der Eltern Hilfe sein,
Kannst manches bringen schon und reichen.

Sie freuen sich am Tuch, dem weichen,
Das du gefaltet nett und rein;
So glatt und weiß, so schön und fein
Wird es der Kirschenblüte gleichen.

Und wollen jemals heimlich schleichen
Sich Falten in dein Leben ein,
So möge dir's beschieden sein,
Sie ohne Spuren wegzustreichen.

Auguste von Reichenau.



Mit Blumen beim Tod eines kleinen Kindes.

Du gingst voran uns allen
Ins unbekannte Land,
Und aus der kleinen Hand
Ist dir der Stab entfallen.

Ein Schifflein eilt zum Hafen
Und birgt sich zitternd, eh'
Es auf der offnen See
Des Lebens Stürme trafen.

Ein Blümlein, kaum erschlossen,
Senkt es die Blättlein matt,
Kennt noch kein Leid und hat
Kein Thränlein Tau vergossen.

Wir sehn dir nach und meinen,
Ein Englein, licht und klar,
Kehrt zu der Brüder Schar,
Und müssen dennoch weinen.

Nur einen sonn'gen Morgen,
Ein Rosenleben fast
Nur war es Erdengast.
Nun ist es wohl geborgen.

P. S.

Beim Tod eines Kindes.

Mit leisen Kinderschritten
Streifst du der Erde Blüten kaum,
Nun träumst du ganz inmitten
Von Blüten sel'gem Traum,
Mit festgeschloss'nem Lide
So friedvoll und verklärt.
Du wurdest früh schon müde,
Drum bist du heimgekehrt.

Ein Lächeln schwebt so leise
Um deiner Lippen blasses Rot,
Das heimlich stillerweise
Darauf geküßt der Tod.
Er gab dir weiße Schwingen,
Da er dich trug empor.
Wir hören's fernher klingen
Aus sel'ger Engel Chor.

Indes hier Thränen tauen,
Weil eurem Lieben ich entschwand,
Durch Paradiesesauen
Schweb' ich im Lichtgewand.
Indes hier Herzen bluten,
Eilt' ich zur Gnade hin.
O hemmt die Thränenfluten,
Weil ich so glücklich bin.

Als Liebling auserkoren
Seht ohne Trennungsschmerzen, den
Die Erde früh verloren,
Ins Reich des Lichtes gehn.
Und was die Liebe bindet,
Trennt nicht des Todes Hauch.
Weint nicht! Den Liebling findet
Dort eure Liebe auch.

P. S.

Zur Konfirmation.

So geh denn hin! — Die kleine Hand
Hält noch den Myrtenstrauß,
Vor deinen Blicken breitet sich
Die Welt verlockend aus;
's ist Osterzeit: die Veilchen blühn,
Und leise singt der Wind,
Die Sonne lacht ins frische Grün —
Sei Gott mir dir, mein Kind!

Aus deinen Augen leuchtet noch
Ein fröhliches Vertraun,
Das halte fest; es führt dein Weg
Nicht stets durch Rosenau'n.



Und ob des Sommers schwüler Hauch
Die Stirn dir jäh umspinnt, —
Im Wettersturm der Schmerzen auch
Sei Gott mit dir, mein Kind!

Laß eines deine Sorge sein,
Daß, wie das Los dir fällt,
Auf deines Lebens Thatenraum
Gott reiche Ernte hält;
Dann fürchte nicht des Winters Graus,
Wenn einst der Traum zerrinnt:
Auch auf dem Weg ins Vaterhaus
Sei Gott mit dir, mein Kind!

Kl. Müller

Einer Mutter Geburtstagsgruß an ihr fernes Kind.

Ich habe nichts dir heut' zu schenken,
Als dieses arme Blatt Papier,
Doch all mein Lieben und mein Denken
Und meine Wünsche trägt's zu dir.
Und heller in der Sehnsucht Mahnen
Seh' ich dein teures Bild im Geist.
Mein fernes Kind, du kannst nicht ahnen,
Was einer Mutter Sehnsucht heißt.

Zum Angebind nur Worte sind es,
Die zitternd meine Hand dir schreibt,
Nur Worte, die das Wehn des Windes
Zu dir nach fernen Landen treibt;
Nur Worte, die dich finden müssen
Und segnen, wo du immer seist.
Mein Liebling, ach, du kannst nicht wissen,
Was einer Mutter Sehnsucht heißt.

Im Traum beug' ich zu dir mich nieder
Und seh' dich klein und lieb und hold.
Mit meinen Lippen küss' ich wieder
Wie einst der blonden Löckchen Gold.
Mit meinem Arm halt ich wie ehe
Umschlungen mein Geburtstagskind;
Mein Kind, bis weinend ich verstehe,
Wie fern dir meine Arme sind.

Zog mit dem Liebling in die Ferne
Des Himmels Huld und Sonnenschein,
Und leuchten ihm des Glückes Sterne,
Das Mutterherz lernt stille sein.
Doch weht es grüßend dir entgegen
Und küßt die Stirn dir leis und lind,
So denk, daß deiner Mutter Segen
Und ihre Liebe bei dir sind.

Pauline Schanz.



Kranzgedicht.

So ist die Sonne denn gesunken,
Die deine Mädchenzeit erhellt,
Und du betrittst, von Ahnung trunken,
Die Schwelle einer neuen Welt.
Noch hüllt ein rosenfarbner Schleier
Die Pfade deiner Zukunft ein, —
So laß zu dieses Tages Feier
Mich denn der Liebe Botin sein!

Sie hat seit deinen Kindertagen
Beschattet dein umkostes Haupt,
Sie hat auf Flügeln dich getragen
Und immerdar an dich geglaubt.
Sie hat mit edlem Muttersinne
Dich treu erzogen und gepflegt,
Bis sie dich an die Brust der Minne
Entsagungsfreudig morgen legt.

Sie hat geblüht an deinen Wegen
Bescheiden als Vergißmeinnicht,
Mit dir gezagt in Sturm und Regen,
Mit dir gelacht im Sonnenlicht.
O hör im lauten Festgetriebe
Die Wünsche auch, die sie dir weiht,
Gedenk im Glanze deiner Liebe
Der Freundschaft deiner Mädchenzeit!

Sie hat an deines Lebens Quellen
Ein Reis gepflanzt am guten Ort;
Wir sahen seine Triebe schwellen —
Und auch nicht einer ist verdorrt.
Beschützt vor Sturm und Wettersplage
Erschloß sich seiner Blüten Glanz:
— So nimm zu deinem Ehrentage
Von seinem Stamm den Myrtenkranz!

Und mögen diese Blätter leise
Dir künden, was kein Mund vermag,
Die alte, zaubervolle Weise,
Der Liebe Nachtigallenschlag!
Und sollten deine Wangen bleichen
Und trüb vergehn der Sonne Schein,
Du wirst die Heimat doch erreichen,
— Laß nur die Liebe Führer sein!

Kl. Müller

Zum Polterabend.

Süddeutsche Bäuerin.

O Jegerl, i scham' mi, i bin so ollein,
Zu olle di Leutle, i trau mi net rein,
Mei Sepperl, der schickt mi heut' zu enk her,
No, i sull enk wos sog'n, doch wird's mi holt schwer.
I hob's zwor dem Sepperl gonz sicher versproch'n —
Der Sepp is mei Monn, heut' groade vier Woch'n —
Un mir son so glückli, no, i kunn's enk nöt sog'n,
Jetzt olli dö Wochen hon mir uns vertrog'n.
Un i bin, dös glaabt mi, nur schuldi doran,
Denn Unrecht beim Zonk'n hot niemols an Monn.
Zum wenigst verdien i vum Loabe zwa Drittel;
No, doß i's enk soage, i hob' holt a Mittel.
Un weil's nun den Sepperl glückseli hot g'mocht,
Wär's a guat für andre, so hot er gedocht.
Un wo nun an Bua an Deandl thuat liab'n,
Glei wird diesem Deandl mei Mittel verschrieb'n.
— Der Odom un d'Evo, als die sich vermess'n,
Un hoben vum Apferl an wengerl gegess'n,
Do is holt uns' Herrgott gor böse gewesen —
Er thot sie zuor Thür 'naus — ös hobt's jo gelesen. —



Der Odom, der wullt' schlecht zuar Orbeit sich schick'n,
Muaßt pflüagen, muaßt mähen, sich strecken un bück'n,
Er muaßt gonz müad früh aufstehn am Morgen
Un muaßt bis zum Obend dö Wirtschaft besorgen.
— No, einstens do wor er an Zanken ümschichti,
Dö Evo, dö mochte au nix mehr ihm richti.
„O wäre ollein doch i immer geblieben!
Dös Weiberl, dös Weiberl, dös hot mi vertrieben.
Si'gst, Evo, bist Schuld dron!" so. sogt er verdross'n —
— Do hot sie den Mund ihm mit an Busserl geschlossen.
No, dos hot ihm g'follen un dos hot ihn g'freut —
So oft er wollt' busserln, stets suacht er an Streit;
Un glückseli lochend namm sie ihn an Kittel,
Un immer un ewi do nutzte ihr Mittel! — —
— Schau Deandl, wann d'heirotst, muaßt mi net vergessen;
Do hest an por Bleamerln, dö kuanst de di pressen.
Un will dei Monn zonk'n, flink schau se di an
— — Woaßt, do red' du ka Wörtel — un busserl dei Monn!

A. in B.

Zum Polterabend.

Ansprache der Anführerin einer im Schneekostüm aufgeführten Quadrille an ein junges Paar, das sich auf der Eisbahn verlobt hatte.

Die Wasserkönigin spricht:

Seit ich als Herrscherin die Krone trage
In meines Wogenreiches kühlen Hallen,
Ließ ich so freudig kein Gebot erschallen,
Als heute an dem festlich schönen Tage.

Dir, holde Braut, der Liebe Gruß zu bringen
Hab' ich der Seeen Geisterschar berufen;
Wir stiegen aufwärts die kristallnen Stufen
Zum frohen Haus, wo süße Weisen klingen.

Wohl liegt die Flur im hellen Maienschimmer,
Doch weil dereinst in kalten Winterstunden
Für immer eure Herzen sich gefunden,
Darum erscheinen wir im Schneegeflimmer.

In Schnee und Eis birgt sich ein hold Erinnern.
Wir sahen's wohl aus unsrem Glaspalaste
Wie Blick den Blick, wie Hand die Hand umfaßte!
Reif lag im Haar, doch Glück im Herzensinnern.

Da Maientage neues Glück euch schenken,
Soll heute sich vor eurem Blicke zeigen
Der Winterstunden Bild in unsrem Reigen.
Wie ihrer, wollt auch unserer gedenken!

Auguste von Reichenau.



Widmung zu einem Kochbuche als Polterabendgeschenk.

Soviel Küchenzettelfragen
Täglich eine Hausfrau plagen,
Die kein Mann zu würdigen weiß,
Und in soviel wichtigen Dingen,
Welche Dichter nie besingen,
Ihr gebührte Lob und Preis:
Soviel Feuer im Momente,
Wenn man wünschte, daß es brennte,
Ausgeht oder tückisch raucht;
Soviel eingemachte Sachen
Zu verschimmeln Miene machen,
Wenn man Salicyl auch braucht;
Soviel mal die Wasserleitung
Mitten in der Zubereitung
Einer Wäsche nicht mehr fließt;
Soviel Milch im Sommer sauer,
Wenn die Molkerei, o Trauer,
Längst in andern Straßen ist;
Soviel Gläser, als da springen,
Und Rezepte nicht gelingen
Trotz Erprobung und Geduld;
Soviel teure Sonntagsbraten
Unbegreiflich hart geraten
(Woran nur der Fleischer schuld);
Soviel Messer, als nicht schneiden,
Soviel Lärm, nicht zu vermeiden,
In des Mörsers Tiefe ruht;
Soviel Quirl' im Schnee nicht stehen,
Soviel Salz man aus Versehen
Manchmal an die Suppe thut;
Soviel Teller, Töpfe, Satten,
Die 'nen Sprung schon vorher hatten,
(Rätselhaftes Mißgeschick!)
Ganz von selber gehn in Scherben;
Soviel Eier, als verderben,
Oft im Kalktopf Stück für Stück,
Und im Faß Kartoffeln keimen,
Und sich Plagen endlos reimen:
Soviel Mal wünsch ich dir Glück.

Anna Klie.

Polterabendscherz.

(Wirtschaftlichkeit und Behagen.)

Wirtschaftlichkeit (sehr eifrig):

Geehrtes Brautpaar, sie werden verzeihn,
Daß ich komme mit Schürze und Besen herein,
Ich hab' aber immer sehr nötig zu thun,
Darf niemals rasten, darf wenig ruhn.
Ich bin die berühmte Wirtschaftlichkeit.
Wo ich mit einziehe, da bringt man es weit.
Ich arbeite, wenn der Tag erwacht,
Ich arbeite bis in die sinkende Nacht;
Husch, husch! geht es immer auf flinkem Bein
In die Küch', in die Stub', in den Keller hinein;
Da ist kein Geräte, das ich nicht bewahre,
Da ist kein Winkel, den ich nicht durchfahre,
Flugs, flugs, ihr Lieben! heißt meine Parole,
Man sieht mich nur immer auf fliegender Sohle!

Behagen (gemütlich zankend):

O du mein Himmel, wer ist denn das?
Da wird man vor Schrecken ja krank und blaß,
Von dem Ungestüm zittern mir alle Glieder,
Nehmt's nicht übel, ihr Lieben, ich setze mich nieder (setzt sich).
Hört nicht auf sie, nehmt mein Geleit,
Ich bin ja die süße Behaglichkeit;
So ein Lärm und Gezag' und Gethu' und Rumor,
Das kommt bei mir gewiß nicht vor;



Schon morgens in der Kaffeestunde
Bin ich die Dritt' in eurem Bunde,
Ins Sofaeckchen hingegossen
Wird die süße Gegenwart genossen,
Gekost, geplaudert, geküßt, gelacht,
An störende Dinge nicht gedacht.

Wirtschaftlichkeit (höhnisch):

Ei, was gibt diese Person in der That
Euch jungen Leuten für trefflichen Rat!
Nein, nur mit Arbeit und mit Kraft,
Mit Gemütlichkeit wird nichts geschafft!
Will die Katze in Ruhe sich versenken,
So tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken.
Nein, junger Herr, alle Minuten munter
Einmal in das Geschäft hinunter.
Nein, junge Frau, alle fünf Minuten
In die Wirtschaft, wenn sie dich nicht vermuten!
Da sieht man die weißen Mäuse springen,
Da erfährt man von allerlei Wunderdingen,
Vom Ausruhn auf der faulen Bank,
Wovon die ganze Wirtschaft krank.

Behagen:

Als ob solch ein Wüten im Hause umher
Ein kerngesunder Zustand wär',
Als ob die Leute ihre Pflichten
Könnten ungestörter und besser verrichten,
Wenn so eine prustende Dampfmaschin'
Ihnen immer fährt zwischen die Füße hin!
Von innen heraus kommt das richtige Leben,
Das kann sich nur bilden und kann sich nur heben
Und ausgestalten mit der Zeit
Durch die rechte, echte Behaglichkeit.
Wem selbst wohl ist, gönnt's andern gern,
Das gibt die besten Frauen und Herrn.
Und auch die Gäste zu aller Frist
Kommen nur gern, wenn's behaglich ist.

Wirtschaftlichkeit (sehr aufgebracht):

Ja, Gäste, Gäste! Laß du nur fein
Die Gäste zu allen Thüren herein,
Etwa wie heute in ganzen Scharen!
Nein, so junge Leute, die müssen hübsch sparen
Und den Pfennig erst dreimal richtig besehn,
Bevor sie ihn lassen vom Beutel gehn!
Nein, besser, sie bleiben lieber allein,
Sonst wird die Ersparnis gar zu klein!

Behagen (fängt an, sich zu erregen):

Nun das ist denn doch über'n Spaß!
Du junges Paar, gefällt dir das?

Schon Doktor Luther in seiner Erklärung
Rechnet die Freunde zu Brot und Ernährung.
Kein Plauderstündchen, liebe Zeit!
Kein Gast am Abend, der sich mit euch freut?
Keine Ruhe bei Tag und kein Friede bei Nacht,
Ich wollte, die würd' aus dem Hause gebracht!

Wirtschaftlichkeit:

Behaglichkeit, wie siehst du mir aus?
Du kommst ja ganz aus dir selber heraus.
Nun sag 'mal, wenn die jungen Leut'
Verplaudern die schöne Morgenzeit,
Und indessen geht draußen alles dumm,
Und in Küche und Keller geht gar nichts um.
Und das Fleisch bleibt hart, und der Braten brennt an,
Schon halb verdrießlich erscheint der Mann,
Mußte sich ärgern, fasten und jagen,
Und findet nichts für seinen Magen,
Sag an, wo bleibst du da Behagen?

Behagen (aufstehend):

Und wenn die Frau wie ein Wettpferd rennt,
Und der Kopf ihr wie ein Plättofen brennt,
Und darüber sie Freude und Kraft verläßt,
Und die dummen Nerven, die kriegen den Rest,
Und der Doktor schickt sie zur nötigen Kur
In die Schweiz, oder etwa nach Algier nur,
Da sage du mir, ehrlich und wahr,
Wo bleibt die Ersparnis Jahr für Jahr?

Wirtschaftlichkeit:

Aber wie in der Welt denn wollen wir's treiben,
Wer von uns soll bei dem Paare bleiben?

Behagen (setzt sich abermals):

Ich bleibe hier, und bist du bescheiden,
Will ich dich ja wohl um mich leiden;
Denn das muß ich aufrichtig sagen,
Ohne Ordnung und Fleiß, da gibt's kein Behagen.

Wirtschaftlichkeit:

Und ohne Ruh zum Überlegen
Ist bei der Wirtschaft auch kein Segen;
Nur eins beding ich heut' mir ein,
Das muß stets eure Losung sein,
Soll eure Wirtschaft mir genügen:
Zuerst die Pflicht — dann das Vergnügen.

Behagen:

Und dieses laßt von mir euch melden:
Mit Hasten, Jagen, Sparen, Schelten,
O glaubt mir, da wird nichts gemacht
Und Zeit und Glück nur umgebracht;



Faßt ihr die Pflichten groß und klein
Mit der wahren Lieb ins Herz hinein
Und denkt hübsch vor für'n andern Tag,
Daß zur rechten Zeit nichts fehlen mag,

Wirtschaftlichkeit:

Und säumt nicht, wenn es euch fällt ein:
Jetzt müßt' ich bei der Arbeit sein,
Nicht beim Gekos' nach frohem Mahl,
Nicht beim Romanbuch oder Journal.

Behagen:

So fallen euch, (zur Wirtschaftlichkeit) erlaube du,
Die Erholungsstunden von selber zu,
Da ihr mit ruhigem Gewissen
Könnt manches gute Buch genießen,
Die müden Seelen erquicken und laben
An der Musika hochedlen Gaben,
Und da ihr, nach des Tags Beschwerden,
Könnt eures Glückes fröhlich werden.

Wirtschaftlichkeit (gibt dem Behagen die Hand):

Ja, ja, wir beide sind nicht schlecht,

Behagen:

Wir bleiben zusammen, dann wird es recht.

Lina Walther

Mit einem Theekasten als Geschenk zur Hochzeit im Spätherbst.

Hat sich nun bald das traute Heim gestaltet,
Wo anmutvoll die junge Hausfrau waltet,
Dann sehnt sich wohl, kommt er aus Eis und Schnee,
Der Herr Gemahl nach einem Täßchen Thee.

Rasch reitet er, schwingt rasch sich von dem Pferde,
Legt Waffen ab und stolze Kriegsgebärde,
Und sinnt beim Lampenschein, was mehr gefällt:
Die liebe Hand? die Tasse, die sie hält?

Auguste von Reichenau.

Zum Geburtstag eines fernen Freundes (einer fernen Freundin), nebst Bild.

Rastlos auf der Zeiten Wogen
Fliegt dahin des Lebens Kahn,
Unaufhaltsam fortgezogen
Nach dem dunklen Ozean.

Doch an des Vergangnen Stelle
Hebt ihr Antlitz ewig jung
Aus der ungestümen Welle
Lächelnd die Erinnerung.

Möge sie auf Ätherschwingen
Der Getrennten Genius
Heut' als Festesgabe bringen
Fernen Freundes Bild und Gruß!

Sonn'gen Tagen, die entschwunden,
Herzliches Gedenken weihn,
Und für künft'ge frohe Stunden
Glückverkündend Bote sein!

P. S.

Am ersten Morgen des Urlaubs.

(Mit einem Burschen, von Kuchenteig gebacken, mit Knöpfen von Rosinen, welcher den Zettel mit den Versen in der Hand hält.)

Sie, Herr Leutnant, zu bedienen,
Ist mir angenehme Pflicht,
Kam ich gestern abend nicht,
Komme ich doch heut' zu Ihnen.

Ja, das Leben auszuhauchen
Ihnen dienend, scheu' ich nicht,
Und, wenn auch das Bein mir bricht,
In den Mokka einzutauchen.

Auguste von Reichenau.

Einer Freundin mit den Palmblättern von Gerok.

Wohl flieht die Zeit dahin auf Riesenschwingen,
Und was wir träumen, lieben, hoffen, kennen,
Was Schön und Groß und Lieb' und Glück wir nennen,
Verstiebt wie Spreu vor ihrer Sense Klingen.

Nicht Glück, nicht Lieb', nicht Erdenglanz ist Segen,
Nicht Dulden, Müh'n, der Segen ist der Glaube,
Dem dunkeln Rätsel, der Verwesung Staube,
Geht schrankenlos nur er allein entgegen.

Nimm hin dies Buch! nicht daß dein Herz ihn fände,
Den hohen Trost, leg ich in deine Hände
Den Liederhort. Du hast ihn längst gefunden.
Doch freundlich bitt ich: Nimm die kleine Gabe,
Daß sie dein Herz in stiller Stunde labe —
Zum Zeichen, daß im Glauben wir verbunden.

P. S.

Mit einem Zweig künstlicher Kirschen.

(Von einem jungen Gast der Hausfrau dargebracht.)

Ein dickes Spätzchen kam geflogen
Und nistete bei euch sich ein.
War es auch manchmal ungezogen?
O, das kann vorgekommen sein!

Doch, mag ihm manche Tugend fehlen,
Es ehret dennoch sein Geschlecht.
Wenn andre Spatzen Kirschen stehlen,
Es bringt sie dir! Ist das nicht recht?

Auguste von Reichenau.

Festgruß zur Silberhochzeit.

Was ist es, was heut' klopft an euer Haus,
Mit Himmelsgrüßen segnend eure Schwelle?
Wie Engel Gottes fliegt es ein und aus
Und streuet Blumen nieder, duftig helle.

Was weiht den Tag zum holden Freudenfest,
Der freundlich euch einander einst gegeben;
Was ist's, was dulden, tragen, hoffen läßt,
Zum Himmelsvorhof wandelnd dieses Leben?

Der Genius, der euren Herd bewacht,
Der Stern, verklärend auch die dunklen Stunden,
Der Engel, der den Brautkranz euch gebracht
Und heut' die Silbermyrte euch gewunden?

Was ist es, was im Mutterauge taut,
Grüßt es des Kinderlebens goldnen Morgen;
Was schlingt die Rosenketten um die Braut
Und scheuchet von des Mannes Stirn die Sorgen?

Was ist's, das euch durchs Leben hat geführt,
Was euch verband in Tagen hell und trübe,
Was ist's, was heute euch den Brautkranz ziert
Mit holdem Silberglanz? — Es ist die Liebe.

Die Liebe ist's, die euren Pfad umblüht
Mit eines ew'gen Lenzes duft'gem Segen;
Und in der Liebe Namen ruft mein Lied:
O nehmt auch unsern Freundesgruß entgegen!

Vergönnt dem Liede, daß es zu euch spricht:
O möchte doch der ew'gen Liebe Walten
Die Kränze, die der Silberbrauttag flicht,
Zum gold'nen Hochzeitfeste euch erhalten!

Gibt auch kein wandelloses Glück die Welt,
Und hängen Thränen auch im Kelch der Rose,
Die von der Morgensonne Glut erhellt —
Das wahre Glück ruht in der Herzen Schoße!

Und jenes Glück, das heute um euch schlingt
Die duftigsten von seinen seltnen Blüten,
Dies Glück, das auch in Stürmen nicht versinkt —
Der Liebe Engel mögen's euch behüten!

Agnes R.

Zum Geburtstage einer alten Freundin mit einer blumenbemalten Tasse.

Soll man, wenn die Erde grün,
Tausend Blumenkelche offen,
Mitten in des Lenzes Blühn
Nicht auf goldne Tage hoffen?

Ja, die Hoffnung himmelan
Schlägt sie ihre ew'gen Schwingen.
Mög' das Leben nun fortan
Dir nur sonn'ge Tage bringen.

Jede Thräne, die getropft,
Jeden Wunsches bang Entsagen,
Jeder Kummer, der geklopft
Lang in deines Herzens Schlagen,

Mög' dem Samenkorne gleich,
Das gesät in dunkle Erden,
Dir am Abend friedensreich
Tausendfach zu Blüten werden.

Möge gleich des Falters Pracht
Aus der Raupe düsterm Kleide,
Wie der Lenz kommt über Nacht
Dir verklären sich zur Freude.

Teure Freundin, könnt' ich heut'
Außer frommer Wünsche Segen
Eine Gabe, die dich freut,
In die liebe Hand dir legen!



Nur von Blumen bunt bekränzt
Freundlich nimm die kleine Schale.
Heil sei dir darin kredenzt,
Trink draus ungezählte Male!

P. S.

Zur goldenen Hochzeit im November.

(Tafelspruch des ältesten Enkels.)

Fließt auch kein goldner Sonnenschein
Auf Wald und Wiesenthal,
So kam er doch zu uns herein
Und glänzt in unsrem Saal.

Er strahlt aus jedem Augenpaar,
Läßt froh die Wangen glühn,
Und goldne Blumen ließ er gar
Und goldne Myrten blühn.

Kein Wunder ist's was hier geschah.
Ihr kennt der Freude Quell!
Um Großpapa und Großmama
Wird alles schön und hell.

Die liebste Sonne ist uns nah
Im goldnen Hochzeitpaar,
Weil Großmama und Großpapa
Schon immer goldig war!

Wir alle, alle, wissen's ja,
Die Lieb' und Treu' erzog.
Der Großpapa, die Großmama,
Sie leben, leben hoch!

A. v. K.

Einer Achtzigjährigen zum Geburtstag.

Achtzig Lenze sahst du sprossen,
Achtzigmal des Winters Nahn;
Bis zum Berghaupt glanzumflossen
Stiegst du auf die Lebensbahn.

Das durchwallte Land zu Füßen
Liegt dir's in gedämpftem Schein,
Hüllt sich heute, dich zu grüßen,
In verklärte Farben ein.

Ob auch viel' ins Dunkle sanken,
Die mit dir gewallt im Licht,
Vorwärts gingst du ohne Wanken
An dem Stab, der nimmer bricht.

Fromm und schlicht und ohne Prunken,
Wie den Duft der Blumenstrauß,
Streutest du der Liebe Funken
Aus des Herzens Sonne aus.

Treu nach deines Meisters Lehre
Hast gewirkt du und geschafft,
Rüstig mit des Alters Schwere
Kämpften Arbeitslust und Kraft.

Ohne Murren, ohne Klagen
Nahmst du manche Prüfung hin,
Sah manch Kreuz ich still dich tragen,
Fromme, treue Pilgerin!

Was du sätest ohn' Ermüden,
Auch für mich an Liebe hier,
Trage noch im Abendfrieden,
Trag' im Jenseits Rosen dir.

P. S.

Sprüche von Emil Rittershaus.

1.

Sprich nicht zu geistreich allezeit!
Man deutet's dir als schnödes Prahlen.
Man soll nicht jede Kleinigkeit
Mit Goldgeld auf dem Markt bezahlen!



2.

Glaub mir, nur Selbsterworbnes frommt!
Dich möge Gott vor Gunst behüten.
Was heut' man zum Geschenk bekommt,
Soll morgen dreifach man vergüten.

3.

Für Glück und Unglück dank' ich meinem Gott bescheiden.
Die Freuden tragen uns, doch tragen wir die Leiden.
Gesegnet sei der Flügel, der mich dem Staub entrafft,
Gesegnet auch die Bürde, die mir gestählt die Kraft!

Im Anschluß an obige Sammlung von Hauspoesie bringen wir den Leserinnen in folgendem eine weitere kleine Gabe. Wertvolle Gelegenheitsdichtung ist etwas ebensoviel begehrtes wie selten vorhandenes; und mancher verlegen suchende ist schon für den Hinweis dankbar, wo für diese und jene Lebenslage eine passende Widmung, Inschrift, Aufführung 2c. zu finden ist. Um diesen Dank zu verdienen, stellen wir alle in der dem Daheim unter dem Titel „Frauendaheim" angefügten Beilage bisher abgedruckten und schwer aufzufindenden derartigen Dichtungen nach Gruppen geordnet und mit der Nummer des betreffenden Blattes versehen zusammen.*)

1. Dichtungen und Aufführungen für Polterabend und Hochzeit.

Bei Überreichung des Brautkranzes an die Schwester		1887	Nr. 17
Bei Überreichung des Kranzes im Frühling		1889	Nr. 32
Bei Überreichung des Schleiers		1889	Nr. 30
Bei Überreichung eines Häubchens	1887 Nr. 38 u.	1889	Nr. 26
Bei Überreichung eines Schlüsselkorbes	1887 Nr. 39 u.	1889	Nr. 8
Bei Überreichung eines Papierkorbes		1888	Nr. 20
Bei Überreichung eines Ruhekissens		1888	Nr. 21
Bei Übersendung eines Kaffeeservices		1888	Nr. 31
Bei Überreichung eines Petroleumkochers		1889	Nr. 6
Aufführungen: Alte und neue Zeit		1888	Nr. 4
Junges Mädchen als Köchin		1888	Nr. 8
Hausgeister (6 Personen)		1888	Nr. 30
Maßliebchen	1888 Nr. 34 u.	1889	Nr. 20
Schlittschuhläuferin		1889	Nr. 21
Die vier Elemente		1889	Nr. 24

2. Für Silberhochzeiten.

Begrüßung	1889 Nr. 23 u.	1889	Nr. 15
4 Jahreszeiten (Deklamation und lebende Bilder mit Musik)		1888	Nr. 9
Brieftaube		1888	Nr. 35

---

*) Sämtliche hier aufgezählte Nummern können von der **Daheim-Expedition in Leipzig** gegen Einsendung des Betrages mit Porto — für 1 Nummer 35 Pf., **2 Nummern 60 Pf.** 3 Nummern 85 Pf. (ev. in Briefmarken) — bezogen werden.

3. Für Goldene Hochzeiten.

4. Verschiedene Aufführungen.

5. Inschriften.

6. Widmungsverse.

7. Glückwünsche und Sprüche.

8. Allerlei für Kinder.

Anekdoten.

Falsch verstanden.

Examinator: „Welches Verbrechen begeht derjenige, welcher wissentlich einen falschen Eid schwört?" — Examinand (in großer Verlegenheit, schweigt, sein Hintermann ruft ihm leise zu: Meineid, Meineid): „A G'meinheit!"

Münchhausen auf dem Lande.

Ein Gutsbesitzer führte einen ihn besuchenden Freund auf seinem Landgut herum, welches er „erheiratet" hatte, und verfehlte dabei nicht, seine Besitzungen und Anlagen, auf die er sich viel einbildete, nach Gebühr herauszustreichen. Gegen Abend rötete sich der Himmel. „Was mag die Röte zu bedeuten haben?" fragte der Freund. — „Je nun," antwortete der Wirt, „das wird wohl der Wiederschein von meinen Erdbeerplantagen sein!"

Wunder über Wunder.

Jemand sagte zu Humboldt: „In Grönland werden die Menschen häufig hundert Jahre, und doch gibt es dort keinen Arzt. Ist das nicht wunderbar?" — „Bei uns in Berlin gibt es mehrere hundert Ärzte," erwiderte Humboldt, „und mancher wird doch hundert Jahre alt; ist das nicht weit wunderbarer?"

Leiser Wink.

Chef: „Nathan, was machen Sie für ein unfreundliches Gesicht, Sie vertreiben mir damit die Kunden!" — Kommis: „Entschuldigen, Herr Prinzipal, aber für neunzig Mark Monatssalair kann ich wirklich kein freundlicheres Gesicht machen."

Bei der Instruktion.



Unteroffizier: „Donnerwetter! Da setze ich nun weit und breit auseinander, wie die Kasernenstuben gereinigt werden sollen, nnd dabei gähnt dieser Rekrut — dem Kerl ist nichts heilig."

Die erfreuten Hühner.

Eine Berlinerin hat an der oberen Spree ein Landhaus erworben und die Gärtnersfrau angewiesen, ihr die Eier, welche die Hühner legten, nach der Stadt zu schicken. Zu ihrem Verdruß aber blieben die erwarteten Eier aus, und die Gärtnersfrau behauptete, die Hühner legten noch nicht. — Jüngst besuchte nun die Berlinerin ihr Landhaus und fand zu ihrer Überraschung im Hühnerstall eine Menge frischer Eier. Sofort ruft sie die Gärtnersfrau herbei und sagt in strengem Tone: „Nach Ihrer Behauptung fangen die Hühner erst im Monat Mai zu legen an, wer hat denn diese Eier gelegt?" — Die Gärtnersfrau antwortet frisch und unverzagt: „Die müssen wohl die Hühner aus Freude über Ihre Ankunft gelegt haben, gnädige Frau."



Wie du mir, so ich dir.

Lieschen (zur Mama): „Mama, des Bäckers Gertrud hat gesagt, mein Vater sei ein Bücherwurm, weil er Lehrer ist." — Mama: „So — und was hast du darauf erwidert?" — Lieschen (triumphierend): „Daß ihr Vater ein Mehlwurm sei!"

Allerlei zum Kopfzerbrechen.

1. Arithmogriph.

1	4	9	4	9	15	18	3	14	10	2	2	20	10	12	13	3	10	2
2	**5**	4	13	8	17	17	17	4	**15**	15	4	4	7	15	15	17	**7**	15
3	7	**10**	14	16	10	5	19	**10**	5	**13**	9	21	2	21	17	8	2	**11**
4	8	11	**15**	4	4	6	**17**	12	15	6	**3**	5	20	5	**2**	5	17	12
5	5	4	3	**13**	7	**4**	1	15	7	15	15	**15**	4	**15**	15	15	3	8
6	4	12	4	12	**11**	13	10	17	4	13	12	13	**14**	13	13	3	3	13

Die Zahlen sind so durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, daß in den senkrechten Reihen bekannte Wörter entstehen und die Buchstaben an den fett gedruckten Stellen einen patriotischen Ausruf ergeben.

Die Bedeutung der zu suchenden Wörter ist folgende:
1. deutscher Dichter, 2. Stadt in Italien, 3. Stadt in Arabien, 4. Sieg Alexanders des Großen, 5. deutscher Tondichter, 6. Fluß in den Alpen, 7. griechischer Lyriker, 8. römischer Historiker, 9. Berg in der sächsischen Schweiz, 10. römischer Philosoph, 11. deutscher Dichter, 12. Drama Shakespeares, 13. deutscher Komponist, 14. deutscher Dichter, 15. schwedischer Dichter, 16. Vogel, 17. Rolle aus der „Jungfrau von Orleans“, 18. preußischer Patriot aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, 19. tapferer Trojaner.

2. Rätsel.

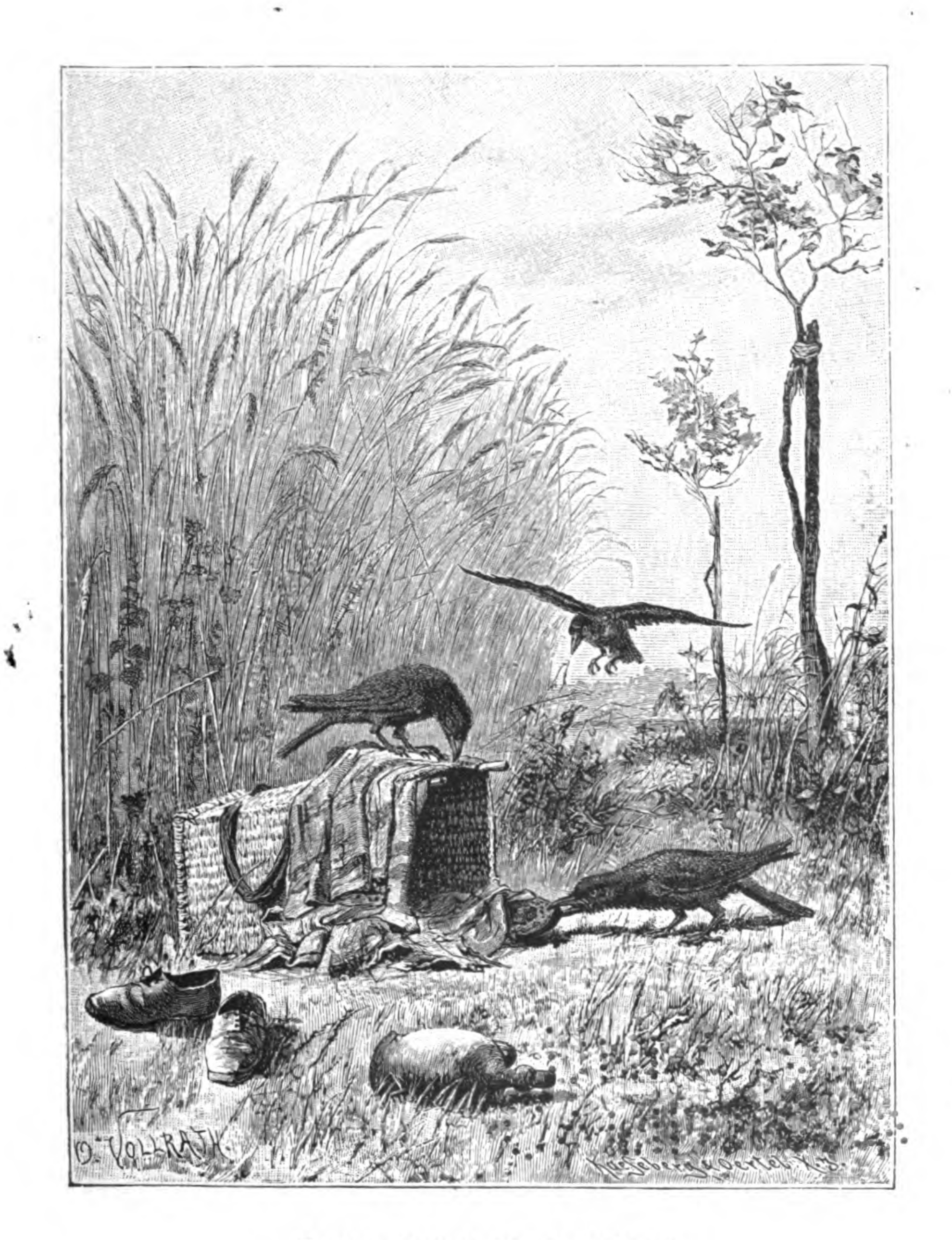
Hast du Kraft, Geschick und Geist,
Wird das Schwerste
Dir die Erste!

Eifrig der Geschäftsmann preist
Läng' und Breiten
Meiner Zweiten!

Hinter Spiegelscheiben gleis't
Im Lichterglanze
Schön das Ganze.

3. Dreisilbige Scharade.

Das Erste bringt die Menschen oft zum Lachen,
Doch oft erregt's auch Ärger und Verdruß.
Oft kann's dem Einen viel Vergnügen machen,
Indes ein Andrer drunter leiden muß.
Im besten Fall ist es der Schalkheit eigen,
Denn dumm und schlecht pflegt es sich auch zu zeigen.
Was aber sag' ich von den letzten Beiden?
Ihr macht am besten sie euch selbst geschwind,
Ihr könnt sie leicht mit jedem Messer schneiden,
Wo Bäume, Sträucher und dergleichen sind.
Das Ganze pflegt man sorgsam zu behüten,
Weil furchtbar heftig sein Charakter ist,
Es pflegt gar bald nach Drachen Art zu wüten,
Wenn man die nöt'ge Schonung je vergißt.
Doch darf mit Vorsicht man in Zorn es setzen,
Dann wird's uns dienen, aber nie verletzen.

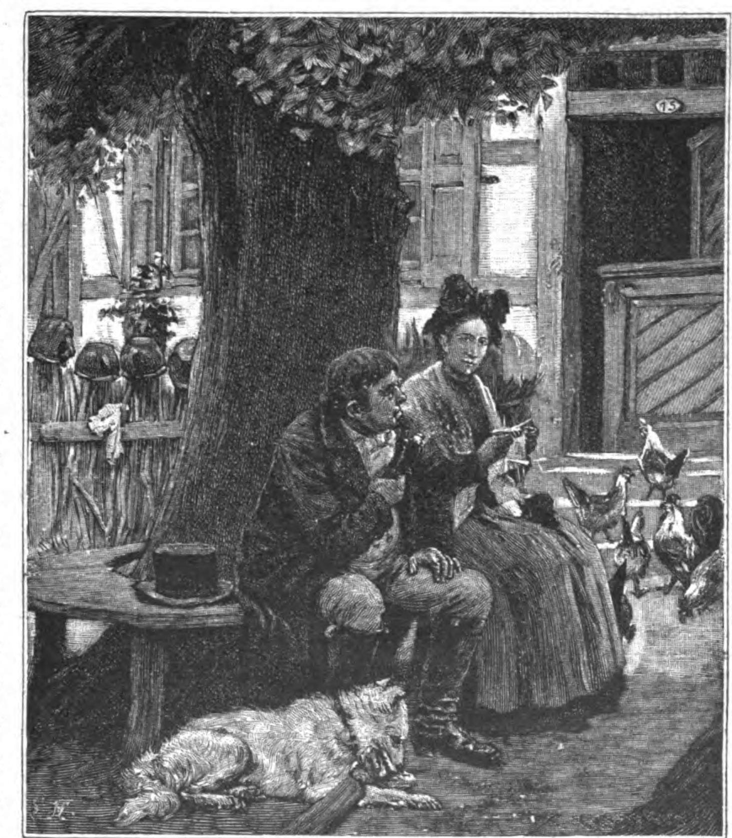


Diebsgesindel. Von O. Vollrath.

Hans Jochems Brautfahrt.

Eine Dorfgeschichte von Adelheid von Rothenburg.

„Mutter," sagte der alte Jochem, ein stattlicher Mann, dem man es auf hundert Schritt ansah, daß bei ihm auf dem Hofe und im Hause alles in Ordnung war, „Mutter, es wäre wohl an der Zeit, daß unser Hans Jochem freien thät." Der alte Jochem wohnte in dem märkischen Dorfe Briezen, nahe dem Oderbruche, welches Preußens größter König aus einem Sumpfe zu einer Kornkammer umgeschaffen hatte, in welcher die Bebauer über Nacht steinreiche Leute geworden waren. Der alte Jochem wohnte nicht in dem gelobten Lande, er schaute nur von seinem mehr auf der Höhe gelegenen Acker zuweilen verlangend danach aus, er wäre nämlich auch gern darinnen gewesen, obwohl er das keinem zugab. Wer ein rechter Bauer ist, sitzt fest auf der von seinen Vätern ererbten Scholle. War sein Gut nicht eben recht, so war es doch auch nicht schlecht, d. h. man konnte darauf fortkommen, wenn man seine Sache verstand und die Arme brauchte; an beiden hatte der alte Jochem es nicht fehlen lassen, darum nannte man ihn auch in ganz Briezen einen reputierlichen Mann.



Und da saß er, in sonntäglicher Ruhe, mit seiner Frau unter den Linden vor der Hausthüre, mächtige Bäume, deren Wipfel von deutschen Herdes Lust und Leid zu rauschen verstanden, als hätten sie das dem Dache, welche sie mit ihrem Schatten umfingen, abgelernt. Die Bäuerin, eine hochgewachsene, etwas schmächtige Frau mit sanften blauen Augen, hob auf ihres Mannes Rede verwundert den Kopf. „Der, und freien?“ erwiderte sie langsam, „mich dünkt, er ist noch nicht lang aus der Christenlehre.“ „Du meinst immer,“ fuhr der Bauer heftig auf, „weil er der Einzigste ist, er darf dir niemals aus den Fingern, doch so wie es ist, soll es nicht bleiben! Nicht genug, daß sie ihn nicht zum Soldaten genommen haben, das ganze Dorf lacht ihm nach, aber um einen Narren daraus zu machen, dazu ist dem alten Jochem sein Sohn nicht auf die Welt gekommen.“ Die sonst so gelassene Frau entgegnete ihm ein wenig ärgerlich: „Ich weiß nicht, was du willst, Vater; verfehlt sich der Hans Jochem in etwas, oder legt er dir wo einen Stein in den Weg? Hast du ihn jemals betrunken gesehen oder hat er im Wirtshaus gerauft oder mit dem Messer gestochen? Es kann keiner unserm Hansen etwas nachsagen.“ — „Das ist es ja eben,“ rief der alte Jochem ergrimmt, „daß immer alles so glatt abgeht, dazu ist er weiß von Angesicht wie eine Meerjungfer.“ — „Als ob die schon jemand gesehen hätte!“ murrte die Mutter. „Ich habe ihm,“ fuhr der alte Jochem fort, „bereits etlichemal geheißen, sich das Antlitz mit einer Speckschwarte einzureiben und sich alsdann in die blanke Sonne zu legen, und er hat auch gefolgt, — natürlich, er folgt ja immer — aber genützt hat es ihm nicht. Nach wie vor wie 'ne Eierpelle! Und das will dem alten Jochem sein einzigster Sohn sein?“ Er paffte stark aus seiner kurzen Pfeife.

„Ich weiß nicht, was du willst,“ rief sie nun ernstlich böse, „ist es vielleicht dem Kind seine Schuld, wenn es mehr der Mutter nachartet, als dem Vater? Oder ist es seine Schuld, wenn er über der Brust zum Soldaten zu schmal ist? Greift etwa der Junge, weil er ein zärteres Gemüt hat wie andere, die Arbeit schlechter an, oder hat er jemals den Pferden den Hafer nicht rechtzeitig vorgeschüttet, oder das Korn ungleich gesäet, oder sonst eine Dummheit begangen?“ Auf ihren Wangen brannten jetzt zwei hochrote Flecke. Der Bauer blickte seitwärts, und um unbeachtet in sich hineinlachen zu können, stopfte er an seiner Pfeife. „Eins ist gewiß,“ sagte er alsdann in tiefem Ton, „Hans Jochem ist eine Schlafmütze, und das ist für den alten Jochem nicht gerade pläsierlich. Wenn es nichts nützt, ihn mit der Speckschwarte anzustreichen, so wollen wir es mit

dem Freien versuchen, nämlich 'nen rechten forschen, fixen Kerl aus ihm zu machen, so einen," er schmunzelte pfiffig, „wie der alte Jochem in seinen jungen Jahren gewesen ist." — „Na, na," sagte die Mutter, hütete sich aber, etwas weiteres hinzuzusetzen.

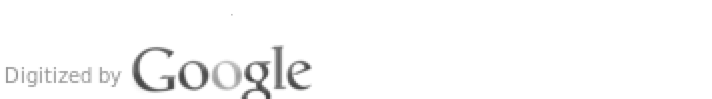
„Morgen," fuhr der Bauer fort und paffte wieder stark, „wird angespannt und auf die Brautschau gefahren, wir haben es nicht nötig, die erste beste zu nehmen, wir können uns besinnen, wo die Sache nicht stimmt, da kutschieren wir weiter." — „Wo soll es denn hingehen, Vater? Das muß ich doch auch zu wissen bekommen." — „Zum ersten," entgegnete er gebieterisch, „geht es zu Jürgen Mechler, dort sind ihrer zweie, darnach zu Werpkes, der hat ihrer sieben, wie ein Pastor, darnach zu Schröders, da ist nur eine, aber sie soll gut ausgefallen sein, und wenn es die Gelegenheit gibt, einen Sack Korn auf dem Rücken tragen."

„Ich weiß aber nicht, ob das der Hans Jochem nett finden wird," warf die Bäuerin ein. „Der?" rief der alte Jochem verwundert, „was hat denn der dabei zu sagen? Ich meine, ihm kann es egal sein, wenn er nur zu einer Frau kommt, und die wird ihm der alte Jochem schon verschaffen." — „Und dann weiter?" fragte die Mutter. „Natürlich auch noch zu Meves," fuhr er eifrig fort, „die Meves verstehen das Wirtschaften am besten, das muß man ihnen lassen. Es fällt da keine Krume vom Tische, ohne daß einer sie aufhebt, und das ist gescheit, so was mag ich leiden." — „Die Leute sagen," erwiderte sie, „wer auf die Freit geht, soll wohl achtgeben, wie die Dirne, auf die es gemünzt ist, den Käse anschneidet; fährt sie risch, rasch mit dem Messer zu und haut dick herunter, das gibt nimmermehr eine sparsame Hausfrau, schrappt sie aber an der Rinde, so hat sie den Geizteufel in sich. Nur die nicht zu viel und nicht zu wenig schneidet, wird einmal eine rechte Frau."

„Ich meinesteils," antwortete der alte Jochem, „habe nichts gegen den Geizteufel einzuwenden, wir brauchen eine Schwiegertochter, die zusammenhält, und Hans Jochem braucht eine Frau, die sich seiner Dusigkeit annimmt."

„Von den Komerowskys im Bruch hast du ja noch gar nicht gesprochen, die gehören doch auch zu unserer Bekanntschaft." — „Was haben denn die Lebbiner mit den Briezenern zu schaffen?" sagte der alte Jochem unwirsch, ein echter märkischer Bauer mag mit denen aus dem Oderbruch nichts zu thun haben, so protzig sie sich auch stellen, es ist allzumal hergelaufenes Gesindel." — „Aber Vater, warum denn?" fragte sie.

„Als der alte Fritz das Bruch trocken gelegt hat," erwiderte er,



„haben sie wohl das Land gehabt, doch es sind keine Unterthanen dazu dagewesen, nur Poggen und was sonst noch im Moraste kraucht, und haben darum nach aller Herren Länder geschrieben, und das Land, von dem niemand gewußt hat, was drinnen steckt, ausgeboten wie sauer Bier, also sind Häusler und Büdner und Katener und sonst noch allerlei Volk darauf eingezogen, und obwohl es kein Mensch gedacht hat, das Bruch legt los und gibt mit der Zeit dreißig=, vierzig=, sechzigfältiges Korn, und das hergelaufene Gesindel wird reich über Nacht. Wir aber, die wir die echten Bauersleute sind, haben den brandenburgischen Markgrafen gedient, so gut, wie jetzt den preußischen Königen, haben aus unseren kleinen tiefen Mooren dreischürige Wiesen und aus unserem Sande Acker geschaffen, wir, die wir ringsum und am Rande von dem Bruche wohnen, wir müssen das so mitansehen, können unseren Pferden keine silbernen Geschirre auflegen, und zu Champagner bei Hochzeiten und Taufen langt es bei uns auch nicht, darum sind von Gottes und Rechts wegen doch wir die echten Bauersleute, und sie sind man bloß aus dem Oderbruche, was bei uns eins ist mit 'ner Pogge." — „Es ist aber schon eine ganze Weile her, daß sie das Bruch besetzten, und sie darum gering achten, schickt sich jetzt nicht mehr, wo sie reich sind," erwiderte die Bäuerin. — „So an die hundert Jahre mögen es wohl sein," sagte der alte Jochem, „aber was will das heißen? Man spricht doch noch davon, und man sieht es ihnen auch noch an. In Neu=Barnim und Neu=Trebbin sitzen die Pfälzer, in Lebbin Polen und Böhmen, von denen kommen auch die Komerowskys; ich meinesteils will mit keinem von denen was zu schaffen haben, zumal nicht mit den Lebbinern, denn sie heißen uns „die hungrigen Kerle von der Höhe", und so etwas läßt sich der alte Jochem nicht gefallen. Wie ich jung war, habe ich ihnen oft einen Denkzettel hinter die Ohren geschrieben, und wo ich zu der Schrift keinen Stift hatte, dem ersten besten Schemel die Beine ausgerissen und damit darauf los, wie der alte Fritz bei Roßbach."

„Warum du bei deinen Jahren immer noch so hitzig bist?" entgegnete sie in verweisendem Ton, „was mich betrifft, ich achte die Leute im Oderbruche gerade so gut wie andere, und wenn sie reich sind, das soll man ihnen gönnen. Mit den Komerowskys waren mein Vater und meine Mutter wohl bekannt, vielleicht, daß sie auch eine Tochter haben, die sie wollen freien lassen." — „Ein Pferd und eine Kuh," erwiderte der alte Jochem, „will ich mir wohl aus dem Oderbruch holen, obschon ich ihnen das Futter, was sie gewöhnt sind, nicht vorwerfen kann, doch ist solch eine Kreatur verständig, und wo sie sieht, daß es nicht anders sein kann, nimmt sie Vernunft an und

weiß sich zu schicken, die Weibsleute aber, zumal wenn sie aus einem reichen Hause kommen, sind stätsch und bleiben stätsch. Sie wull'n ihre Krippen voll, wie es gemacht wird, darnach fragen sie nichts, und mit solcher Schwiegertochter mag der alte Jochem nichts zu thun haben." — „Aber Vater, wenn der Hansen eine Frau aus dem Oderbruche bekommt, die hat ihre Krippe voll, dessentwegen brauchten wir uns dann keine Sorge mehr zu machen." — „So meinst?" erwiderte er in scharfem Ton, „als ob es keine Jungen in der Welt gäbe, und als ob der Vater nicht allemal dem Ältesten den größten Anteil zuschanzte, damit Geld und Gut beisammen bleiben? Ich will eine tüchtige Dirne, die mir einen Batzen Geld in das Haus bringt, eine märkische Bauerntochter, die mit Spinnen und Weben Bescheid weiß und das Vieh lieb hat." — „Auch muß sie freundlich aus den Augen sehen und muß doch auch fromm sein, nicht wahr, Vater?" fiel ihm die Frau lebhaft in das Wort. Wieder paffte er stark. „Der alte Jochem kauft die Katze nicht im Sack," sagte er nach einer Pause.

„Was meinst," hub die Frau wieder an, „ob wir nicht noch einen Gang in das Feld thun? Es gehört doch einmal zu dem Sonntage, und noch steht die Sonne hoch am Himmel. Ich möchte sehen, ob der Roggen schon in die Ähren schießt, es wäre wohl an der Zeit, daß er sich herausmacht." Der alte Jochem hatte dazu wohl Lust, er erhob sich schwerfällig. Breit und fest stand der Mann in seinen derben Stiefeln, fest und wetterhart wie ein knorriger Eichbaum. Die gelben Lederbeinkleider, der lange Rock, die geblümte Weste mit dem zipfligen Halstuch darüber gaben ihm ein wohlanständiges Ansehen. In dem braunroten vollen Gesicht zeigte sich ein gewisser strenger Zug, als wollte er sagen: „Dieses ist der alte Jochem, wer auf dem seinem Hofe ist, der muß horchen und seine Sachen fix und forsch ausrichten," die klugen grauen Äuglein aber blickten trotz aller Schärfe gutherzig. Die Frau au seiner Seite im schwarzen Kamelottkleide mit der breiten Schürze darüber und dem seidenen Kopftuche war wie eine hochaufgeschossene Blume, die erst seit kurzem abgeblüht hat. Lang und schlank hängt sie an ihrem Stengel und neigt sich, wenn ein Windstoß gefahren kommt.

„Sieh nur die kleinen Glocken," sagte sie zu ihm, als sie hinter dem Gehöfte auf einem Rain dahinschritten, „wie das alles der Sonne in das Angesicht lacht, und die Buttervögel schweben darüber." „Na laß sie man schweben," antwortete Jochem, „das ist solch ein landstreicherisches Gesindel, was nichts schafft und hat hernach nichts zu leben." — „I Vater, die suchen sich hier und dort was zusammen,



mal saugen sie am Mohn und dann an den Kamillen. Die Welt ist groß, es findet ein jedes sein Schlückchen." — „Es ist denn auch darnach," erwiderte er geringschätzig, „die Bienen und höchstens die Ameisen lasse ich mir gefallen, das andere ist windiges Volk, meinetwegen brauchten sie nicht da zu sein." — „Alles, was lebt, hat seine besondere Art, Vater, wie auch bei den Menschen. Der Schuhmacher kann auch nicht alle Stiefel über einen Leisten machen, wer was Apartes an sich hat, dem muß man es lassen." — „Damit spielst du wohl auf deinen mondgesichtigen Hansen an," entgegnete er ärgerlich, ist etwa der Aparte? Wenn mir ein junger Bursche der sein soll, so muß man zu ihm ein Zutrauen haben und wissen, so es gilt eine Heldenthat auszuführen, ist der der erste, aber so wird der Hansen nimmermehr. Es ist Hopfen und Malz an dem verloren."

Sie wollte sich den festtäglichen Gang nicht verderben, auch war sie von Natur nicht für das Zanken, darum sagte sie, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und strich dabei sanft über die üppig sprossenden Stauden zu ihrer Linken, die sich ihr in den Weg drängten: „Wir werden dieses Jahr schönen Flachs haben, Vater." Wirklich, der Flachs war schön! Wie ein blaues Meer wogte das edle Gewächs, als hätte ein Stück Himmel sich liebend der Erde geneigt, um ihr das wohlthätige kostbare Linnen zu spenden. Da blieben die beiden stehen und sahen sich um. In Korn und Klee gebettet lag hinter ihnen, auf dem erhöhten Rande des Oderbruches erbaut, das alte Dorf Briezen; so weit das Auge reichte, tauchten im Norden und Süden Kirchtürme und rote Dächer aus dem leichtgewellten und wohlbestellten Landstriche auf, vor ihnen aber, zu ihren Füßen gleichsam ausgebreitet, dehnte sich die saft- und kraftstrotzende Mulde des Oderbruches zum Teil aus Wiesen, zum Teil aus Gerstäckern und Rapsfeldern bestehend. Der Wind trug eben den süßen Duft herüber.

Der alte Jochem hob den Kopf, schnüffelte und: „Den ihren Raps riecht man meilenweit" brummte er vor sich hin. — „Aber Vater. der deinige ist auch nicht schlecht. Natürlich, so fett als wie im Oderbruche kann er von Rechts wegen nicht sein, doch ist es ein Raps, der uns ein gutes Stück Geld einbringen wird, und dafür wollen wir Gott danken." — „Wer steht denn dorten unter dem großen Birnbaum?" fragte er, anstatt eine Antwort zu geben, und „meiner Seel, es ist der Hansen," setzte er gleich darauf hinzu.

Auf einem Hügel, mit Gras und Thymian bewachsen, breitete ein mächtiger wilder Birnbaum seine laubreiche Krone. Granitblöcke, wie

sie vor Urzeiten die empörte Meeresflut herangeschwemmt hatte, lagerten halb im Erdreich versunken, mit Moos und Flechten besponnen, und auf einem von ihnen saß der Hans Jochem, dem alten Jochem sein Sohn. Er stützte den Kopf in die Hand, es schien, er blickte in das Oderbruch hinaus, über dem eben langsam die Sonne sank und die sammetgrünen Wiesen mit rotem Lichte umstrahlte. Sehr in Gedanken mußte er wohl sein, denn er vernahm nicht den Schritt der beiden, die doch nicht gerade sachte auftraten, und erst als sie nahe herangekommen waren und der Vater ihn mit einem rauhen: „Schläfst allwedder wie ein Hase mit offenen Augen?“ aufschreckte, fuhr er empor und stand da hoch und schlank in seinem leinenen Kittel, den ihm die Mutter gesponnen und gewebt und den Tau und Tag gebleicht hatten; ja gleich einem Rekruten vor dem Unteroffizier oder gar vor dem gestrengen Herrn Hauptmann, stand da der Hans Jochem und es fehlte nur noch, daß er die Hände an die Hosennaht — denn eine Bise war nicht vorhanden — gelegt hätte, um das Bild vollständig zu machen.



Der alte Jochem maß den jungen mit einem geringschätzigen Blick. „Da wir dich eben hier treffen,“ sagte er gebieterisch, „es wird morgen auf die Brautschau gefahren, es kann sein, du nimmst dich mehr zusammen und wirst alerter, wenn du eine Frau hast.“

Der Hans Jochem sah ganz einfältig drein. „Aber Vater, wozu denn?“ stammelte er endlich; im Herzen mochte er denken: „Wer

einen so rüstigen Vater hat, braucht nicht zu heiraten." — „Nicht etwa," polterte der alte Jochem weiter, „daß ich daran gedenke, mich auf das Altenteil zu setzen, so weit sind wir noch lange nicht, du sollst dich entweder in einen Hof hineinfreien, oder aber es wird für die Mitgift einer erstanden, und ich lege mein Teil dazu, daß ich dich nur los bin und du mir mit deinem Milchgesichte nicht immer zum Tort dastehst." Hans Jochem ließ traurig den Kopf hängen, die Mutter stieß den Vater in die Seite: „So laß ihn doch," sagte sie nicht ohne Ärgerlichkeit, denn wenn sie sonst in allen Stücken nachgiebig war, sobald es sich um den Sohn handelte, ward sie stätsch. „Nein, laß ihn nicht," brauste der alsbald auf, „er mag es wissen und sich darnach einrichten." — „J Vater, ich mag nicht," stammelte der Hans Jochem. „Du wirst erst gar nicht gefragt," rief nun der Alte in flammendem Zorne. „Du setzst dich ein und fahrst mit, das übrige besorge ich," und da, wo er stand, machte er kehrt, ergriff die Frau bei dem Arme und zog sie mit sich. Eine Weile blieb sie folgsam, dann aber erbarmte sie der Junge, wie er so in den Kopf geschlagen unter dem Birnbaum zurückgeblieben war. „Geh du nur immer deines Wegs, Vater," sprach sie, „ich komme dir schon noch nach, ich kann doch das Kind mit seinem Wehleid nicht in der Einsamkeit lassen."

Der Bauer lachte höhnisch. „Ist das auch 'ne Art," schalt er, „von Wehleid zu reden, wo man ihm eine Frau geben will," aber die Mutter war schon unterwegs nach dem Birnbaum, also stapfte er allein weiter und paffte dazu so stark, daß er wie ein Drache sich in eine blaue Wolke hüllte. Hans Jochem saß wieder auf dem Steine und blickte nach Westen. „Hansen, mein Junge," sagte die Mutter, indem sie ihm gelinde die Hand auf die Schulter legte, „warum nur stellst du dich stets so einfältig an, wenn Vater was mit dir vorhat? Er weiß ja gar nicht, wie du eigentlich bist. Glaub mir, wenn er auch rauh mit dir umgeht, er ist doch immer dein Vater und meint es gut. Machst du dir denn reine nichts aus dem Freien, daß du dich vor ihm aufstellst wie ein begossener Pudel und gibst ihm keine andere Antwort als: „J Vater, ich mag nicht." „Mutter, ich habe ja Euch," erwiderte er und schaute mit Zärtlichkeit zu ihr empor, „zudem, es ist mir so was noch nie eingefallen." „Aber es ist doch nett, eine junge Frau zu haben, Hansen, du mußt es dir nur recht vorstellen, und dann, möchtest du nicht auf einen eigenen Hof? Du kannst doch nicht immer den Großknecht spielen und dir sagen lassen, denn du bist der Sohn." — „Mutter, es ist mir schon recht, wenn Ihr mir was sagt, ich mag auch keinen anderen

Hof leiden wie unseren." — „Es hilft alles nichts, Hans, was der Vater will, darein muß das Kind sich schicken. Wir wollen denn nun in das Haus und den Staat in Ordnung bringen, denn in dem leinenen Kittel lasse ich dich nicht auf die Brautschau." Hans Jochem strich sacht über den Ärmel seines Rockes, als wollte er dem damit schön thun. „Du freilich bist mit allem zufrieden," sagte die Mutter und griff ihn bei der Hand, denn sie gedachte ihn gleich mit sich zu nehmen.

Bevor er ging, sah er noch einmal auf das Oderbruch hinaus, über dem jetzt die Sonne gesunken war. Der ganze westliche Himmel prangte in purpurner Glut. Hans Jochem liebte den Platz unter dem alten Birnbaum. Wie der Anblick des Meeres eine Sehnsucht im Herzen erweckt, von der man nicht weiß, ob sie Leid oder Lust bedeutet, so meinte der Hansen, daß diese sammetgrüne Wiesenfläche wie auf schaukelnden Wogen seine Seele an sich zöge und von seines Vaters Hof hinweglocke zu einem aus Wonne und Weh seltsam gemischtem unbekannten Etwas. Doch er mußte jetzt der Mutter folgen.

Lange verweilte er im Stalle bei den Pferden. Da war ein Schwarzbrauner, den er sich mit eigener Hand aufgezogen hatte; denn die Stute war drauf gegangen und das Füllen so schwach, daß sie es abthun wollten. Doch den Hansen erbarmte das elendige Geschöpf, holte sich Rat bei seiner Mutter und saß Tag und Nacht im Stalle, wärmte und tränkte es. Wie es nun rasch zunahm und Kraft bekam, klopfte ihm das Herz vor Freuden, und das Füllen hing an ihm wie ein Hund, und wo es ihn zu sehen bekam, lief es ihm nach. Nie reichte ein anderer Mensch ihm Futter und Trank, denn allein der Hansen. Bei dem stand er nun jetzt und strich ihm die Stirnhaare weg und klopfte ihm sachte den Nacken, das Pferd aber schaute ihn mit den schmachtenden Augen gar liebreich an; da legte er seine beiden Arme ihm um den Hals, und hätte sich der Hansen im Grunde nicht vor dem Schwarzbraunen geschämt, es fehlte nicht viel, und er würde laut hinausgeweint haben. Vor dem Willen des Vaters, das wußte er, gab es keine Rettung, denn es war derselbe allezeit über ihm gewesen wie der Wille Gottes.

Als er aus dem Stalle trat, stand oben, mild und schön und verheißungsvoll, der sanfte Abendstern; seine Strahlen fielen wie ein silbernes Netz auf seinen Weg, und der Hansen erhob die träumerischen Augen zu dem holden Gestirn, als müsse ihm das Trost herniederträufeln, doch es schien, als lächelte der Stern über ihn und über seine Not und er zog ruhig seine erhabene Bahn. Still und in sich gekehrt

kam der Hansen in die Stube, wo eben die Mutter die Milchschüssel auftrug. Knecht und Magd warteten hinter der Thür, stehend, bis dann der alte Jochem aus der Kammer hereinstampfte. Darnach setzten sie sich um den Tisch, tauchten die Blechlöffel ein und aßen in Frieden.

„Es soll morgen das Brachfeld umgerissen werden," sagte der Bauer zu dem Knechte; der nickte stumm und löffelte weiter. „Und wir, Anne Marie," fiel die Bäuerin ein, „wollen morgen die Kohlpflanzen setzen und auch die Runkeln. Du mußt dich dran halten, daß du sie in die Erde bringst." — „Es wird sich schon machen," antwortete das dralle Mädchen, welches sich vor keiner Arbeit scheute. Die alte Wanduhr tickte emsig, als müsse sie eilen, den Sonntag zu seinem Ende zu bringen. Der Hansen allein hatte kein Wort gesprochen.

Der nächste Morgen kam klar über die Wiesen, es lachte die Sonne am blitzblauen Himmel, es lachten unten die Gräser, von denen jedes mit einem funkelnden Tropfen prangte, das ganze Oderbruch lag wie ein Schmuckkästchen, auf allen Rainen flimmerte der Tau. Es dufteten die Blumen, und eine Lerche schwang sich über des alten Jochem Hofe kerzengerade in den Äther hinein. Um Hansens Kammerfenster rankte ein Rosenbusch, der hatte in dieser Nacht eine so große Menge Knospen aufgethan, daß das enge Fensterlein sich wie in einem Kranze versteckte. Der Trompetenruf des Hahnes weckte den jungen Burschen, der, das Antlitz im Arm geborgen, einen unruhigen Schlaf gehabt hatte. Nun nahmen des Tages Last und Lust wieder ihren Anfang, nun hieß es dem, was draußen war, die Stirne bieten, oder auch die Brust, je nachdem. Ach, und es stand ihm heute viel Umheimliches und Schweres bevor. Lieber, viel lieber, als mit dem Vater auf die Brautschau fahren, hätte er sich anstatt seines Braunen in den Pflug gespannt und das Brachfeld umgerissen. Er schüttete den Pferden den Hafer und wusch sich alsdann am Brunnen. Der helle, kräftige Strahl, wie er ihm in den Nacken rieselte, munterte ihn auf; fest biß er die Zähne zusammen. Das, was vor ihm lag, erschien ihm so sauer, daß er nicht in die Stube herein mochte. Hinter dem Grasgarten, in welchem die Obstbäume Frucht ansetzten, rieselte ein Bächlein; an dessen Ufer standen gelbe Weiden, unter deren hangendem Gezweige murmelte geschwätzig das blinkende Wasser. Dort fand die Mutter den Sohn, als sie ausging, ihn zur Morgensuppe zu rufen; trüb starrte er in die rinnende Flut.

„Ist dir nun besser zu Mute?" fragte sie, „der Tag läßt sich



schön an, es preiset die Lerche Gott den Herrn, vom Oderbruch her weht süß der Heuduft.“ Hans Jochem schüttelte den Kopf. Er verstand nicht die Kunst, in Worten mitzuteilen, was er empfand, nämlich, daß er sich am liebsten von den Wellen hätte hinwegtragen lassen, weit, weit, bis dahin, wo kein Mensch ihn mit seiner Brautfahrt zu quälen vermochte, darum schwieg er. „Denk nur immer,“ sprach die Mutter, „daß der Eltern Segen den Kindern Häuser bauet. Wo ein Kind gegen den Willen von Vater und Mutter anrennt, freit wie Esau und macht denen damit eitel Herzeleid, darauf kann nimmermehr Gutes folgen; wo aber das Kind sich schicket, ehret des Vaters Gebot und siehet der Mutter nach den Augen, da läuft alles heilsam ab, es kommen frohe Tage, die Engel im Himmel helfen solchen Leuten säen und ernten.“ Der Hansen trocknete mit dem Rücken der Hand die Augen.

„Es soll mir schon recht sein,“ hob sie abermals an, „wenn du dich auf einen eigenen Hof setzest, denn es wird dann dein Vater zur Einsicht gelangen, daß etwas an dir ist. Halte die Ohren steif, Kind, es wird ja den Kopf nicht kosten, oder meinst du am Ende doch, Hansen?“ Das letzte kam schelmisch heraus, und wie Morgensonnenschein huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. „Ihr habt gut lachen,“ sagte er leise und fast grollend, „Ihr steckt nicht darin!“ — „Doch, doch! Mit darin stecken thue ich. Was einem Kinde widerfährt, trifft die Mutter doppelt und dreifach. Nun, nimm dich zusammen und zünde dem Vater eine Laterne an, damit er sieht, was du bist und was du kannst. Du mußt schon gar nicht so duse zur Thür hereinkommen, das ist dem viel zu bescheiden. Sein Sohn soll einmal nicht gering sein. Rück dir die Mütze hinter das Ohr, die Pfeife in den Mund, aufgestampft und ihm in das Gesicht gequalmt, so wird er Augen machen. Ich weiß doch, daß du kein Hase bist, Hansen, du stellst dich nur timide, dieweil du von Herzen demütig bist.“ — „Wirklich Mutter?“ erwiderte er, und aus seinen träumerischen Augen brach ein Strahl, hell wie Karfunkel. „Du hast eben eine besondere Natur. Schwadronieren und dich aufspielen ist deine Sache nie gewesen, und dein Gemüt ist zudem wie ein rohes Ei, niemand soll daran. Darum nimm die Schrödern nicht, Hansen! Sie trägt dir einen Sack mit Korn auf dem Rücken, und sticht sich zur Not ihr Schwein mit eigener Hand ab, aber das ist nichts für dich. Ein fein, geschickt Mädchen mußt du haben, die doch tüchtig ist und zu regieren versteht. Es wird dir mit der Zeit schon lieb werden, wenn du die um dich hast.“ — „O Mutter, es ist mir alles gleich,“ brach es aus ihm heraus, aber sie that, als hätte sie es



nicht gehört, und er folgte ihr in das Haus. Eine Weile später zog der Knecht die Pferde aus dem Stalle und schirrte an. Der alte Jochem trat breitspurig aus der Hausthür und paffte aus einer Meerschaumpfeife mit silbernem Beschlag, hinter ihm kam der Hansen, welcher ihn überragte. Geschäftig schob sich die Mutter nebenher. Wie sie von der Seite, verstohlen fast, nach dem Sohn blickte, erschrak sie ob seiner Schöne. Lang und schlank wie ein Rohr, licht und rein wie ein Edelstein, erschien er mit seinem zarten Antlitz, das die Sonne sich gescheut hatte, zu verbrennen; das blonde Kraushaar umrahmte lieblich die edlen Züge. Gar fein standen dazu der dunkelblaue Tuchrock und die rote Weste, sowie die hohen, blanken Stiefel. „Halt noch ein bißchen," sagte die Mutter und steckte ihm ein Rosmarinzweiglein in das Knopfloch; zwar wollte er sie abwehren, doch sie litt es nicht. „Weißt du nicht," mahnte sie, „wie in der Christnacht alle Wasser Wein werden, so alle Bäume Rosmarein, und es geht keiner glücklich auf die Freit ohne das," so mußte er sie gewähren lassen. Was den alten Jochem betraf, der fragte nicht viel nach dergleichen.



Hans Jochem mußte sich, was er nicht gerne that, neben seinen Vater setzen, der Knecht reichte die Zügel hinauf, der Morgenwind wehte, und die Hähne krähten, so fuhren sie miteinander, während die Mutter die Hand über die Augen gelegt ihnen nachsah. „Herrgott im Himmel," seufzte sie, „segne du diese Brautfahrt"! und

begab sich an ihre Arbeit, die sie wie immer still und stät verrichtete. Zwischen Hans Jochem und seinem Vater ward nicht viel geredet; zuweilen deutete der Alte mit dem Peitschenstiel nach rechts oder links, und: „dorten haben sie lodderig gesät" und „das heiße ich einmal schlecht geackert," schalt er. Dennoch lag das Land rings in der Runde wie ein Fruchtkorb anmutig von Fließen durchrauscht, welche der Oder zuströmten, Saft und Kraft schwellten jeden Halm. Sie fuhren auf einem Feldwege, an beiden Seiten Korn, nichts als Korn, in dem der rote Mohn flammte. Darnach kam ein Kleefeld, auf dem noch die Tauperlen zitterten, dann eine Wiese bunt von Lichtnelken, Schaumkraut und Kuckucksblumen. „Da ist auch mehr Unkraut als Gras darinnen," brummte der alte Jochem. Nun gelangten sie wieder in eine Dorfstraße, von Pappeln eingefriedigt; ein Teich zeigte sich, auf dem schnatterten und tauchten Gänse und Enten mit ihrer Brut. Ein kleiner Junge patschte barfuß am Ufer einher, hielt eine mächtige Peitsche und machte ein Gesicht wie ein Feldherr. „Der läßt sich von keinem Kollerhahn in die Flucht schlagen," sagte der alte Jochem, denn das war dem Hans Jochem allerdings passiert, als er so groß war, wie der Junge, und der alte Jochem konnte es nicht vergessen, so sehr hatte es ihn geärgert. Hans Jochem senkte errötend das Haupt.

Am Eingange des Dorfes stand ein Backofen, rund wie ein riesiger Maulwurfshaufen, dann folgte eine Hecke von schottischem Dorn, darnach Gehöft an Gehöft bis Jürgen Mechler seinem; vor dessen Thore hielt eben ein Austwagen, vollauf mit Heu bepackt, und konnte nicht rück- noch vorwärts, denn eine Kuhherde drängte sich dazwischen, und sie mußten warten, bis das Vieh, dem sie doch nicht in die Weichen fahren konnten, vorüber war. Auch der alte Jochem mußte warten, und sie hatten den Austwagen vor sich, daß sie ihn recht betrachten konnten. Obenauf saßen zwei Mädchen, drall und frisch wie Augustäpfel. Sie lachten und schwatzten und hielten ihre Sicheln noch in den Händen. Beide hatten gar schöne rote Backen und glatt gescheiteltes Haar, gelb wie Butterblumen, und gesund und lustig waren sie außerdem. Der alte Jochem stieß den Sohn in die Seite. „Das seind sie," raunte er ihm zu, „und sie gefallen mir, meiner Seel', sie gefallen mir. Zwei Stettiner an einem Zweig," aber Hans Jochem wendete unwillig das Gesicht weg. Jetzt wurden die Mädchen ihn gewahr, kicherten und trieben ihren Knecht an, daß er sie hereinschaffte. Wie ein Bild verschwand der Austwagen hinter dem Thorwege.

Jürgen Mechler war durch den Peitschenknall an das Fenster



gelockt worden; als er die Nachbarn gewahrte, kam er alsbald heraus und bot ihnen den Willkommen, lud auch zum Dableiben und Essen ein, was der alte Jochem ohne Widerrede annahm, denn nicht ungerne setzte er sich an einen Tisch, auf dem die vollen Schüsseln dampften. Doch bevor die Frau, welche in der Küche hantierte, auftrug, patrouillierten die beiden das Gehöft ab; der alte Jochem sah überall scharf hin, und es gefiel ihm manches nicht, was er sah. Den Kühen, welche eben am Trog standen, staken die Hüftknochen heraus, und die Pferde waren rauh im Haar; eine Magd, abgerissen und mit einem Zottelkopfe, warf eben den Hühnern Futter vor, kein Scheuergesäme, sondern reinen Roggen. Das konnten sie im



Oderbruch thun, jedoch nicht hier, nicht bei echten märkischen Bauersleuten, die jedes Korn als eine Gabe Gottes achten. Der alte Jochem runzelte die Stirn. Hans Jochem, welcher die Pferde ausgespannt und versehen hatte, schlich sich in den Grasgarten, am liebsten hätte er sich hinter der Hecke, welche denselben von dem freien Felde schied, verkrochen, doch das durfte nicht sein, so stellte er sich, als betrachtete er die Bäume, an denen das Harz ausgelaufen war, auch schien es ihm, der stets mit Lust Gärtnerei getrieben hatte, als ob hier schlecht geraupt worden wäre, allenthalben zeigte sich der Schaden. Indem flog ihm etwas empfindlich gegen die Nase, und obwohl es nur ein Distelkopf war, der ihn getroffen, es schmerzte; dem ersten Wurf folgte alsbald ein zweiter und dritter, darnach ein

Gekicher, das kam von der Hecke, und Hans Jochem traute sich doch nicht, hinüber zu schauen. Nun, wo der Bursche timide ist, werden die Mädchen dreist. Hinter der Hecke tauchten zwei runde, frischrote Angesichter auf, die lachten, was sie konnten. „Hans Jochem,“ sagte Jürgen Mechlers Jüngste, „was studierst du dorten an unserm alten Pflaumenbaum?“ „Daß er nicht gut abgewartet ist,“ erwiderte Hans Jochem ehrlich und halb verwirrt. „Hans Jochem, du bist aber ein Grober! Hans Jochem, willst du noch mehr Distelköpfe?“ Also hielten sie ihn zum besten und bombardierten nach ihm, daß er sich nicht zu lassen wußte, und wollte sich doch nicht die Hände vor das Gesicht halten. Das Blut schoß ihm heiß zum Herzen, denn so fremden Leuten zur Kurzweil zu dienen, und noch dazu mit Distelköpfen, das gefiel ihm nicht. Zum Glück rief die Mutter vom Haus her; das Essen war aufgetragen.

Der alte Jochem ließ es sich schmecken, doch dachte er bei sich: „Hier wird wacker aufgetischt, und sie konnten doch nicht wissen, daß sie Gäste haben würden, nun verwundert es mich nicht mehr, daß dem Vieh die Knochen herausstehen. Wo es alle Tage Gesottenes und Gebratenes gibt, währt es nicht lange, und Schmalhans wird Küchenmeister. Es will mir auch scheinen, als ob es mit Jürgen Mechler rückwärts ginge, und wo es so steht, soll mein Hans Jochem nicht hinein.“ Also hub er über Tische davon an, „es wäre ihm um einen feinwolligen Schafbock zu thun, und er sei heute von Haus gefahren, um ihn zu suchen.“ Zum Glück hatte der Hans Jochem das Rosmarinzweiglein verloren, das würde sonst zum Verräter geworden sein. „Wenn Ihr den sucht, damit kann ich nicht dienen,“ erwiderte Jürgen Mechler, der munter dreinschaute wie zwei Stettiner auf einmal, „da müßt Ihr weiter zu Werpkes am Bruch, die bilden sich etwas ein mit ihren Schafen. Nun, ich weiß die Zeit, wo wir Haidschnucken gehen ließen, und haben doch verkauft. Anjetzo ist keiner klug genug.“ — „Bleib du nur dahinten,“ dachte Hans Jochem, „ich hab' deine Schafe gesehen, ich weiß, was die für eine Wull haben.“ Er machte eine geringschätzige Miene. Die Mädchen hatten unterdessen dem Hans Jochem allerhand Zeug auf den Teller gelegt, daß der sich vor Verlegenheit nicht zu helfen wußte. Da seine Mutter eine gesetzte Frau war, welche die Mägde zum Stillesein anhielt, kam ihm das alles wild und kindisch vor, verlangte von Herzen, er möchte draußen sein, und der Wunsch ward ihm denn auch bald genug erfüllt; denn sie hatten kaum abgegessen, als der alte Jochem sagte: „Es thut mir leid, Nachbar, daß Ihr keinen solchen Schafbock habt, wie ich ihn brauche. Wenn Ihr einmal durch Briezen

kommt, so fahrt uns nicht vorbei, damit wir Euch aufwarten können, obschon es bei uns nicht so hoch hergeht, wie bei Euch." Hans Jochem hatte unterdessen die Pferde angeschirrt, er knallte laut mit der Peitsche, und der Alte stapfte hinaus. Jürgen Mechler, seine Frau und die Mädchen standen unter der Thür und lachten ihnen nach: es waren lustige Leute, die alles auf die leichte Achsel nahmen.

Der alte Jochem redete lange kein Wort, endlich sagte er: „So muß man es nicht machen," und nach einer Pause setzte er hinzu: „Nanu zu Werpkes, dem seine haben auch rote Backen, und man hat die Auswahl." „Es sind ihrer wohl viele?" fragte Hans Jochem zaghaft. „An die sieben Stück mögen es wohl sein," antwortete der Vater, „die Älteste und die Jüngste nehmen wir nicht, es wird sich schon mittenein etwas finden."

Michel Werpkes Hof, den man eher ein Gut heißen mußte, besaß prachtvollen Weizboden, von dem ein Teil bereits dem Oderbruch angehörte. Alles hatte hier ein stattliches Ansehen; Haus und Scheunen, fest aus Stein aufgeführt, zeugten von dem Wohlstande des Besitzers und gefielen dem alten Jochem ganz ausnehmend. „Da ist gut geackert und gut gesäet," meinte er, auf ein Weizenfeld deutend, das bis dicht an die Hofmauer stieß und selbst wie eine Mauer stand; und als sie in das Thor bogen: „Da ist Zug drinnen, ganz anders wie bei Mechlers, jedes Ding an seinem Orte und die Dunggrube gehalten wie ein Goldkasten." Michel Werpke, ein Mann, der sich heraufgearbeitet hatte, fanden sie in einem Baumgarten, allwo er auf das schlafende Auge okulierte. Auf seinem festen braunen, wie aus Bronce gegossenen Gesichte waren viele Furchen und Falten. Eines langen erfolgreichen Lebens Denken und Mühen stand mit deutlicher Schrift auf seiner Stirn geschrieben. Er trug noch den altmärkischen Kittel von blauem Leinen, den auch Hans Jochem liebte, weil man sich nicht scheuen durfte, darin etwas anzugreifen.

Dem alten Jochem war mittlerweile durch den Anblick des Weizackers und des ganzen gedeihlichen Wesens, das sich an allen Ecken und Enden kundgab, das Herz aufgegangen; er besann sich nicht lange, sondern trat rasch auf Werpken zu: „Immer frisch von der Leber weg, Nachbar," hub er an, indem er ihm die Hand reichte, „ich und meine Frau halten es an der Zeit, daß unser Hans Jochem sich nach einer Frau umthut, und da wollten wir Euch nicht vorbeigehen. Wenn es Euch recht ist, bereden wir die Sache miteinander." Michel Werpke rückte, ohne das Bäumchen, an welchem er hantierte, fahren zu lassen, seine Hornbrille zurecht, und betrachtete



sich den Hansen von oben bis unten mit einem Kennerblicke. „Ist alleweile noch ein bißchen grün," antwortete er trocken. „Aber gescheit," entgegnete der alte Jochem, der auch dachte: „Jeder Jud, was der an den Mann, oder je nachdem, an die Frau bringen will, lobt seine Ware," — „er geht nicht in das Wirtshaus," fuhr der alte Jochem fort, „und versteht seine Sachen. Auch ist er das einzigste Kind, und wenn ich gleich meinen Hof behalte, es wird ihm an nichts fehlen." „'s gibt aber ein ungleiches Gespann," erwiderte



Michel Werpke gelassen, „doch mögt Ihr sie Euch ansehen." Er wendete sich dem Hause zu und rief mit Gewalt: „Die Anne-Liese soll zu mir in den Baumgarten kommen." Als sie die Stimme vernahmen, gab es auf dem Hofe alsbald eine Bewegung, und währte nicht lange, so kam ein Mädchen daher, schlicht und recht, doch schien sie nicht mehr jung zu sein. Da sie nahe heran war, sahen die beiden Jochems, daß sie ein Leaangesicht hatte, nämlich eines, wo alles verkehrt zu stehen scheint, und ist, als hätte — was freilich nicht der Fall ist — der Schöpfer dabei einen Mißgriff gethan, oder die Mutter sich auf eine besondere Weise versehen. Eine Mischung von Traurigkeit und Demut lagerte wie ein Schatten auf diesem armen Gesichte. Voller Verlegenheit stand sie vor den Männern und griff, da sie sich sonst nicht zu helfen wußte, nach dem Schürzenzipfel. „Na?" sagte der Vater, und seine klaren Augen ruhten herausfordernd auf dem alten Jochem und seinem Sohne.





Der Hansen hatte seine Wimpern gesenkt, tief, sehr tief, der alte Jochem räusperte sich, und das stark. „Wollt Ihr sie, oder wollt Ihr sie nicht?“ fragte Michel Werpke kurz, doch der alte Jochem war nicht so leicht unterzukriegen. „Gleich und gleich gesellt sich gern, Nachbar,“ entgegnete er fest, „mein Sohn ist jung, gebt ihm eine von Euren jungen, so hat es einen guten Klang.“ — „Marsch hinein mit dir, Anne-Liese,“ befahl der Vater dem Mädchen, das seinerseits den Hansen mit einem halb scheuen, halb innigen Blick gemustert hatte. Sie gehorchte sogleich, und während sie ging, bückte sie sich, um einige Unkräuter auszuraufen, welche dem Boden, der so viele Bäumchen nähren mußte, die Kraft entzogen. Michel Werpke hantierte an seinem Wildling.

„Warum muß es just die Älteste sein?“ sagte jetzt der alte Jochem in begütigendem Tone, „und Ihr habt Mädchen wie ein Herr Pastor.“ — „Es gibt ein altes Sprichwort,“ antwortete Michel Werpke, „nämlich ‚mang musen laaße ich mir nicht‘, und das ist gut und gilt auch für mich. Daß Ihr es nur wißt, bevor meine Anne-Liese nicht an den Mann gebracht ist, leide ich keinen Freier im Hause.“ — „Gibt es darin keine Änderung?“ fragte der alte Jochem. „Sie ist ein braves Kind,“ erwiderte Michel Werpke, „sie verdient, daß der Vater sich ihrer annimmt. Ich gebe ihr mehr wie ihren Schwestern,“ fuhr er nach einer Pause fort, „zum ersten ist sie die Älteste, zum zweiten, sie hat das Unglück mit dem Gesicht. Wenn einer nur erst so weit ist, daß er sie genommen hat, er wird hernachen zufrieden sein, und keine andere mehr mögen.“ Der alte Jochem schüttelte den Kopf, er dachte an die Katze im Sack, und daß seine Frau vor dem Gesicht einen Schrecken bekommen würde. „Vielleicht, daß Ihr Euch noch besinnt,“ hub er bedächtig wieder an, „es sollte mir lieb sein, und Ihr wißt, wo Ihr den alten Jochem zu finden habt.“ — „Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt,“ erwiderte Michel Werpke. „Na, dann wollen wir man wieder gehen,“ wendete sich der alte Jochem zu seinem Sohne, „nichts für ungut, Nachbar, es läßt sich aber auf diese Art nicht machen. Adjes Werpke.“ „Adjes Jochem.“

Vater und Sohn schritten einer hinter dem andern quer über den geräumigen Hof; nahe bei dem Hühnerställchen stand die Anne-Liese vor dem Futtertrog und schüttete aus einem Hafen, den sie im Arm trug, dem Federvieh vor; das war um sie her wie eine Wolke, ruckste, gluckte, schnatterte und gackerte, einige Tauben, die ihr auf der Schulter saßen, pickten und schlugen mit den Flügeln, der Hund, zur Hälfte aus der Hütte vorgestreckt, schaute wohlgefällig zu, es

schien, alles, was lebte, mochte die Anne-Liese leiden. So hatte sie doch auch ihre Freude auf der Welt. „Nicht in das Bruch hinunter," kommandierte der alte Jochem, als sie im Wagen saßen, „wir wollen jetzt zu dem Schulzen Schröder nach Bliesdorf, er hat zwar nur eine, doch sie gilt für zweie." Es war dem Hansen zu Mute, als sei er soeben einer großen Gefahr entschlüpft und solle nun aus dem Regen unter die Traufe kommen, er seufzte heimlich. Sie fuhren durch blühende Kleefelder an goldwogendem Raps vorüber und gelangten endlich in ein großes Kirchdorf. Die Häuser hatten alle Ziegeldächer; steinerne Mauern, auf denen das Hauslaub grünte, friedigten die Gehöfte ein. Vor dem Dorfe auf einer mächtigen dreischürigen Wiese waren die Männer bei der Heuernte, das Mühlrad unter den alten Weiden rauschte, man hörte das Juchheien einer Rotte weißköpfiger Kinder. „Wenn sie hier auch nicht so im Vollen sitzen wie Michel Werpke," meinte der alte Jochem, „es ist doch Gedeihen in Haus und Hof, Schröder zumal gilt als der Reichste. Nimm dich zusammen, Hans Jochem, und gib dir vor dem Mädchen ein Ansehen, denn die ist einmal so, die nimmt keine Schlafmütze." Der Schulzenhof lag in der Mitte des Dorfes, vor ihm befand sich ein freier Platz, auf dem stand eine Linde. Daß es mittlerweile Vesperzeit geworden war, spürte der alte Jochem an seinem Magen, denn der hing windschief. In dem Dorfe herrschte eine ungemeine Stille, alles was Beine hatte, mußte wohl auf den Wiesen sein; wo es um Heu geht, ist stets Eile, doch kam ein Junge aus dem Hofthor, dem gaben sie die Pferde zu halten. Als sie in die Hausflur traten, vernahmen sie von der Küche her ein eigenes Geräusch. Das ging immer klitsch, klatsch, klitsch, klatsch, und dazwischen noch so ein dumpfes Etwas, das sich beinahe unheimlich anhörte. Der alte Jochem, der immer mehr für Zusehen als für Horchen war, stieß rasch die Thür auf; er wollte doch wissen, was der Spektakel bedeute, und da war Schröders Triene, ein Mädchen fast so groß wie der Hansen, aber mächtig von Schultern und Gliedern, so eine Hünengestalt, von der man glauben möchte, daß sie einem untergegangenen Riesengeschlechte entstamme. Vor ihr, wie's Küchlein vor dem Habicht, duckte sich, das Gesicht in den Händen verborgen, eine Magd, trotzdem erhielt sie eben die schönsten Ohrfeigen und schluchzte erbärmlich zu dem klitsch, klatsch, das in der Küche wiederhallte. Auf dem Tische stand ein Honigtopf, von dem der Deckel abgehoben war. „Du bist ja schlimmer als der Kater, du schleckiges Ding du," schalt die Triene, „wenn der sich vor Gott und Menschen nicht scheut und greift zu, wo er's findet, so denkt man, es ist ein Vieh, er versteht

es nicht besser, aber du, du, da hast du noch eine, daß du dir's nur merkst, daß es nur feste sitzt, du schlechte Dirne du!" So sehr hatte sie sich in den Eifer hineingeredet und geohrfeigt, daß sie das Öffnen der Thür überhörte, die Magd aber schrie laut auf und rutschte dem alten Jochem unter dem Arme durch. Nun ward auch Triene Schröder die Ankommenden gewahr, strich sich das Haar aus dem hochroten Gesicht und sagte lachend: „Der hab ich's ordentlich heimgezahlt, es glaubt's keiner, was man heutzutage für Not mit dem Gesinde hat." — „Hier wird gar ein gutes Regiment geführt," sagte der alte Jochem, während dem Hansen fast ein Gruseln ankam. „Wir waren im Heu," erklärte die Triene, „und die naschmaulige Dirne sollte uns die Vesper herrichten, doch ich bin ihr schon lange auf der Lauer, schleiche hinten herum und gucke durch das Küchenfenster, da sitzt sie mit den Fingern im Honigtopfe. Na, wofür ist denn meine Mutter tot, und ich versehe dem Vater das Haus, wenn ich die nicht wollte auszahlen, nicht?" Der alte Jochem sah auf die prächtige Gestalt, auf die muskulösen Arme, welche der kurze weiße Hemdsärmel frei ließ, auf das blühende Antlitz und die dicken schwarzen Zöpfe; freilich verliehen die zusammengewachsenen Brauen, sowie die männlichen Züge dem Gesicht etwas Strenges, dennoch gefiel Triene Schröder ihm ganz ausnehmend. „So eine kann der Hansen gerade brauchen," dachte er, „was er nicht kann, das wird sie können. Ich wollte wohl einmal mit dem



Vater sprechen," sagte er, „seid so gut und schafft ihn mir herein, denn der Tag ist nicht mehr lang, und unsere Pferde haben das Ihrige gethan." — „Wenn Ihr mich sprecht, das ist gerade das Nämliche," antwortete sie, indem sie dem Honigtopfe seinen Deckel aufpaßte, „er thut doch nichts ohne mir." — „So?" erwiderte der alte Jochem in scherzhaftem Tone, „dann hat das wohl auch seine Richtigkeit, daß Ihr einen Sack mit Korn auf dem Rücken tragt, besser als ein Großknecht?" — „Dorten steht gerade einer hinter der Thür," antwortete sie, „und ist uns im Wege, denn er soll auf die Mühle, schaut her," und damit war sie schon auf der Hausflur, neigte sich tief, griff mit den Armen hinter sich, und huckte sich die Last auf, wohl bog sich und schwankte ihre Hünengestalt, doch ließ sie nicht nach, erhob sich wieder, keck und stolz trug sie die gewaltige Last und setzte sie erst draußen vor dem Hause ab, holte tief Odem und lachte. „Bravo," sagte der alte Jochem, „das ist forsch, das gefällt mir, ich muß doch mit dem Vater reden, denn es pressiert." — „Laßt es nur gut sein," sprach sie und zeigte dabei ihre weißen Zähne, „den da," und sie deutete auf Hans Jochem, der sich am liebsten in die Erde verkrochen hätte, „nehme ich doch nicht, er ist mir zu timide, und zudem sieht er aus wie der Mond. Was mein Mann wird, der muß zwei Säcke mit Korn auf dem Rücken tragen, und wenn er es spürt, ist er mir doch zu schlecht."

„Das soll wohl heißen, daß Ihr so einen schon in Bereitschaft habt," entgegnete der alte Jochem erbost, denn er hatte nun schon den Tag daran gegeben und doch nichts erreicht, auch hätte er sie gerne zur Schwiegertochter gehabt, dieweil er das Starke liebte. „Kann wohl sein," beantwortete Triene ganz ohne Rückhalt diese verfängliche Frage, „auch geht das keinen was an, sollte ich meinen. Dessentwegen brauchtet Ihr nicht nach Bliesdorf zu kommen, noch dazu in der Heuernte." Der alte Jochem ließ sie stehen, wo sie stand, er war ganz voll Zorn und erkletterte pustend seinen Wagen. „Das liegt alles an dir," so zankte er, da sie sich wieder draußen befanden, auf den Hans Jochem ein, „es hat eine schon genug, wenn sie dein Milchgesicht nur zu sehen bekommt. Anjetzo haben wir für heute nur noch eine, wo ich dich aber nicht mitnehme, denn wenn du dabei bist, verdirbst du mir die Sachen. Wir fahren bis wo die Niederung anhebt, alsdann steigst du ab, und gehst in das Bruch hinunter nach Neu-Lebbin, wo ein Schwarzbrauner steht, der paßt zu unserm. Den lässest du dir vorführen und behandelst ihn, schließest aber nicht ab, denn ich will selbst nachsehen, es ist dann doch die Fuhre und die Versäumnis nicht umsonst gewesen." Hans Jochem



empfing den Auftrag mit Vergnügen. „Nur los," so dachte er, „von der Brautfahrt, nur nicht mehr diesen apfelgesichtigen Dirnen vor die Augen gestellt werden." Er zog hastig die Zügel an, schwang sich hinunter, und nachdem er dem alten Jochen ein schüchternes „Adjes auch Vater!" zugerufen hatte, schlug er die Richtung nach dem Oderbruche ein.

Der alte Jochem faßte seine Pfeife mit den Zähnen und trieb die Pferde an. Er hatte wirklich für heute nur noch „eine" in petto; wurde es mit der auch nichts, so mußte er morgen weiter in das Land hinein, ein rechter Bauer aber freit nicht gern in die Fremde. — Hans Jochem ging nun allein unter wilden Blumen. Noch stand die Sonne hoch, ein sanfter Glanz lagerte nachmittaglich auf nah und fern, er hörte die Grillen im Grase zirpen, der Frühlingsgesang der Lerche begrüßte wieder sein feingestimmtes Ohr. Es ward ihm stets so wohlig allein in der freien Einsamkeit; alles was er dort sah, redete zu ihm in einer geheimen, wunderbaren Sprache. Er kannte diese feinen blühenden Gräser, diese zart gefiederten Kräuter. Die Schmetterlinge, die Schlitterbolde und die Seejungfern, die Heuhüpferchen und die Käfer, deren Flügeldecken in metallischem Glanze schimmerten, die Würmchen selbst an der Steinwand waren gute Bekannte, mit denen er als Kind manche sonnige Stunde verspielt hatte. Jede Blume am Rain galt ihm als eine Freundin, die mit liebreichem Auge zu ihm aufschaute. Wie dem getreuen Heinrich im Märchen sieben Reifen von seinem Herzen springen, da er seinen Herrn erlöst weiß, also sprangen dem Hans Jochem die Reifen von der eigenen Brust, als er von seiner Brautfahrt erlöset war und sich gleichsam wieder unter des lieben Gottes Augen befand. Gewiß, er hatte von Kindesbeinen an seine eigene Art gehabt, doch wer wollte sagen, daß es eine schlechte Art gewesen sei? Wäre er unter vornehmen Leuten zur Welt gekommen, er würde Bücher geschrieben oder Bilder gemalt oder neue Lieder gemacht haben, und was es sonst noch der Künste mehr gibt; da er aber nur ein Bauersohn geworden war, lebte er still für sich, und was er eigentlich vorstellte, wußte keiner, die Mutter ausgenommen, denn diese beiden waren wie zwei Stämme von einer Wurzel, wie zwei Flammen auf einem Herd.

Jetzt nun kam über ihn die gewohnte halb süße, halb wehleidige Träumerei. So, wie er sie in diesem Augenblick sah, erschien ihm die Welt schön, so auf der Grenze zwischen Frühling und Sommer, wo die Fußtapfen des ersteren noch nicht verwischt, noch nicht alle Blütenblätter verweht sind, und die Nachtigall noch nicht verstummt



ist. Nicht lange währte es, und er erreichte das Oderbruch, sanft neigte sich das Land, über welches ein frischer Sammetteppich gebreitet schien. Zahlreiche Rinnsale, von Weiden eingefriedigt, zeugten davon, daß das Wasser, obwohl unterworfen, immer noch den alten Kampf um die Oberherrschaft fortführte. Von blühenden Winden umwickelt wucherte das Buschwerk, und wo Kühe weideten, die gingen bis zum Leibe hinauf im Gras. Es kamen auch prächtige Gersten-, Rüben- und Rapsfelder, eins immer üppiger als das andere, und der Hansen schritt dahin, von Lust und Leid wunderbar umfangen. Unter seinem Fußtritt zitterte elastisch der Boden. Schräg senkten die Sonnenstrahlen sich nieder, als wollten sie Himmel und Erde mit silberner Brücke verbinden. Die Fruchtfelder hatten schon lange ein Ende genommen, um ihn her, soweit das Auge reichte, Wiesen, nichts als Wiesen, das war wieder das grüne Meer, nach dem er so oft von dem Birnbaum aus geschaut, jetzt befand er sich mitten darin, jetzt schaukelten ihn diese Graswogen weiter, und weiter, — wohin? Ja, darauf wußte der Hansen keine Antwort zu geben. Ihm zur Rechten und Linken standen Heuhaufen gesetzt, ein würziger Duft erfüllte die Luft, er kam an eine Stelle, da lag das Gras noch in Schwaden, ganz hinten sah er die Mäher, wie sie rüstig darauf losschafften. Plötzlich drang ein Gesang an sein Ohr, daß er verwundert aufschaute: „Und es ist doch die Lerche — Ein gar fein Vögelein — Denn sie singet dem Herrgott — Zum Fenster hinein! — Wo die Sonne sich brüstet — Die güldene Frau — Stolzieret das Vöglein — Auf himmlischer Au! — Ja es ist doch die Lerche“ — — Hier verstummte der Gesang, denn der Hansen, als er wie von einem Zauberstabe berührt stehen blieb, hatte eine Schwenkung gemacht und die Sängerin aufgeschreckt. Dicht vor sich, nur durch ein langsam rinnendes Wässerchen, an dem Vergißmeinnicht wuchsen, von ihm getrennt, stand ein Mädchen, die trug noch die alte Tracht der Oderbrücherinnen, welche aus einem kurzen roten Friesrock mit gelben Rande, sowie aus einem dunkelfarbigen, blumigen Leibchen bestand. Blütenweiß zeigten sich die bis zum Ellenbogen reichenden Hemdsärmel, sowie der Brustlatz nebst getolltem Kragen. Dazu eine blaugeblümte Schürze, eine Handbreit länger als der Rock, und von dem nämlichen Stoffe ein Kopftuch, weiße Zwickelstrümpfe und silberne Ohrgehänge.

Sie war frisch wie eine Maienrose, die schwarzen Augen unter dem Kopftuche blickten zugleich sittsam und schelmisch. Alle Lieblichkeit der Erde — so erschien es dem Hansen — war in ihrem Gesichte vereinigt. Ein wenig scheu, wie von einer süßen Bestürzung

ergriffen, schaute sie auf den Hansen, der stand hoch und schlank im rötlichen Licht der sich senkenden Sonne, sah aus wie ein Bauer und doch war etwas darüber Hinausgewachsenes an ihm, gleichviel welchen Rock er trug, man würde es an ihm bemerkt haben, denn es ist ein Unterschied zwischen Mensch und Mensch, der hängt nicht am Kleide, den verdeckt keine Uniform, das ist das Wesen, das ist: die Art, das ist wes Geistes Kind jemand ist. Der Hansen nun war einer frommen Mutter guter Sohn und hatte zudem seine Eigenheit, und wie er so plötzlich ihr erschien, gerade wie in alter Zeit die Engel erschienen sein mögen, in der Wüste, auf dem Meere oder auch auf weiten grünen Wiesen, wo Stille sie lockte und sie Raum hatten, die Schwingen zu breiten, erschütterte dieses frische, kernige Mädchen gewaltsam, sie vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern schaute ihn nur an, tief erschrocken, als wollte sie sagen: „Wer bist du, von welchem Stern bist du gefallen?"



Sie hielt noch den Rechen, mit dem sie das Gras gewendet hatte, und dazu lustig gesungen, wer singt nicht gerne, der im Heu ist? Aber der Hansen mußte nun doch auch etwas sagen! Daß er nicht schweigend an ihr vorüber durfte, wie der Wanderer an der Blume auf dem Rain, verstand sich von selbst, das wäre ja gegen die Natur gewesen. „Warum schaffst du hier so für dich?" brachte er endlich mühsam hervor, „du kannst ja doch die Arbeit nicht allein zwingen." Nun schlug sie ihre Augen nieder, diese sanften und doch

so leuchtenden schwarzen Augen. „Ganz und gar erschreckliche Augen," hatte Hans Jochem von ihnen gedacht. „Wenn man im Dienst ist," erwiderte sie, fragt keiner darnach, ob man kann oder nicht, das Gras muß gewendet werden, dazu nehmen sie dann die Kleinmagd." Es gab dem Hansen einen Stich in die Brust, daß sie so arm und niedrig in der Welt sein sollte, wahrscheinlich nur eines Büdners Tochter, obwohl sie ihm darum nicht minder kostbar und schön erschien, ja es war, als ob sein Herz, von zärtlichem Mitleid ergriffen, sich dieserhalb nur um so heftiger gegen sie bewegte. „Du bist wohl aus Lebbin?" fragte er weiter. „Bei Komorowskys," antwortete sie rasch. „Das trifft sich apart," rief er, „gerade zu denen will ich, um ein Pferd zu behandeln, das soll zu meinem Schwarzbraunen passen." „Und wo bist denn du her?" „Aus Briezen, dem alten Jochem sein Sohn," setzte er errötend hinzu. „Und ich bin Lotte Riedel, wer mich aber gut kennt, ruft mich Lottchen. Wie rufen sie denn dich?" — „Hans Jochem, meine Mutter sagt auch Hansen." — „Hans Jochem," wiederholte sie leise bei sich, und unter den schwarzen Wimpern weg schaute sie heimlich und listig nach ihm, nach dem zarten, träumerischen und doch verständigen Gesicht, wie sie solches bisher nimmer gesehen hatte, und dann lachte sie laut und herzlich. „Hans Jochem, wie närrisch das klingt!" sagte sie. „Gefällt dir der Name nicht?" entgegnete er fast traurig, „es muß doch wohl der richtige sein, denn man bekommt ihn in der Taufe, und wenn es nicht der richtige wäre, hätte der liebe Gott ihn nicht angenommen." „Du bist wohl fromm?" fragte Lottchen. „Meine Mutter meint ja, ich bin's; was mich betrifft, ausprobiert hab ich's noch nicht." „Wobei kann man das ausprobieren?" — „Je nachdem, wie es kommt, im Kriege oder wo es sonst eine Not gibt." — „Bist du denn schon Soldat gewesen?" — „Lust hätt' ich wohl gehabt, aber ich war über der Brust zu schmal, da stellten sie mich zurück, das hat meinen Vater arg verdrossen." — „Ist der so sehr für die Soldaten?" — „Nun ja freilich, märkische Bauern sind das immer. Mein Großvater hat sich noch erinnert, wie sie jedem dienstpflichtigen Bauernsohn in der Wiege ein rotes Bändchen um den Hals gebunden haben." „Findest du das nett?" — „Es kommt auf das Bändchen nicht an," erwiderte Hans Jochem, „und auch nicht darauf, ob einer eingekleidet ist oder nicht, es kommt auf den Mann an, der die Sachen trägt." Er sprach mit großem Ernste, als ob er über diese Angelegenheit viel nachgedacht hätte. „Es ist mir nur um den Vater," setzte er nach einer Pause hinzu. „Warum?" fragte Lottchen. „Weil er mich gering achtet. Wer nicht Soldat ist, hat bei dem nichts zu



bedeuten und dann," fast schämte sich Hans Jochem, es auszusprechen, „ich habe noch nie gerauft, und betrunken bin ich auch noch nicht gewesen." Nur mit halb erstickter Stimme brachte er es heraus, und vermochte doch nicht, es zu unterdrücken, Scham und Schmerz, die er, seiner sanften Natur nach, bis dahin schweigend hinuntergewürgt hatte, brachen jetzt mit Gewalt hervor, denn, — er konnte sich vor ihr nicht verbergen. Wie der Kelch der Blume sich öffnet, wenn ihn die Sonne bescheint, lag seine Seele enthüllt vor ihr, und es mußte Charlottchen Riedel dabei gewahr werden, daß es keine schlechte Seele war, die ihr der Hans Jochem hier auf der grünen Wiese offenbarte. Ihre Augen, jetzt voll aufgeschlagen, hingen an seinem beredten Antlitze.

Endlich griff sie, wie aus einem Traume erwachend, nach ihrem Rechen; gewiß, sie durfte die Zeit nicht so verschwatzen. „Wenn's dir recht ist, thue ich ein bißchen mit," sagte Hans Jochem leise und flehend. Sie nickte und wies ihm einen zweiten Rechen, also schafften sie Seite an Seite, wendeten das Heu, daß es an die Sonne kam, um rasch zu trocknen. Es war eine leichte, liebliche Arbeit. Ein sanfter West strich über das Gräsermeer, in rosigem Lichte lag das Bruch. Hans Jochem fühlte sich glücklich wie nie zuvor in seinem Leben. Er hielt inne, stützte sich auf seinen Rechen und betrachtete sie, und sie, wie sie es merkte, lächelte ihn an, ganz holdselig. Da geschah ein Riß in Hans Jochem, und er erkannte, daß sie es war, nach der er sich so unaussprechlich gesehnt hatte, wenn er unter dem alten Birnbaum gestanden und in das Oderbruch hinausgestarrt hatte. Was ihn in diese grüne Ferne, in diese sonnenbeglänzte Einsamkeit, auf dieses mildbewegte Meer hinausgelockt und geladen hatte, hier stand es leibhaftig vor ihm, so schön, so traut, so herzenswarm. Ja nicht umsonst mühte sich das leuchtende Gestirn da oben, Himmel und Erde mit einer silbernen Strahlenbrücke zu verbinden, sie waren ja schon in eins übergegangen, da Hans Jochem und Charlottchen Riedel sich mit Liebe in die Augen schauten!

„Ich habe noch nie solch ein Mädchen gesehen, wie du bist," sagte Hans Jochem nach einer Pause. „So, hast du nicht?" erwiderte sie halb froh und halb bange: „Das will denn auch nicht viel heißen." „O doch, Charlottchen, es will etwas heißen: nämlich, daß nichts umsonst kommt, und ich will es dir nicht verschweigen, daß ich gerade heute auf dich treffe, ist etwas Besonderes, denn schon vom frühen Morgen an bin ich auf meiner Brautfahrt." Wieder lachte sie so laut und herzlich, daß, wenn das Bruch ein Echo gehabt hätte, es darin würde wiedergehallt haben. „Du auf deiner Brautfahrt! Aber

Hans Jochem, wo ist denn dein Gespann, und wo hast du deinen Rosmarin, und wo den alten Jochem, daß er sich mit den Bauern verabredet über die Mitgift?" — „Er hat mich ja weggeschickt," antwortete Hans Jochem kleinlaut, „er sagt, ich verderbe ihm die Sachen, und es ist wahr, wir sind überall herum gewesen, und es hat nirgends was werden wollen, und jedesmal, wenn wir wieder abfuhren, ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, denn das mußt du doch auch wissen, Charlottchen, ich mag gar keine von denen allen."

Sie lachte und lachte. „Hans Jochem, bitte, erzähle mir das ausführlich." Nun, der ließ sich nicht lange bitten, er hatte nur Angst, daß sie ihn gehen heißen würde, darum berichtete er ihr alles haarklein und fing natürlich mit den Mechlers an. „Dein Vater ist ein ganz gescheiter Mann," sagte sie, nachdem er damit fertig war, „es geht bei denen mehr drauf, als sie verantworten können, und die Apfelgesichter von der Karoline und Wilhelmine bringen das nicht wieder ein." Darnach erzählte er von Werpke, sie hörte ihm sehr aufmerksam zu, als er von der Anne-Liese bemerkte: „Es that mir so leid, wie sie nach dem Schürzenzipfel griff und war traurig," rief sie: „Ich glaube wahrhaftig, wenn es noch lange gewährt hätte, du würdest sie ihrem Gesichte zum Trotz genommen haben, aus purem Mitgefühl und gutem Herzen." — „Kann wohl sein," antwortete er, „aber es ist besser so." Die Geschichte bei Schröders machte ihr solchen Spaß, daß sie vor Vergnügen kaum den Rechen zu regieren vermochte. „Hans Jochem, ich kann keinen Sack Korn auf dem Rücken tragen," sagte sie plötzlich ganz treuherzig und schwieg dann und ward rot wie eine Purpurrose. „Das ist auch gar nicht nötig," rief er und griff dabei nach ihrer Hand, „so wie du bist, will ich dich haben, oder den Tod!" Sie war denn doch erschrocken. „Aber Hans Jochem, warum denn?" — „So wie du ist keine." — „Aber Hans Jochem, man freit doch nicht so mit Gewalt." „Ich muß so freien, Charlottchen! Ich bin aufrichtig und ehrlich, und bin noch nie einem Mädchen gut gewesen, darum aber muß ich auch die erste, wo es mir passiert, die muß ich haben." — „Hans Jochem, du übernimmst dich, laß ab von mir, es wird dich noch reuen, denn ich bin gar arm, Hans Jochem, und habe mir noch nicht einmal eine Kommode verdient. Es müßten gerade die Sterne auf mich regnen, wenn ich mir eine Aussteuer kaufen wollte." — „Ich bin auch nicht wie andere," erwiderte er ganz keck und stolz, „mein Lebtag habe ich das müssen mitanhören und Schmach und Herzeleid dafür dulden, nun aber, nun setze ich darauf einen Trumpf.

Eben weil ich nicht bin wie andere, nehme ich dich hier weg von der Wiese, denn du gehörst mir! Der liebe Gott, der in der grünen Einsamkeit wohnt, hat dich mir gegeben!" — „Hans Jochem, was bist du für ein einbildnerischer Mensch! Du thust mich ja brechen wie eine Rose vom Strauch!" „Ja, das thue ich auch," sagte Hans Jochem und küßte sie, ehe sie es sich versah, mit Innigkeit. „Hans Jochem, das darfst du aber durchaus nicht!" — „O doch, dafür bin ich auf meiner Brautfahrt." — „Du kennst mich ja noch gar nicht, du weißt nicht, was an mir ist." — „Ich meine, wenn sich die Leute heiraten, werden sie sich schon kennen lernen, vorher, das ist doch all nichts. Die Mechlern und die Werpke und die Schröder habe ich auch nicht gekannt und mich doch sollen mit ihnen versprechen." „Was wird dein Vater dazu sagen?" — „Der," erwiderte Hans Jochem mit Nachdruck, „hat allzeit so viel auf mich eingeredet, daß er nun auch mal stille sein kann. Er meint immer, ich hätt' keinen Willen, und ich hab's gleichfalls nicht gewußt, daß ich einen habe, Charlottchen, bis auf den heutigen Tag. Nun aber ist der erwacht, bricht durch und reißt nieder wie ein springender Löwe, was sich ihm in den Weg stellt." — „Du wirst doch nichts gegen deinen Vater thun? Da wärst du ja kein Frommer, und das willst du doch gerne sein, Hans Jochem!" — „Thun will ich meinen Vater nichts, aber wenn er uns nicht zusammengeben will, gehe ich als Büdner, und du wirst meine Büdnerin. Wir mieten uns in ein kleines Haus ein, Charlottchen, und ich pflanze dir eine rankende Rose davor, und Tauben auf dem Dache und eine Bank vor der Thüre wollen wir haben, und mit diesen meinen Armen will ich dich ernähren, und es soll dir an nichts fehlen." — „Hans Jochem, du bist ein Kindskopf," doch, obwohl sie das sagte, es gingen ihr die Augen über, halb vor Leid, halb vor Lust, und nur um so heftiger drang er auf sie ein, denn sie hatte es ihm angethan, da gab es keine Rettung vor Hans Jochem und seiner Liebe. Sie wehrte ihn ab. „Laß nur gut sein," sagte sie, „so von der Wiese weg verspreche ich mich nicht mit dir. Wenn die Charlotte Riedel auch ein armes Mädchen ist und hat weder Vater noch Mutter, sie hält doch auf sich. Ich habe noch eine Tante, bei der kannst du um mich fragen, wenn es dir damit ernst ist, doch es wird dir schon morgen anders zu Mute sein, und wirst dich nicht trauen, deinem Vater unter die Augen zu treten, auch will ich dich nicht etwa hier einfangen wie ein Fohlen auf der Koppel, und dir einen Strick um deinen Nacken legen, Hans Jochem! Du sollst frei sein wie der Wind, der über das Bruch fährt, aber wenn du getreu bist, kommst in acht Tagen wieder und suchst nach

mir in Lebbin, dann will ich mich besinnen, ob ich mit dir von der Sache red', ob nicht. — doch — du wirst nicht kommen, Hans Jochem, es wird dir sein, als ob du im Heu eingeschlafen wärest und hättest einen wunderlichen Traum gehabt, und wenn du erwachest, ist das Lottchen weg und verweht wie ein Flöckchen von der wilden Baumwolle. Geh, jetzt geh. Es fangen die Leute da unten schon an, nach uns zu sehen."

„Laß es drei Tage sein, Charlottchen! Eine ganze Woche, das halte ich nicht aus!" — „Nun denn, meinetwegen, drei Tage, aber du darfst vorher keinem sterblichen Menschen etwas davon verraten." „Und wenn mir mein Vater mit Wilhelminen Meves kommt, wo er heute abend noch hin will, was soll ich ihm alsdann erwidern?" „Zu Wilhelmine Meves auch noch? Von denen hört man freilich nicht viel Gutes! Ihr Knecht und ihre Magd, denk mal, die hungern, daß ihnen der Mond durch die Rippen scheint, und neulich ist ihnen sogar schon der Hund an der Kette umgekommen, weil sie ihm nichts gegeben haben, nicht einmal Wasser. Da wird gescharrt und gegrapst, ohne Ende." — „Wenn nur meinem Vater das Scharren und Grapsen nicht gerade gefällt!" — „Geh jetzt, sonst jage ich dich mit dem Rechen!" — „Jag mich nur, du, du." Doch da er sah, wie sie nahe daran war, sich zu erzürnen, zeigte er sich folgsam, und ging ganz glückselig in das flammende Abendrot hinein. Sie stand auf den Rechen gelehnt und blickte ihm nach. „Den Schwarzbraunen kannst du nehmen," rief sie hinter ihm her, „es ist nichts an ihm auszusetzen."

Hans Jochems Mutter hatte den Tag über tüchtig zu schaffen gehabt, bald mußte sie in den Stall, um nachzusehen, ob auch das Vieh das Seinige erhalten hatte, dann wieder wollte die Butter nicht werden, es lag wohl ein Gewitter in der Luft. Die Magd setzte in ihrem Eifer die Runkeln allzu dicht, und um die Not voll zu machen, verlief sich die weiße Henne und mit ihr ein Teil der Küchlein, sie führte eben zum erstenmal aus. Hans Jochems Mutter kam gar nicht zur Besinnung, und erst als der Holder an der Scheunenwand, der einen wahren Berg schneeweißer Blütenpracht trug, von dem flammenden Abendrot mit Glut übergossen ward, hob sie den Kopf, um nach der Straße hinzuhorchen. „Die bleiben aber lange aus," sprach sie zu sich selbst, „es wird ihnen sauer geworden sein, die rechte Braut zu finden!" Doch es ward spät und später, und von den beiden Jochems war immer noch keine Spur zu erblicken. „Wenn sie sich so gewaltig strapzieren," fuhr sie in ihren Betrachtungen



fort, „so müssen sie auch etwas Rechtschaffenes auf den Tisch haben; sobald er von Kräften kommt, wird der alte Jochem verdrießlich.“ So hub sie denn an, ein gutes Essen herzurichten, daß der Dampf lieblich aus dem Schornstein hervorquoll. Als sie nun so an dem Herde stand und der Widerschein der Flamme ihr mütterliches Antlitz verjüngte, stiegen vor ihrem inneren Auge allerhand traute und angenehme Bilder auf. Da schaute sie im Geiste ihren Hansen, wie er ihr ein gar herzig liebes Dirnlein über die Schwelle führte, und machte dazu ein halb schämig, halb selig Gesicht, und weiter hörte sie die Hochzeitsglocken läuten, die gaben so feierlich frohen Klang, und das ganze Dorf, nicht Briezen, sondern ein anderes, war auf den Füßen, die kleinen Kinder liefen mit Blumen, die großen riefen Hurra und warfen ihre Kappen in die Luft, und dort, eben dort, trat der Zug aus einem der ansehnlichsten Häuser. Ihr Hansen hoch und schlank und die Braut wie eine Blume auf dem Felde! „Segen, Segen, Segen!“ läuteten die Glocken.

Die Zeit verrinnt, leise, wie ein Bächlein unter Wiesengras, die Saat hat überwintert, vom Dache sind die Tropfen gefallen, die Veilchen blühen, eitel Sonnenschein liegt gülden auf Feld und Aue. Da steht auf Hans Jochems jungem Hause der Storch und klappert freudenvoll, als hätt' er ein groß Werk gethan, und drinnen im Arm der Großmutter schläft sanft ein kleiner Hansen, ein Wunder der Welt, ein reines Prachtstück von einem Jungen. Jetzt reckt er die stämmigen Glieder, und sieht von unten herauf die Großmutter mit seinen blauen Märchenaugen an. Akkurat solche Augen wie der „alte Hansen“. Und die Zeit läuft weiter, weiter! Andere Kinder folgen diesem ersten nach, Enkeltöchter, die hängen der Großmutter wie Kletten am Rock, und nun es zur Rüste geht, machen sie ihr das Dasein wieder lieb. Was aber die Hauptsache ist, und ohne was sie sich das Ganze gar nicht leibhaftig vorzustellen vermag, es geht in ihres Hansen Hause anders her wie in anderen Häusern. „Kein Neid, kein Streit“ betrübet darinnen den heiligen Geist Gottes. Mann und Frau in herzinniger Liebe vereint ziehen die Kinder auf fromm und freundlich, sich und der Welt zur Lust, denn der Hansen und seine Frau haben unter sich noch so ein besonderes Glück, solch einen geheimen Schatz, solch einen quellenden Brunnen des Heils, wie er auf Erden selten gefunden wird. Ein Glück, wie sie, die Mutter, es sich in ihrer Jugend auch wohl geträumt hat und sich danach gesehnt und — nicht, daß sie ihren alten Jochem nicht in Ehren hielte, sie ist gewiß die erste, die nichts auf ihn kommen läßt, doch ist er nicht Hans Jochem, und was einem recht ist,

frommt nicht dem anderen, soll der Hans Jochem gedeihen, so muß er — — —

Da knallte es vor dem Hause, der Knecht sprang mit der Laterne an das Thor; gemächlich trapste der alte Jochem in die Stube. In der Küchenthür stand die Mutter und trocknete erwartungsvoll ihre Hände. „Nun Vater, was habt Ihr ausgerichtet?" Sie war schon bei ihm, nahm ihm Mütze und Stock ab, und reichte ihm die Jacke zu. Der alte Jochem pfiff vergnügt vor sich hin. „Es ist Meves seine geworden," sagte er, nachdem er eingeschlupft war, „und ein gut Stück Geld bekommt sie mit, man sollt's nicht denken, was die alleweile zusammengescharrt haben! Dazu ist sie ein forsches Mädchen, nicht so stark wie Schröders, aber fixer, und versteht zu sparen. Er wird sein Fortkommen finden, sag' ich dir, wenn auch er nichts kann, sie zieht den Karren allein, sie läßt sich die Butter nicht vom Brot nehmen."

Über der Mutter just noch so leuchtendes Gesicht senkte sich plötzlich ein tiefer Schatten; von allen, die in Aussicht gestanden, hatte sie die Meves am wenigsten gewünscht, und da sie am fernsten wohnten, auch am wenigsten an sie gedacht. „Thut sie denn auch dem Hansen gefallen?" fragte sie endlich schüchtern, aber der alte Jochem blickte nur über die Achsel nach ihr, zugleich streng und geringschätzig. „Den habe ich während dieser unserer letzten Freit in das Bruch hinuntergeschickt, dieweil er mir, wo er auch hinkam, mit seiner Meerjungfermiene die Sache verdorben hat. Die Meves aber ist ein gescheites Mädchen; sie nimmt ihn, ohne ihn gesehen zu haben, nur damit Geld zu Gelde kommt, ich glaube, wo es um Geld gilt, springt die von einem Kirchturm herunter, dazu hat sie ein paar Augen im Kopf wie Leuchtkugeln, die fahren in alle Ecken, die sehen durch Mauern und Steine."

„Ach du lieber Herrgott!" seufzte die Mutter. „Na, ist da am Ende schon wieder etwas nicht recht?" fragte der alte Jochem unwirsch, „hab' ich die Brautfahrt etwa nicht so ausgerichtet, daß jedermann zufrieden sein kann? Muß dabei immer noch gewehleidet werden? So weiß man doch, woher der Junge seine verkehrte Art hat, und daß er ohne eine Frau, die ihm Tag und Nacht keine Ruh läßt, nicht fertig werden kann." Wenn Jochem so war, durfte sie ihm nicht viel gegenreden, heimlich nahm sie den Schürzenzipfel an die Augen und trug dann das Essen auf. Die gute Speise, der er tapfer zusprach, besänftigte den alten Jochem. „Es nimmt mich wunder, daß der Junge so lange außen bleibt," meinte er, „man kann doch bei Nacht keinen Schwarzbraunen besehen." Seiner Ge-



wohnheit nach zog er die große Wanduhr auf und begab sich alsdann in sein Bett. Doch die Mutter litt es nicht in dem Hause, ihr Herz war ihr so schwer, sie setzte sich auf die Bank unter den Linden, und also helle leuchtete der Mond, daß sie den Schatten der Blätter auf dem Erdboden spielen sah. Hinten im Dorfe schlug noch ein Hund an, endlich verstummte auch der, und sie saß und wartete auf ihren Hansen.

Alle die lieblichen Bilder, welche ihr noch vorhin die Glut des Feuers vorgezaubert hatte, waren verschwunden. „Muß es denn sein, daß allemal das Bittere und Harte sich zuträgt, daß das Unerwünschte geschieht und hätte doch können anders sein," dachte sie. „Was mich betrifft, ich wollte ja gerne Herzeleid tragen, und am Ende auch mit einer bösen Schwiegertochter auskommen, wenn nur mein Hansen nicht ins Unglück gerät. Sein Vater meint es gut und weiß doch nicht, was ihm frommt. Jetzt nun läßt sich die Sache nicht mehr ändern, jetzt müssen wir durch, so oder so." Während sie noch so bei sich klagte, meldete sich der Hund, und da kam der Hans Jochem um die Ecke, und erschien in dem klaren Mondlicht höher und schlanker als sonst. „Mutter, Ihr seid noch auf?" sagte er. „Du bist lange außen geblieben," erwiderte sie, „du wirst nun essen wollen, nicht?" Er schüttelte den Kopf. „Es ist uns überall schön aufgewartet worden," antwortete er. „Weißt du schon," fragte sie gepreßt, „daß der Vater es mit Meves abgeredet hat? Wenn es dir nur recht ist, Hansen, wenn du nur zufrieden damit bist." „So, der Vater hat also abgeredet?" Er sagte das in einem eigenen und zerstreuten Ton, als ob ihn diese Sache in der weiten großen Welt am allerwenigsten anginge. Die Mutter hielt sich nicht weiter, sie hub an, erbärmlich zu weinen, daß die Stille der schweigenden Nacht davon erfüllt ward. „Mutter, was ist denn?" fragte er verwundert, „es wird ja doch irgendwie werden. Nehmt Euch doch diese Brautfahrt nicht so zu Herzen!" — „Hansen, es kann dir die Meves unmöglich recht sein! Hansen, ich bin auch für Sparsamkeit, und daß kein Brocken vom Tische umkommt, aber es ist ein Unterschied, wie man es angreift. Es kann Gottesfurcht dabei sein, aber es kann auch die pure Gottlosigkeit sein, je nachdem, und bei den Meves ist es keine Gottesfurcht. Es hält sich bei denen weder Knecht noch Magd, und ihren alten Hund, Hansen, der ihnen doch an die sechzehn Jahre treu und redlich gedient hat, haben sie lassen an der Kette umkommen, und aus solchem Hause sollst du dir eine Frau holen! Ich kann's nicht verwinden, es geht mir an die Seele, und weiß doch nicht, wie es abstellen, denn wo der Vater einmal



seinen Kopf darauf gesetzt hat, läßt er nicht nach. Du wirst sie denn wohl nehmen müssen, Hansen, und zusehen, wie du mit ihr fertig wirst." Sie sagte das nicht ohne tiefe Seufzer und immer noch von Schluchzen unterbrochen; auf Hans Jochems Gesicht aber stand ein gar helles liebliches Lächeln, nur daß sie dasselbe in dieser Stunde nicht gewahr werden konnte, denn es trat gerade der Mond hinter eine Wolke.

„Mutter," sprach er nach einer Pause des Besinnens, „laßt es doch kommen, wie es kommt. Ihr habt ja immer gesagt, kein Halm auf dem Felde wächst von sich selber. Sehet doch erst zu, wie der Hase läuft, bevor daß Ihr nach ihm schießt. Noch bin ich nicht mit ihr in der Kirche. Kann sein, sie wollen mich doch noch zum Soldaten, es soll ja die Superrevision nächstens losgehen, oder aber, — es findet sich etwas anderes!" — „Ach Hansen, was sollte sich denn finden? Gegen deinen Vater kannst du nichts thun." — „Mutter, Ihr solltet Euch getrost schlafen legen, es nützt nichts, daß Ihr hier außen so im Tau stehet." — „Bist du denn getrost?" — „Sehr getrost bin ich! Mein Herz geht mir in Sprüngen, am liebsten möchte ich mir den Schwarzbraunen satteln und in das Bruch hinausjagen, also stark braust es mir in den Adern." — „Sie haben dir wohl Wein vorgesetzt, Hansen! Natürlich, im Bruch können sie nicht da ohne, und du bist daran nicht gewöhnt." Hans Jochem lachte fröhlich. „Einen starken und sehr süßen Wein, Mutter." — „Also ungar'schen," antwortete sie, immer noch bekümmert, „nun weiß man doch, woher du heute abend einen so besonderen Mut hast, der hält aber nicht vor, Kind, der verdampft mit dem Morgenwind, und hernachen wirst du dich schauern." — „Das wollen wir abwarten, und nun gute Nacht, Mutter, solch eine Brautfahrt, die spürt man in den Gliedern." „Glaub's schon, du armer Junge, wir müssen uns denn unser Elend verschlafen." — „Morgen ist auch noch ein Tag," erwiderte Hans Jochem. Als sie beinahe schon im Bette war, hörte sie ihn singen, schlupfte ans Fenster, that auf und lauschte hinaus, da stand er an dem seinigen, von Rosen umblüht, und sah zu dem lichten Monde empor; ganz deutlich vernahm sie seinen Gesang: „Und es ist doch die Lerche — Ein gar fein Vögelein — Denn sie singet dem Herrgott — Zum Fenster hinein." — „Wo er nur das Lied her hat?" dachte sie, „man sollte meinen, er hätte es mit dem süßen Wein getrunken."

Die nächsten drei Tage pressierte es mit der Arbeit, das Heu mußte herein, und bevor der Boden nicht voll und die Schober nicht gesetzt waren, hatte der alte Jochem keine Ruhe, es ward aus diesem



Grunde nicht mehr viel von der Brautfahrt geredet, um so mehr, als ja die Sache, wie der alte Jochem sagte, abgemacht war. Hans Jochem schaffte nicht für zwei, sondern für drei. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange sah man ihn bald auf dem Auftwagen stehend, wo er den Pferden gelinde um die Ohren knallte, bald im Schweiße des Angesichtes bei dem Auf- und Abladen thätig. Das Heu kam herein bis auf einen Rest, den vermochten sie nicht zu bewältigen. Der vierte Morgen brach an, also hell und heiß, daß man sich des blauen Himmels nicht von Herzen freuen konnte, denn es ließ sich zehn gegen eins wetten, daß der aufsteigende Tag ein Gewitter mitheraufbringen würde. Der alte Jochem trottete soeben pustend von der Wiese auf den Hof. „Hans Jochem," rief er, „mach rasch und komm mit dem Einspänner!" Der Ruf ging alsbald von Mund zu Mund, doch kein Hans Jochem ließ sich sehen, wo in aller Welt war der Junge geblieben? Knecht und Magd suchten nach ihm, es suchte auch die Mutter, bis dann der kleine Gottlieb, einer Witwe Sohn, der sich bei der Ernte hier und dort einen Groschen verdiente, die Botschaft brachte: „Hans Jochem ließe grüßen, und sie sollten heute mit dem Essen nicht auf ihn warten, er sei in das Bruch hinunter, nach Lebbin." — „Dem laßt es allwedder keine Ruh mit dem Schwarzbraunen," sagte der alte Jochem, „was denkt er sich nur, daß er uns so aus dem Heu von dannen geht?" Er mußte nun selbst den Einspänner fahren, und da ihn dabei die Sonne heftig stach, ward er verdrießlich und rumorte auf eine wahrhaft entsetzliche Weise auf der Wiese und in dem Gehöft umher.

Hans Jochem kümmerte weder der Zorn des Vaters noch das Heu und die großen glänzenden Wolkenschiffe, die sich am Horizonte sammelten. Er schritt frischweg in den tauigen Morgen hinein, um Charlottchen Riedel zu besuchen, er hatte es versprochen, und er wollte es auch halten; o gewiß, er wollte! Daß der alte Jochem es ihm nicht leicht machen würde, daß Kampf und Strauß ihm bevorstanden, wußte er, aber „so ist es allezeit auch in den Märchen und Rittergeschichten gewesen", dachte Hans Jochem, „es hat nie nicht ein Königssohn eine Braut erworben, ohne allerhand Fährlichkeiten zu bestehen, ja selbst gegen Drachen und Lindwürmer hat er müssen angehen, und zu denen kann man doch meinen Vater nicht rechnen."

Er war schon mitten im Bruch. Welch ein Glanz nah und fern, welch ein Duft von Gras und Kraut, welch ein jubilierender Lerchengesang darüber! Ringsum, so weit er zu blicken vermochte, die gesegnete Heuernte im vollen Gange. Es rauschten die Sensen,

und die Sicheln klangen, und die Mädchen mit ihren hochroten oder weißen Kopftüchern standen wie Blumen in dem tiefen Grün, nur daß alle diese Blumen gar herzhafte Stimmen besaßen, die es im Schwatzen, Lachen und Singen den Lerchen oben zuvorthaten. Dem Hans Jochem schien es, er hätte die Welt noch nie so herrlich gesehen! Als er sich Lebbin näherte, gab er wohl acht, ob er sein Charlottchen unter den Schnitterinnen entdecken würde, was ihm indessen nicht glückte, auch hatte sie ihm ja geheißen, sie in Lebbin selbst zu suchen, alles das gedachte er pünktlich zu befolgen, und war es ihm nur lieb, daß er durch den Handel mit dem Schwarzbraunen einen Vorwand besaß, bei dem Bauer Komorowsky vorzusprechen. Das erste Mal war er bei einbrechender Dämmerung in das Dorf gekommen, und hatte, um seinem Vater Bescheid geben zu können, nur rasch einige Fragen gethan und sich nicht weiter viel umgeschaut, heute aber zeigte sich ihm das schöne Lebbin im vollen Sonnenlicht, und er meinte, daß es gar ein herrlicher Ort sei. Schon daß es in seiner ganzen Länge von einem kühlen Fließ durchrauscht ward, machte es anmutig, außerdem aber gab es fast kein Haus, das nicht mit einem Garten umgeben war, auch hob sich die Niederung hier am Rande des Bruchs, daß das Dorf terrassenförmig emporstieg, und unter seinem blühenden Buschwerk wie in einem Riesenstrauß geborgen lag. Vielstimmiger Vogelsang grüßte erquicklich den Wanderer, jeder einzige dieser lustigen Musikanten sang, so meinte Hans Jochem, von Liebe und Lenzeslust. Hier und dort guckte ein schwarzäugiges Mädchen dem hohen lichtblonden Fremdling nach. In seinem Dorfe achteten die Leute Hans Jochem nicht, weil er unter ihnen aufgewachsen und dazu gut und bescheiden war, hier konnte er nicht einmal vorüber, ohne daß man nicht auf ihn aufmerksam wurde.

Das stattlichste Haus und der schönste Garten in Lebbin gehörten den Komorowskys. Hans Jochem hatte noch nie in seinem Leben so herrliche Blumen gesehen, wie da er durch das Thor trat; in allen Farben prangend, lachten sie zu ihm empor, es war gerade, als wollten sie zu ihm sagen: „Tritt nur ein, du lieber Königssohn, für dich und deine Braut stehen wir hier so reichgeschmückt.“ Er fühlte sich wie verzaubert, ein Brunnen murmelte unter den Büschen, oben auf dem Dache rucksten Tauben, sonst alles still; was Beine hatte, befand sich bei der Heuernte, doch er verließ sich auf seines Charlottchens Wort. Mit verhaltenem Atem umging er das Haus. „Hier würde es meinem Vater doch am besten gefallen,“ der Gedanke schoß ihm ganz von ungefähr durch den Kopf und entschwand ebenso rasch wieder. Hinter dem Hause saß im grellen Sonnenschein eine



sehr alte Frau und spann; es war ihm lieb, daß sich doch jemand fand, bei dem er nach ihr fragen konnte. „Ich will zu Charlotte Riedel," sagte er, indem er seine Mütze abnahm. Die alte Frau wies ihn seitswärts auf die Bleiche, und er folgte dem Rauschen des Fließes. Von Weidenbüschen eingefriedigt lag da der frischgrüne Platz, ein Steg führte über das Wasser, auf dem trippelten ein paar schön gewachsene Mädchen mit Kannen in den Händen, es schien, sie entliefen eben vor ihm, eine andere aber, und nur für diese hatte Hans Jochem Augen, kniete unter den Maßliebchen im jungen Gras, erhob das Gesicht und schaute ihn an: „Hans Jochem, so bist du also doch gekommen?"

Nun er sie wieder leibhaftig vor sich hatte, die Tag und Nacht sein einzigster Gedanke gewesen war, ging die Welt mit ihm um, und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Sie trug wie damals die alte wendische Tracht, aber obwohl alles ein wenig ärmlich erschien, ihm dünkte es ausnehmend reizend, zumal das Kopftuch, unter dem hervor die sammetschwarzen Augen ihn suchten, sehnsuchtsvoll, Glück verheißend. Da er nicht sprechen konnte, streckte er ihr beide Hände entgegen und zog sie so, denn sie reichte ihm willig die ihrigen, langsam zu sich empor und legte seinen Arm um ihren Nacken. „Da bin ich," sagte Hans Jochem. „Ja, das merke ich wohl, daß du da bist." „Und nun bin ich dein Bräutigam," und dabei küßte er sie, das durfte nicht anders sein, Blumen, Vögel, Sonnenschein und blauer Himmel feierten mit. „So ist es also doch Ernst geworden," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, und nun mußt du um meinetwillen leiden. Komm hier herum unter die Büsche, daß dich niemand gewahr wird, und laß es uns zusammen verabreden." Nahe dem Fließ, von den gelben Bachweiden beschattet, stand eine Bank, auf die setzten sich Hans Jochem und Charlottchen Riedel. Er hielt ihre Hand in der seinen, und während er sie zärtlich betrachtete, schob er ihr ein Ringlein an den Finger, mit einem lichten Stein geziert. „Ich mußte zuvor gewiß sein, ob du mich auch annimmst," sagte er, „darnach will ich es meinem Vater erzählen; zwar, er hat mich mit Auguste Meves versprochen, und es ist sonst nicht der Brauch, daß ein Verspruch aufgehoben wird, dennoch, — ich setze es durch. Es liegt mir an der ganzen Welt nichts, wenn ich nur dich habe, und ich kann es kaum erwarten, daß ich es ihm bekannt mache, dich und keine andere." — „So wird er dich ausstoßen." — „Das mag denn geschehen, ich weiß mir nicht anders zu helfen, es gibt Leute genug, die ums Geld freien, ich besitze aber eine Natur, die will ihr Eigenes, und das Eigene, das bist du! Laß sich Auguste Meves



auf drei Geldsäcke setzen, und du stehst daneben und hast nichts als ein Maßlieb in deiner Hand, so bist du doch mir wie eine Königstochter, und sie ist man bloß Auguste Meves." Sie lauschte ihm mit Andacht, eine stolze Wonne leuchtete in ihren schwarzen Augen.

„Nun ist es aber genug," sagte sie, nachdem sie noch eine Weile gekost hatten, „ich muß denn auch noch in das Heu und du nach Hause, um es deinem Vater und deiner Mutter anzukündigen; wenn du das gethan hast, sollst du wieder zu mir kommen und mir mitteilen, wie es abgelaufen, bis dahin darf hier im Dorfe nichts davon verlauten, sonst treiben sie mich aus dem Dienst." Hans Jochem hätte sie am liebsten gleich mit zu seiner Mutter genommen, das ging aber doch nicht an, endlich mußte er sich entschließen, von ihr zu scheiden. Als er fort war, ließ sie recht im frohen Mute einen vollen Strahl auf das Linnen brausen, während über den Steg weg die Kameradinnen gesprungen kamen. „Ist er fort, Charlottchen Riedel, bist du ihn alleweile los geworden?" Gar herzlich lachten diese ausgelassenen Dirnen, trieben mit Hans Jochem und seinem getreuen Herzen ihren Spaß, denn so lange sie es nicht selbst sind, stellen sie sich unbarmherzig wie die Steine.

Der Tag ward indessen immer heißer, es regte sich kein Lüftchen, und die Mäher blickten, bevor sie die Sensen einsetzten, zuweilen zum Himmel empor, als ob ihnen von dort eine Gefahr drohe. Die glänzenden Wolkenschiffe am Horizonte hatten sich aufeinander getürmt, auch zeigten sie sich nicht mehr strahlend, sondern schieferblau, laut schrieen die Grillen im Gras. Hans Jochem, der in diesen Anzeichen der Natur wie in einem Buche zu lesen verstand, beschleunigte seinen Schritt, doch vermochte er vor dem Beginn des Nachmittags das Bruch nicht zu durchwandern. Die Leute, an denen er vorbeikam, schafften wie im Fieber, die Rechen flogen, die leeren Austwagen kamen im Galopp von den Gehöften, über die Köpfe weg flogen die Gebunde Heu, bis hoch hinauf mit der duftenden Last bepackt die Wagen schwankend ihre Heimfahrt antraten.

Ein Tropfen, breit und schwer, fiel auf Hans Jochems glühende Stirn, oben spannte sich ein grauer Schleier vor das reine Blau. Auf einem Hügel, nahe dem Rande des Bruchs, befand sich, zum Schutze gegen solche plötzlich hereinbrechende Unwetter erbaut, ein fester, umfangreicher Schuppen; mit Schilf gedeckt reichte das Dach fast bis zu dem Erdboden, nur ein Ausgang, eben breit genug, um einen Menschen durchzulassen, war vorhanden, keine Thür schloß diese Öffnung, man sollte hier eben nur untertreten, sonst nichts. Ein blendender Zickzack zerriß jetzt den tiefdunklen Himmel, majestätisch



rollte der Donner, als führe der Herrgott im Siegeswagen durch das himmlische Gefild, strömend rauschte der Regen. Auf dem Bruch erhob sich ein Gewimmel, von allen Seiten stürzten die Leute herbei, in den Rinnsalen fing es an zu rieseln, es schwollen die Kanäle, es gluckte und murmelte unter jedem Brückensteg. Rasch füllte sich der Schuppen, als wäre die Sündflut hereingebrochen und er die rettende Arche Noah. Das gab ein Gekreisch unter den Weibern, die mit den Röcken über dem Kopfe kamen, und ein Schelten und Zanken untern den Männern, sowie lautes Lachen unter den Dirnen und Burschen. Aus sämtlichen umliegenden Ortschaften fanden sich die Schnitter und Schnitterinnen hier zusammen, es war auch die höchste Zeit, denn ein Sausen und Brausen erhob sich in den Lüften, dazu Pfeifen und Zischen, schwefelgelb fuhren die Blitze herab, und es dampfte das plätschernde Land, Himmel und Erde schienen miteinander in einer Auflösung vereinigt.

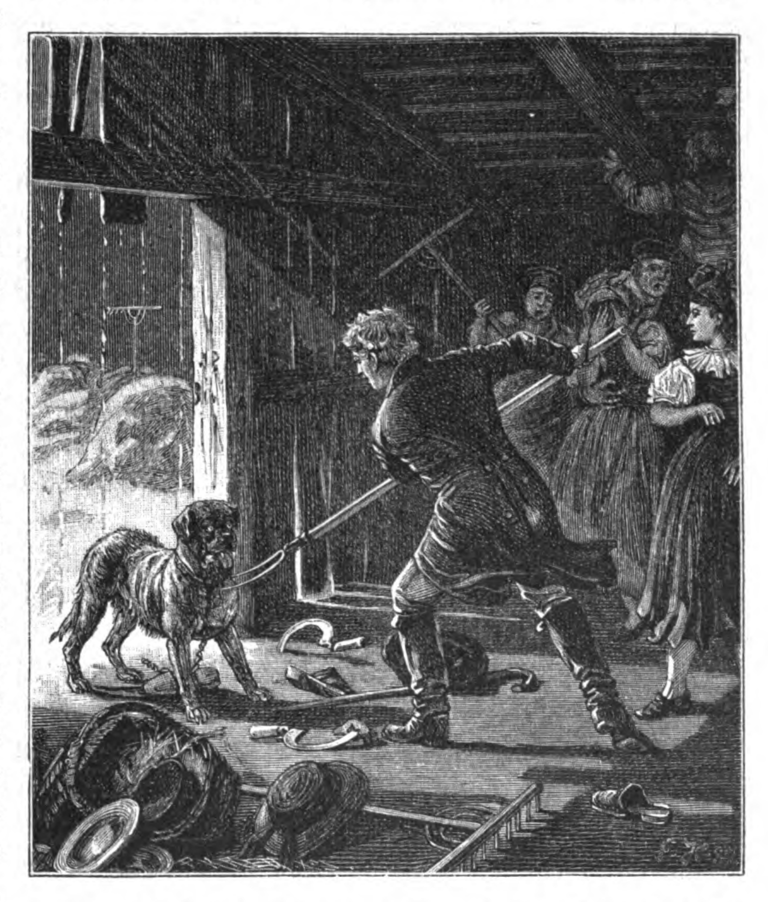
Hans Jochem, der mit einigen starken Sprüngen den Schuppen erreichte, stieß dort auf einen breiten stämmigen Mann in gelben Lederbeinkleidern. „Vater," sagte er verwundert, „wo kommt denn Ihr hierher?" — „Das will heißen, wo kommst denn du hierher?" antwortete unwirsch der alte Jochem. „Ich war in Lebbin, Vater." „Das hätte auch bleiben können, bis unser Heu drinnen war," und er mühte sich verdrießlich mit seiner Pfeife, die ihm der Regen überschwemmt hatte. Hans Jochem schlug ihm Feuer, ergriff ihn alsdann am Ärmel und zog ihn in eine Ecke. „Vater," sagte er leise und in festem Tone, „da Ihr es doch einmal wissen müsset, wegen des Schwarzbraunen war ich nicht in Lebbin." — „Nun, und warum denn?" — „Wegen eines Mädchens, Vater." Der alte Jochem lachte. „Das mach du einem anderen weiß." — „Und ich will sie heiraten, Vater." Der maß ihn mit einem durchdringenden Blicke. „Ich glaube, es schwant bei dir," sagte er. „Sie ist eines verstorbenen Büdners Tochter aus Bliesdorf," fuhr Hans Jochem unbeirrt fort, „und steht bei den Komorowskys im Dienst, ich habe noch nie eine solche gesehen, wie sie ist, und es schon mit ihr abgemacht, denn sie ist mir lieber, als mein eigenes Leben." Der alte Jochem war ordentlich perplex. „Hans Jochem, bist du verrückt geworden?" sagte er endlich kaltblütig. „Ich bitt' Euch von Herzen, Vater," hub der Sohn wieder an, „seid uns nicht zuwider, denn es hilft doch zu nichts. Auguste Meves will ich nicht, und will überhaupt keine, als diese eine. Mein Leben lang bin ich Euch ein folgsamer Sohn gewesen und möchte Euch auch jetzt nicht verzürnen, in diesem Stücke aber muß ich meinen Willen haben." Nun trat der alte Jochem

einen Schritt zurück, während ihm der Purpur in das Angesicht stieg. „Hans Jochem, ich glaube, du hast getrunken," stieß er mühsam hervor. „Wenn Ihr die Liebe einen Wein heißt, Vater, dann wird es wohl sein und läßt sich nicht ändern." — „Es wird aber doch geändert," erwiderte der alte Jochem rauh, „eine Büdnertochter sollst du mir nicht in das Haus bringen, entweder du steckst die Narrheit auf, oder du hast von mir nicht einen Thaler zu erwarten, daß du das nur weißt, Hans Jochem, daß du es dir nur hinter die Ohren schreibst." Hans Jochem schwieg, er hob den Kopf und sah nach dem Regen; es war, als wollte er hinaus, doch noch immer lag der graue, rieselnde Vorhang zwischen dem Schuppen und der Welt. Immer mehr Leute drängten herein, der alte Jochem erblickte lauter bekannte Gesichter. Da war Mechler mit der Frau und den beiden Mädchen, die immerfort lachten und schwatzten, da Werpke, braun und mannhaft; was aber des alten Jochem Galle nicht wenig erregte, es kam auch die große Trine Schröder in Begleitung von einem noch viel größeren Bauernsohn, und das war eben der nämliche, welcher zwei Sack Korn auf dem Rücken trug und dazu lachte; alle diese besaßen Wiesen, am Rande des Bruchs gelegen, oder schon zu diesem gehörig. Der ganze Schuppen war jetzt voll, und zwar ebenso von wirklichen Oderbrüchern als auch von Auswärtigen, der alte Jochem und sein Sohn wurden auseinander gedrängt, was ihnen nicht unlieb war. Zuletzt, wo es draußen sich schon ein wenig aufhellte, gewahrte man noch ein paar Mädchen, die hatten abseits unter Bäumen gestanden, kamen gehüpft wie die Bachstelzen und schlupften gleichfalls in den Schuppen unter, Hans Jochem erkannte seine Charlottchen Riedel. Da sie sich aber vor dem vielen Volk genierte, winkte sie ihm mit den Augen, er möchte sich von ihr fernhalten, und schob sich alsbald ein wenig zur Seite.

Da fiel plötzlich ein Sonnenstrahl schräg in den Eingang des Schuppens, wiewohl dahinter der Regen noch sanft fortwährte, und es sprachen manche schon davon, daß es jetzt wohl geraten sei, nach Hause zu gehen, als die, welche zunächst der Öffnung standen, ebenso plötzlich einen gar erschrecklichen Schrei ausstießen und mit Macht rückwärts drängten, daß sich im Nu ein Knäuel jammernder, händeringender Menschen bildete. Was, um der Barmherzigkeit Gottes willen, war denn nur geschehen, daß die Leute, welche eben noch so harmlos schwatzten und lachten, sich so über die Maßen entsetzten? Einige der Weiber fielen schon in Ohnmacht, aber auch den Männern zitterten die Knie und sanken die Arme schlaff hernieder. Wer es nie mit Augen geschaut hat, vermag sich davon keine Vorstellung zu machen.

Von dem hellen Sonnenlichte gräßlich beleuchtet stand dort, also daß er den Eingang versperrte, einer jener großen Hunde, die man Bulldoggen heißt, und die schon in gesunden Tagen stärker sind wie alle anderen, dieser aber, man sah das auf den ersten Blick, war toll, unrettbar toll. Wer auch nichts davon verstand, es mußten's ihm die blöden, blutunterlaufenen Augen, die hohlen Weichen, das geknickte Kreuz und der schlaff herabhängende Schweif, sowie der dem halb offenen Maule entquellende Geifer verkünden, daß hier der Tod in seiner furchtbarsten Gestalt stand. Es schien, er befand sich gerade in dem Stadium der Wut, wo die davon Besessenen sich blind auf alles Lebendige stürzen, ohne Erbarmen würgen. Was half nun den steinreichen Oderbrüchnern, die zu Hause Säcke mit blanken Thalern im Kasten hatten, was half ihnen jetzt ihr Silber, was half ihnen ihr Gold, dem alten Jochem, der partout eine reiche Schwiegertochter hatte haben wollen, was half ihm jetzt Auguste Meves? Eiskalte Schauer rannen ihm den Rücken herunter. Und die Trine Schröder mit ihrem Riesenbräutigam, was half diesen beiden Starken alle ihre große Kraft? Todesbleich drückten sie sich wider die Mauer. Jetzt nun schrieen die Weiber: „Jesus, Jesus, er kommt auf uns! Vater im Himmel, steh uns bei, laß uns nicht verderben!" Und der Vater im Himmel hörte den Schrei, und da er in dieser Versammlung keinen wußte, den er für diese That brauchen konnte, als nur Hans Jochem, der ihm aus der grünen Einsamkeit her lieb und bekannt war, rief er alsbald nach ihm, wiewohl nur Hans Jochem allein den Ruf dieses seines obersten Kriegsherrn vernahm: „Freiwilliger vor, Hans Jochem, wo bist du? Du mit der schmalen Brust, den sie zum Soldaten nicht haben brauchen können, jetzt brauche ich dich!" Mit einem schwunghaften Satze war Hans Jochem vorn, der alte Jochem, da er begriff, was er vorhatte, meinte, es rührte ihn der Schlag, wollte ihm nach, ward aber von einigen Nachbarn, die dachten, daß es an einem Opfer genug sei, gehalten wie mit Schraubstöcken, das alles trug sich rasch zu, rascher, als es gesagt werden kann. Der Hund, wie er Hans Jochem, groß und schlank, sich gegenüber sah, wich ein wenig zurück, noch einen Augenblick, und er hing Hans Jochem an der Kehle, der aber, von unsichtbarer Macht gestärkt, paßte sich die Gelegenheit ab, sprang an ihm vorbei, packte ihn oben am Halsband und schleuderte ihn seitwärts. Von dem unerwarteten Angriff verblüfft taumelte er, ach und doch war der wehrlose Hans Jochem jetzt ein verlorener Mann. Der Hund duckte sich zum Sprunge, da griff ein Arm Hans Jochem unter den seinigen weg, da war sein Charlottchen ihm nahe, mitten im Tod. Ja, die

Liebe, die für Geld nicht feil ist, die stand zu ihm in der Stunde der höchsten Not, und was keiner gesehen, und woran in der Angst keiner gedacht, die Liebe hatte es ergriffen, und riß es an sich mit todesmutiger Gewalt. „Hans Jochem, die Heugabel!“ Da lehnte sie an der Außenwand des Schuppens. Wie sie dahin gekommen war, es hat's niemand erfahren und thut auch nichts zur Sache; wo so viel Heu aufgeladen wird, ist am Ende eine Heugabel kein Wunder, doch aber hätte sich Hans Jochem derselben nimmer bemächtigen können, ohne die Dazwischenkunft seiner Charlottchen Riedel; die aber faßte zu wie der Blitz und drückte sie dem Hans Jochem in die Faust, und der, wie er die prächtige Waffe zu packen bekommt, spürt in sich die Kraft von zehn Männern, stürzt sich gerade auf den anspringenden Hund los und stößt ihm die Zinken in die Brust, daß er umsinkt und verendet. Hans Jochem stand da,



heil und unverletzt, kein bißchen Haut war ihm geritzt, kein Härchen gekrümmt, er wußte selbst nicht, wie sich das alles zugetragen hatte.

Totenstill waren die Leute gewesen; jetzt aber, nun sie den Retter gerettet sahen, brach ein Geschrei los, untermischt mit Lobpreisen und Weinen, und der alte Jochem war auch da und schnappte nach Luft. Hans Jochem, da er ihn so vor sich erblickte, trat liebreich an ihn heran: „Laßt doch gut sein, Vater, es ist nichts passiert,“ er aber winkte ihm ab, denn er vermochte noch nicht zu reden. Alles, was heran konnte, umringte den Hund, sie drängten und stießen

einander, sie schauten sich über die Schultern, endlich rief einer, der aus dem Dorfe war: „Es ist Meves ihrer, sie haben ihn nicht versorgt gerade wie ihren alten, und ist dabei toll geworden, hat die Kette gesprengt und sich auf und davon gemacht, das kommt von dem Geizteufel, das ist das Ende von ihrer Hartherzigkeit gegen Menschen und Vieh." Ein anderer fragte: „Sind die denn auch gegen Menschen so hart?" — „Nun freilich," antwortete der erste, „wißt Ihr denn das nicht, wie die ihren alten Großvater gehalten haben, als er schwach ward, und hat müssen hinter der Thür hocken und sich vom Abfall nähren?" Das schnitt dem alten Jochem ein wie mit Messern und er empfand solch einen heftigen Zorn gegen die Meves, als ob er selbst schon hinter der Thür säße. „Kommt mir nur," dachte der alte Jochem. Da er sich aber immer noch schlecht fühlte, brachten sie einen Wagen, der abseits unter Bäumen gehalten hatte, auf dem sollte er mit Hans Jochem nach Hause fahren; doch bevor er aufstieg, schaute er sich suchend um. „Wo ist das Mädchen?" sagte er, „das Mädchen soll zu Muttern." Charlottchen, glührot wie eine Nelke, mußte mit. Als sie nun fort wollten, umringten noch alle die Leute den Wagen und riefen laut, indem sie ihre Mützen schwenkten: „Es lebe Hans Jochem, der brave Briezener! Was Hans Jochem gethan hat, thut ihm keiner nach, es lebe Hans Jochem, hurra!"

Der alte Jochem saß ganz still und rührte sich nicht, er mußte sich sehr zusammennehmen, denn sonst wären ihm die Thränen die Backen herabgelaufen, und das durfte doch nicht sein, es war ihm schon lieb, daß er fort kam. Unterwegs aber betrachtete er sich das Mädchen, und da konnte er es dem Hans Jochem nicht verdenken, denn er fand sie absonderlich schön und fein. Wie sie nun nach Hause kamen und der wartenden Mutter das alles erzählten, und wie diese das Mädchen an ihr Herz nahm und bei sich dachte: „Das ist das Gesicht, das hab' ich mir vorgestellt, als ich am Abend der Brautfahrt am Herde stand, die wird ihm sein Lebtag die Hände unter die Füß' legen, so eine mußte mein Hansen haben," — das läßt sich nicht erzählen, das muß man durchmachen, genug, daß es beweglich war, und daß sie selbst es nie vergaßen. Endlich wurden sie stiller, und nun bat Charlottchen inständigst, sie möchten sie doch wieder nach Lebbin bringen und es ihrer Dienstherrschaft selbst mitteilen, daß sie den Hans Jochem heiraten sollte, denn sonst möchten die es ihr am Ende nicht glauben. Da es ihnen nun immer noch feierlich zu Mute und der Tag doch schon angebrochen war, ließ der alte Jochem anspannen, und sie fuhren

ab. Als sie nach Lebbin kamen, wölbte sich ein Regenbogen über das Dorf und über Komorowskys Gehöft. Der alte Jochem musterte es mit einem Kennerblicke. „Dem Vater gefällt es hier," sagte Hans Jochem, dieser nickte. Komorowsky und seine Frau befanden sich vor der Hausthüre: ein stattliches Paar und doch ländlich einfach. Die Blumen lachten nach dem Regen doppelt schön zu den Ankommenden empor, die Tauben ruckſten, und die Vögel sangen, der Komorowsky aber, wie er ihnen von dem Wagen half, lachte, daß alle seine weißen Zähne sich zeigten, und Charlottchen Riedel die lachte auch.

„Ich weiß schon alles, Nachbar," sagte er, indem er den alten Jochem in die Stube führte, „Euer Hans Jochem ist ein Prachtkerl, er ist den Lebbinern und überhaupt den Oderbrüchnern über, solch einen Jungen möcht' ich auch wohl haben. Nun aber wegen dem Mädchen! Nichts für ungut, Nachbar, doch habt Ihr die Katze im Sacke gekauft, denn sie ist wohl ein Charlottchen, aber kein Charlottchen Riedel, von der hat sie nur die Kleider an. Im übrigen aber ist sie meine Tochter, und wenn es Euch recht ist, Nachbar, und Euch, Frau Nachbarin, auch, geben wir diese zwei einzigen Kinder zusammen, damit doch Hans Jochems Brautfahrt nicht ohne Hochzeit abgeht. Auf die Verklärung lasse ich mich nicht ein, das mögen die Frauensleute unter sich besorgen." Der alte Jochem wollte es aber doch gerne verklärt haben, und da hub nun die Frau Komorowsky, die redselig war und der schon die Worte auf der Zunge gebrannt hatten, alsbald lebhaft an: „Nämlich, sie ist unser einziges Kind, und hat immer gern ihren Willen gehabt, und wo sie ihren Willen darauf gesetzt hat, das hat müssen geschehen, ist aber sonst ein liebes Mädchen gewesen. Weil wir nun gern ein Fräulein aus ihr gemacht hätten — was aber nicht geglückt ist —, thaten wir sie in eine Pension, und in der Pension haben sie ihr allerhand Dinge in den Kopf gesetzt, nämlich sie redeten ihr ein: ‚Du bist eine reiche Oderbrüchnerin, dich nimmt einmal kein Mann wegen Gutsein, dich nimmt er nur ums Geld,' und natürlich, das geht dem Kinde zu Herzen! Wie die Zeit der Heuernte da ist, bekommt sie das Heimweh, und da ist auch kein Halten, sie reist ab, und mit einmal ist sie wieder da, und hat ihre Lust an dem Bruch und an der Heuernte, also daß sie sich der Charlotte Riedel ihre Kleider anzieht, — Charlotte Riedel dient nämlich bei uns — und nun heidi hinaus zum Heuen! Zwischenein aber sagt sie immer zu mir: ‚Mutter, ich nehm' mein Lebtag keinen Mann. Er will mich ja doch nur ums Geld. Will mich einer, ohne daß er



mich kennt, den nehm' ich. Darnach will es der liebe Gott, daß sie Hans Jochem im Bruch trifft, und wie das denn so geht, er sticht ihr in die Augen und fährt ihr durch den Sinn, „du wirst doch mal sehen, ob dich einer gern haben kann, auch ohne Geld, und gibt sich für Charlotte Riedel aus, — der Kleider wegen — und siehe da, es glückt, und Hans Jochem wird ihr gleich gut. Man sollt's nicht denken, aber es kommt vor. Das andere wißt Ihr, nur das müßt Ihr noch wissen, sie hat es uns gleich geoffenbart und uns mächtig gebeten, daß wir ihr sollten behilflich sein. Nun wir hatten nichts gegen Euren Sohn, obwohl wir damals noch nicht wußten, was er für ein Mann ist, und alles, was sie von ihm erzählte, das ließ uns gleich ein Vertrauen auf ihn haben, und hat uns als Eltern auch nicht schlecht gefallen, daß er sie so schlechtweg von der Wiese nehmen wollte, und noch dazu arm, daran sahen wir, daß er ein gutes Gemüt hat und daß Segen bei der Sache sein wird. Jetzt nun segnen wir."

„Solchen Jungen möchten wir auch wohl haben," fiel hier Komorowsky ein und schüttelte Hans Jochem derb die Hand. „Meine Frau und ich," fuhr er dann fort, „haben uns schon lange gewünscht, in der Stadt zu wohnen, und wollten doch auch das Gut nicht lassen, jetzt sollen die jungen Leute darauf, Oderbruch und Briezen die thun sich zusammen und leben fortan in Eintracht. Es wird kein Schemelbein mehr ausgerissen! Geht hinaus, Ihr zwei einzige Kinder, und seht Euch den Ort an, wo Ihr werdet hausen!" — „Euer Herrgott schenke Euch Gedeihen!" — „Amen," sagten die Mütter, die hatten beide die Schürzenzipfel an den Augen.

Dem Hans Jochem war nun doch ganz wie einem Königssohn zu Mute. Er hatte den Lindwurm erlegt, er hatte die Braut errungen, die grüne, wellige Ferne, welche ihn gelockt, war selige Nähe geworden. Heil dir Hans Jochem! — Spät am Abend, als der alte Jochem schon im Bette lag, sagte er zu seiner Frau: „Mutter, was haben wir für einen Jungen, in dem stecken zehn Soldaten, das ganze Oderbruch hat vor dem Respekt!" „Habe ich dir's nicht immer gesagt," erwiderte die fromme und in diesem Augenblick ganz glückselige Frau, „er hat seine eigene Art, aber es ist eine feine Art. Gott segne dich, Hans Jochem!"

Dies ist denn auch das Ende von seiner Brautfahrt.





Die Nähterin in der Mansarde.

Ich wohne nah dem Himmel
Und eng ist mein Gemach,
Hoch ob dem Stadtgewimmel
Im Stübchen unterm Dach,
Doch find't der liebe Sonnenschein
  Auch durchs Mansardenfenster
Mein friedlich Kämmerlein.

Zur ersten Morgenstunde
Seh' ich das Frührot glühn
Und spät am Himmelsrunde
Das Abendrot verblühn,
Und spielt der Mondschein an der Wand,
  Schafft er aus meinem Stübchen
Ein dämmernd Zauberland.

Des Tags geschäftig Treiben
Geht drunten seinen Lauf,
Kaum dröhnt zu meinen Scheiben
Ein Wagenrad herauf,
Doch klingt der frommen Glocken Laut
  Vom hohen Kirchturm drüben
So nachbarlich vertraut.

Vier enge, steile Stiegen —
Wer käme da zu Gast?
Doch meine Tauben fliegen
Und halten bei mir Rast;
Sie stehn gereiht am Fensterbrett
  Und nicken mir und picken
Ihr Futter lieb und nett.

Auch heg' ich einen Garten,
Kühn hängt er in der Luft,
Der lohnt mein treulich Warten
Mit holdem Glanz und Duft:
Gelveigel und Geranium
  Und Rosen blühn und Nelken
Um Fenstersims herum.

Viel Kurzweil muß ich missen,
Von früh bis abends nähn,
Doch möcht' man gern auch wissen,
Was in der Welt geschehn,
Drum les' ich stets im Tageblatt,
— Die Hausfrau leiht mir's täglich —
Das Neuste aus der Stadt.

Da ist viel Schön's zu lesen,
Theater, Ball, Konzert;
Bin nie dabei gewesen,
Ob's auch mein Herz begehrt;
Doch wenn mich niemand hört und sieht,
So zwischen Licht und Dunkel,
Sing' ich mir selbst ein Lied.

Wenn ich ein Brauthemd säume
Und stick' ein Ballkleid fein,
Wohl näh' ich stille Träume
Und leise Seufzer ein;
Doch was mir auch mein Herze kränkt,
Befehl' ich meine Wege
Dem der den Himmel lenkt.

Die Welt hat mich vergessen,
Doch Gott vergißt mich nicht;
Die Jahre fliehn, indessen
Die Nadel fliegt und sticht;
Doch find't der liebe Sonnenschein
Auch durchs Mansardenfenster
Mein friedlich Kämmerlein.

Karl Gerok.

Allerlei zum Kopfzerbrechen.

1. Dreisilbige Scharade.

Du, der Ersten schöne Dritte,
Lichtumfloss'nes, fernes Ganzes!
Uns ein Vorbild edler Sitte
Aus den Tagen deines Glanzes:
Deine Säulen sind versunken,
Deine Helden fortgezogen —
Aber glänzend, sonnentrunken
Rauschen dir wie einst die Wogen!

Staunend durften jüngst wir wieder
Deine Meisterwerke sehen;
Was verherrlicht deine Lieder,
Ließ der Norden neu erstehen.

Doch, auf deinen Dankaltären
Flammen nicht mehr heil'ge Gluten,
Weil die Hände, sie zu nähren,
Längst von ihrer Arbeit ruhten.

Unsre Zeit folgt andern Zielen,
Höhres Gut hat sie errungen!
Und von deinen Saitenspielen
Sind die Töne nun verklungen —
Aber selbst uns Spätgeborne
Siehst du es als Glück begrüßen,
Wenn uns Forscher längst verlorne
Schätze deiner Kunst erschließen!

15	15	15	15	15	15	15	15	15	15	15
15	15	75	15	75	15	75	15	75	15	15
15	75	15	15	15	15	15	15	15	75	15
15	15	15	15	90	15	90	15	15	15	15
15	75	15	90	15	15	15	90	15	75	15
15	15	15	15	15	15	15	15	15	15	15
15	75	15	90	15	15	15	90	15	75	15
15	15	15	15	90	15	90	15	15	15	15
15	75	15	15	15	15	15	15	15	75	15
15	15	75	15	75	15	75	15	75	15	15
15	15	15	15	15	15	15	15	15	15	15

2. Arithmetische Aufgabe.

Von den 121 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats sollen 21 gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrigbleibenden 100 Zahlen 1890 beträgt.

Wie oft muß man die Zahl 15, wie oft die Zahl 75, wie oft die Zahl 90 streichen?

3. Rätselfrage.

Wie kann man aus den vier Wörtern „Minne", „Datum", „Steg", „Bücher" ein bekanntes Sprichwort erhalten?

4. Rätsel.

Ob's mit dem Himmel auch vereint,
Ist doch ein Erdenraum gemeint,
Und zeigt's, wohin ein Schiff zu lenken,
Gibt es doch manches auch zu denken!
Bald ist's ein Zeichen der Verständigung,
Bald eines Werks Beendigung.

Man braucht es, dieses anzumerken
Und jenes damit zu verstärken.
Oft dient's auch zur Vernichtung
Der Ford'rung und Verpflichtung.
Wie einer jagt, wie einer geigt —
Den Meister hier und dort es zeigt!

5. Dreisilbige Scharade.

Harte Steine, die nicht brechen,
Sind die Ersten, kahle Flächen,
Mondenschein umglänzt
Und im Zirkel rings umgrenzt;
Unfreiwill'ge Gaben der Natur
Oder Kunstprodukte der Rasur

Bei der Letzten, die zuvor
Diese schöne Welt verschwor,
Die erstrahlt im Frühlingsglanze.
Unbeirrt trotzdem das Ganze
Singt im Busche nimmermüd
Uns sein lieblich Frühlingslied.

Anekdoten.

Zuverlässig.

„Ja, mein lieber Meister, diesen Monat kann ich Ihnen nichts zahlen." — „Aber das haben Sie vorigen Monat auch schon gesagt." — „Nun, habe ich vielleicht mein Wort nicht gehalten?"

Bestrafte Verstellung.

Ein älteres Fräulein wird vor Gericht nach ihrem Alter gefragt. „Ende der Zwanzig!" erwidert sie schüchtern nach einigem Bedenken. — „Geboren, nicht wahr, mein Fräulein?" ergänzt der Beamte.

Großmut beim Examen.

Professor: „Sagen Sie mir, Herr Kandidat, was wissen Sie von der Emphyteusis?" — (Fünf Minuten tötlichen Schweigens.) — Professor: „Na, was wissen Sie denn von der Superfizies?" — (Das Schweigen dauert an.) — Der Regierungskommissar: „Vielleicht, Herr Professor, möchten Sie dem Herrn noch eine Gnadenfrage geben?" — Professor (wohlwollend): „Na gut, so sagen Sie mir, Herr Kandidat, was ist der Unterschied zwischen Emphyteusis und Superfizies?"





Ein besorgter Vater.

Im Theater. (Bauer zu seinem Sohn, der sich über die Brüstung legt): „Um Gotteswille, fall mer net da errunner, Andres, da unne kost's zwei Mark."

In Not.

Student (zu einem Kommilitonen): „Was machst du denn für ein trübseliges Gesicht, Schlauch!" — „Ach, mein Alter hat wieder 'mal geschrieben — verlangt, daß ich Examen machen soll — meint, es wär' Zeit, jetzt in meinem zwölften Semester!" — „Nun, und du?" — „Ich sitz' in der größten Klemme — weiß nicht, was ich vor sechs Jahren mit dem Alten abgemacht hab' — wollt' ich Medizin oder Jura studieren?"



Immer praktisch.

Diener: „Herr und Frau Kommerzienrat erlauben sich Euer Gnaden für den zwölften dieses Monats zur Tafel einzuladen . . ." — Baron: „Für den zwölften habe ich schon zwei Einladungen . . . entschieden habe ich mich noch nicht . . . Haben Sie vielleicht zufällig das Menu bei sich?"

Viceadmiral Graf von Monts.

Kommandierender Admiral der deutschen Reichsmarine.

Erinnerungen von Reinhold Werner.

Fast ein Vierteljahrhundert lang habe ich den Lesern des Daheim und in den letzten sechs Jahren auch denen des Daheimkalenders von unserer Marine und dem Seewesen in ernstem und heiterem Tone erzählen dürfen und das Gefühl gehabt, daß das, was ich schrieb, von ihnen wohlwollend aufgenommen wurde.



Viceadmiral Graf von Monts.

Es liegt mir fern, diesen Erfolg meiner schriftstellerischen Begabung zuzurechnen, sondern ich weiß sehr wohl, daß er hauptsächlich aus dem lebhaften Interesse erwachsen ist, welches alle guten Deutschen für unsere junge und doch so schnell und thatkräftig aufstrebende Marine von jeher gehegt haben, so daß man nicht zu viel sagt, wenn man sie als das Schoßkind des Volkes bezeichnet.

Unter solchen Umständen war es denn auch für mich leicht, die Leser zufrieden zu stellen, sie durch meine Schilderungen aus dem Seeleben mit diesem vertrauter zu machen, dadurch mein Scherflein zur Erhöhung jenes Interesses beizutragen, und das Schreiben machte mir Freude.

Auch mein heutiges Thema betrifft unsere Marine, aber diesmal wird mir seine Behandlung schwer. Ich habe von einem herben Verluste zu sprechen, den nicht nur die Flotte, sondern unser ganzes Vaterland und in letzter Reihe auch ich selbst zu betrauern habe. In dem kommandierenden Admiral Grafen von Monts hat unsere



Marine zu Anfang des Jahres ihre Spitze und Deutschland einen seiner tüchtigsten Offiziere verloren, ich selbst aber einen teuren Freund, mit dem ich seit vielen Jahren eng verbunden war und Freud und Leid geteilt habe.

Graf Alexander von Monts de Mazin entstammte einer alten französischen Aristokratenfamilie, deren Stammbaum bis in das zwölfte Jahrhundert hinaufreicht und deren Sitz Languedoc war. Mitte vorigen Jahrhunderts siedelte die Familie nach Deutschland über, und die Söhne widmeten sich fortan dem preußischen Militärdienste. Der Vater des Admirals starb als Generallieutenant; seine Mutter war eine geborene von Byern aus dem Hause Parchen.

Graf Alexander erblickte 1832 in Berlin, wo sein Vater bei der Garde stand, das Licht der Welt.

Seinen ersten Schulunterricht erhielt er in der damals eines vortrefflichen Rufes sich erfreuenden Zinnowschen Schule in Berlin, die vorzugsweise von Söhnen aus guten Familien besucht wurde.

Als er für höheren Unterricht reif war, wurde sein Vater nach Breslau versetzt. Dort besuchte er das Gymnasium bis zu seinem 17. Lebensjahre und würde wohl wie seine Vorfahren zur Armee gegangen sein, wenn nicht im Jahre 1849 Preußen eine Marine gegründet hätte.

Der Enthusiasmus, welchen damals ganz Deutschland für die neue Schöpfung empfand, und der namentlich die jugendlichen Gemüter entflammte, denen das Seeleben in hochromantischem Lichte erschien, verfehlte nicht, seinen Einfluß auch bei Graf Monts geltend zu machen. Keine Vorstellungen der Eltern vermochten ihn von seinem Vorhaben, den Marinedienst als Lebensberuf zu ergreifen, abzubringen, und so trat er Ende November 1849 als Kadett in die preußische Marine ein.

Allerdings wurde sein Feuereifer für die neue Laufbahn ganz bedeutend abgekühlt, als er den damaligen Stand der Dinge in der Nähe betrachtete, die aus der Ferne so ganz anders erschienen. Es war Winter; Eis bedeckte Häfen und Ströme, und die Kriegsfahrzeuge lagen eingefroren und abgetakelt. Anstatt auf dem weiten, freien Meere umherzuschweifen, fremde Länder und Völker zu schauen, im Kampfe mit den Elementen die Kräfte des Körpers und Geistes zu stählen und den poetischen Hauch des Ozeans zu atmen, mußte er wieder monatelang die Schulbänke drücken, denen er soeben Valet zu sagen geglaubt, und von der erhofften Romantik blieb vorläufig als einzige Entschädigung nur die schmucke Kadettenuniform.

Aber auch das kommende Frühjahr und der Sommer brachten



nur bittere Enttäuschungen. Die preußische Marine befand sich in ihrem ersten Kindesalter und war noch nicht älter als ein Jahr. Die Schmach der dänischen Blockade unserer gesamten Küsten durch einige wenige und unzureichend bemannte Fregatten hatte sie in das Leben gerufen. Um erstere abzuwehren, waren in aller Eile eine Reihe hölzerner Ruderkanonenboote gebaut, welche sich aber so wenig seefähig zeigten, daß sie es nur bei ganz stillem Wetter wagen durften, sich auf eine oder zwei Meilen von der Küste zu entfernen. Ebenso gingen sie so flach und lagen so niedrig über Wasser, daß die Besatzungen nur tags über in ihnen weilen konnten, nachts jedoch am Lande untergebracht werden mußten. Von irgend welcher Bequemlichkeit konnte deshalb nicht im geringsten die Rede sein, und die erträumte Poesie des Seelebens wandelte sich auf ihnen in eine höchst unangenehme Prosa.

Außer diesen Kanonenbooten hatte man noch einige kleine Handelsschiffe und einen Postdampfer der Marine einverleibt und mit Kanonen besetzt.

Bald zeigte sich jedoch, daß jene ehemaligen Handelsschiffe in vielen Punkten für diese notwendige Schulung nicht genügten und namentlich nicht die erforderliche Größe besaßen.

Die armen Kadetten waren auf ihnen so eingepfercht, daß sie es kaum besser hatten, als auf den Kanonenbooten, und wenn sie nun auch wirklich auf die See kamen, so konnten sie sich in ihrer kleinen und stets dunklen Messe, die nur durch eine Öllampe mit beständig zerbrochenem Cylinder oder ditto Glocke dürftig erhellt wurde, kaum bewegen, und nachts lagen sie wegen des mangelnden Raumes in ihren Hängematten so eng aneinander gepackt, wie die Heringe. Das war nun zwar höchst unbequem, aber die Kadetten selbst empfanden es nicht so schlimm. Jugendliche Spannkraft hilft über vieles fort, und wenn dann noch Charakterfestigkeit, energisches Wollen und Ehrgeiz, etwas zu leisten, hinzutreten, wie bei Graf von Monts, so werden solche Unebenheiten des Lebens noch viel leichter überwunden. Wenn auch seine ursprünglichen Anschauungen über das Seeleben einen argen Stoß erfahren hatten, fühlte er sich in dem erwählten Berufe dennoch zufrieden und gab sich die redlichste Mühe, ihn von der besten Seite aufzufassen und durch ernstes und eifriges Streben in ihm vorwärts zu kommen.

Dies sollte auch bald seinen Lohn finden und angenehmere Verhältnisse für ihn schaffen. Wie schon bemerkt, wurde durch die mangelhafte Art der verfügbaren Schulschiffe die kriegsschiffsmäßige Erziehung des Personals sehr beeinträchtigt. Der damalige Ober-

13*



befehlshaber der Marine, Prinz Adalbert von Preußen, faßte daher den Gedanken, einen Teil der Offiziere und Kadetten auf einige Jahre in die befreundete englische und amerikanische Marine zur Dienstleistung zu senden und dadurch ihre Schulung rascher zu fördern.

Die Strebsamkeit und der Diensteifer des Grafen von Monts waren nicht unbemerkt geblieben und hatten auch die Beachtung des Prinzen auf sich gezogen; er wurde deshalb für jene Zwecke mit auserwählt und zur englischen Marine kommandiert. Damit begann für ihn eine Periode, welche ganz bedeutend mehr den Ideen entsprach, die er nach Marryats und Coopers Romanen sich vom Seeleben gemacht, aber auf den Kanonenbooten und Marineschiffen der vaterländischen Marine bisher so wenig verwirklicht gefunden hatte.

Er wurde der Korvette „Sharpshooter" zugeteilt und verblieb auf ihr zwei Jahre, um auf ihren Kreuzfahrten die Licht- und Schattenseiten seines Berufs kennen zu lernen, wobei erstere jedoch überwogen. Das Schiff bewegte sich nämlich nicht in unseren stürmischen nordischen Meeren, welche oft so harte Anforderungen an die Seeleute stellen, daß ihnen wenig Lebensfreude bleibt, sondern nur in jenen tropischen Gewässern, in denen man selten ernsten Gefahren begegnet, wo keine Stürme drohen, und man höchstens mit Windstillen zu kämpfen hat, wo Geist und Herz sich an den zahllosen Wundern der Schöpfung erfreuen können und das Sonnenlicht vielgestaltetes Leben aus der unter den gleichmäßigen Passatwinden nur sanft wallenden blauen Tiefe hervorzaubert und an ihre Oberfläche lockt.

Der „Sharpshooter" hatte seine Station an der ostafrikanischen Küste zur Unterdrückung des Sklavenhandels, der damals noch ziemlich lebhaft betrieben wurde. Die Jagd auf verdächtige Schiffe unterbrach die Eintönigkeit der oft monatelangen Kreuztouren und gab eine aufregende und namentlich für die jugendlichen Kadettengemüter hochinteressante Abwechselung. Die genommenen Sklavenschiffe wurden dann nach dem jeweiligen Schiffsorte nach Sierra Leone oder St. Helena aufgebracht; auch Madeira oder die kanarischen Inseln wurden angelaufen, um dort Erfrischungen zu nehmen und die Freuden des Landlebens in ungebundener Freiheit zu genießen. So war es erklärlich, daß Graf von Monts sich dieser Jahre, welche wohl die schönsten und sorglosesten in seinem ganzen dienstlichen Leben waren, auch später gern erinnerte und mit dem ihm eigentümlichen Humor von seinen verschiedenen Erlebnissen auf dem „Sharpshooter" erzählte.

Bei seiner Rückkunft von England fand er die vaterländische Marine schon etwas vergrößert. Die bei Eckernförde durch deutsche



Batterien eroberte dänische Fregatte „Gefion" von 48 Kanonen und 500 Mann Besatzung war nach Auflösung der anfänglich von ganz Deutschland so freudig begrüßten und nach wenigen Jahren so schmählich unter den Hammer gekommenen deutschen Marine von Preußen übernommen, die große Dampfkorvette „Danzig" gebaut, und unser Oberkommando stand in Unterhandlung mit England wegen Ankaufs von zwei Fregatten und zwei Briggs.

Vorläufig sollte Graf von Monts jedoch keinen Nutzen von dieser Vergrößerung ziehen, und mit betrübtem Herzen sah er das erste preußische Geschwader hinausziehen, um den fremden Völkern unsere neue Kriegsflagge zu zeigen, ohne daß er selbst dabei beteiligt sein konnte. Wiederum galt es für ihn, statt der frischen, freien Seeluft auf längere Zeit die dumpfe Atmosphäre der Schulstube einzuatmen, um sich für die Prüfung zum Seekadetten erster Klasse (jetzt Unterlieutenant zur See) vorzubereiten. Es kam ihm hart an, nach den letzten, von jedem Schulzwang befreiten Jahren sich mit den heiklen Aufgaben der sphärischen Trigonometrie, mit Physik, Chemie, Schiffsbaukunst und dergleichen herumzuschlagen, aber er setzte sich trotzdem mit Ernst dahinter, bestand die Prüfung gut und wurde 1854 befördert.

Bald nachher machte ich seine persönliche Bekanntschaft.

Wir wurden dann zusammen auf dem „Merkur" eingeschifft, der zum Schiffsjungenschiff eingerichtet, und dessen erster Offizier ich war, während Graf von Monts Dienste als Wachehabender that. Wir kreuzten sechs Monate in der Ostsee und hatten neben der Ausbildung der Schiffsjungen auch die Aufgabe, die Abweichung der Magnetnadel vom wahren Meridian festzustellen, da dieselbe in unseren Meeren periodischen Schwankungen von fünf oder mehr Grad unterworfen, und ihre genaue Bestimmung deshalb von großer Wichtigkeit für die Schifffahrt ist.

Zuerst berührte mich sein offenes und dabei kavaliermäßiges Wesen sehr angenehm, welches letztere durch seinen Aufenthalt auf der englischen Flotte, deren Offiziere und Kadetten damals diese Eigenschaft vielfach vermissen ließen, nicht beeinträchtigt worden war. Sodann aber nahm mich auch der Eifer für ihn ein, mit dem er sich der Erziehung der Schiffsjungen widmete und den er überhaupt bei jeder ihm übertragenen Dienstleistung zeigte. Endlich aber brachte uns unsere beiderseitige Liebe zur Musik einander näher. Er spielte recht gut Violine, die auf allen seinen Seereisen sein treuer Begleiter war und ihm seine Mußestunden angenehm verkürzte, ich selbst war Dilettant auf dem Klavier und führte, wo es angängig war, an Bord

ein solches mit mir. Das knüpfte ein engeres Band; wir spielten zusammen, und das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen wurde zwar dienstlich wie bisher voll gewahrt, gestaltete sich aber außerdienstlich allmählich zu einem Freundschaftsbündnis, das über dreißig Jahre währte, nie durch einen Mißton getrübt wurde und erst mit dem Tode des Admirals endete.

Infolge der Vergrößerung unserer Marine konnten auch die Beförderungen in etwas schnellerem Schritte vor sich gehen, und während Graf von Monts fünf Jahre lang die Kadettenjacke hatte tragen müssen, wurde er schon nach drei Jahren Lieutenant zur See (Premierlieutenants Rang) und that dann als Wachehabender auf verschiedenen Schiffen bis 1859 Dienst. Wie es sich in der Marine so häufig trifft, daß treue Kameraden auf lange Jahre getrennt werden, so geschah es auch hier. Nach jenem Zusammensein auf dem „Merkur“ sahen wir uns drei Jahre nicht. Erst im Herbst 1859 konnten wir einander wieder persönlich begrüßen, um beide an der ostasiatischen Expedition nach China, Japan und Siam teilzunehmen. Dieselbe bestand aus der Schraubenkreuzerfregatte „Arkona“, dem ersten größeren Kriegsschiffe, das Preußen selbst gebaut hatte, der Segelfregatte „Thetis“, dem Schuner „Frauenlob“ und dem Transportschiffe „Elbe“. Graf von Monts war zunächst Wachehabender, dann Adjutant des Geschwaderchefs, Kapitän zur See Sundewall, auf der „Arkona“, und ich Befehlshaber der „Elbe“.

Der Zweck dieses Geschwaders war der Abschluß von Handelsverträgen mit jenen Ländern für die norddeutschen Staaten.

Wenn auch voller Erfolg in handelspolitischer Beziehung die Expedition krönte, welche sich über einen Zeitraum von nahezu drei Jahren erstreckte, und sie ebenso in seemännischer Hinsicht zu einer ganz außerordentlichen Schulung der Offiziere und Mannschaften Gelegenheit bot, so gehörte sie andererseits zu den mühe- und gefahrvollsten, die von unserer Marine unternommen worden sind. Es schien fast, als sollte das Geschwader auf dieser Reise alles auskosten, was das Seeleben an Schwerem aufweist. Von den vier Schiffen, die ausgezogen waren, kehrten nur drei zur Heimat zurück; der Schuner „Frauenlob“ ging in einem jener Wirbelstürme, welche unter dem Namen „Taifunde“ den Schrecken der ostasiatischen Gewässer bilden, unweit der japanischen Küste mit seiner gesamten Besatzung verloren.

Der achte Teil der Besatzungen, d. h. über hundert Mann und darunter sechs Offiziere, sahen ihr Vaterland nicht wieder. Zweiundvierzig Köpfe gingen mit der „Frauenlob“ unter. Die übrigen er-

lagen klimatischen Krankheiten, und außerdem war noch ein bedeutender Bruchteil invalid geworden, während ich selbst auf meinem Schiffe das große Glück hatte, sämtliche Mannschaften gesund zurückzubringen.

Die „Arkona" aber wurde ganz besonders von Unglücksfällen heimgesucht. Sie hatte bei ihrer Überfahrt nach England, wo sie sich mit den übrigen Schiffen vereinigen sollte, in der Nordsee so schwere Stürme zu bestehen, daß nur die besonders starke Bauart des neuen Schiffes dasselbe vor dem Untergange bewahrte, es aber nicht vor schweren Havarieen zu schützen vermochte, die monatelange Ausbesserungen in Portsmouth notwendig machten. „Thetis" und „Frauenlob" wurden nach Rio Janeiro vorausgeschickt, ich folgte ihnen Anfang April und die endlich reparierte „Arkona" kurze Zeit danach. In Teneriffa holte mich die „Arkona" wieder ein; ich erhielt aber den Befehl, nicht auch nach Brasilien, sondern direkt nach Singapore, dem nächsten Rendezvous der Schiffe, zu segeln. So legte ich die Reise dorthin allein zurück, während die übrigen von Rio Janeiro aus ihren Weg zusammen antraten. Schlechtes Wetter in den sturmreichen südlichen Breiten sprengte aber auch sie bald auseinander, und alle vier fanden sich erst Ende Juli 1860 in Singapore wieder zusammen. Merkwürdig war es indessen immerhin, daß, wie später die Vergleichung der Schiffstagebücher ergab, sie stets einander nahe geblieben waren und am 21. Juni, dem dortigen Wintersanfang, bei einem schweren Wirbelsturme sich innerhalb eines Kreises von 15 deutschen Meilen befunden hatten, ohne von einander zu wissen. Hierbei war mein Schiff am schlimmsten fortgekommen, weil es dem Mittelpunkte des Cyclons am nächsten stand, und ich werde mein Lebtag nicht die entsetzliche Nacht vom 21./22. vergessen, wo der Orkan grausenerregend heulte, die See sich zu Bergen türmte, wie ich es nie gesehen, Sturzseeen uns überfluteten, die Boote und alles nicht Niet- und Nagelfeste über Bord rissen. Als ich mit Tagwerden zum erstenmale das Deck verließ und meine Kajüte betrat, fand ich dort alles verwüstet, meinen kleinen Hund in einer Ober-Koje ertrunken, mein schönes Fortepiano von seinen Befestigungen gebrochen und zertrümmert. Die erhofften trockenen Kleider aber lagen in allen Ecken und Winkeln zerstreut und waren ebenso naß, wie diejenigen, in denen ich während der Nacht bei nur zwei Grad Wärme gestanden hatte. In manchen Augenblicken gab ich keinen Pfennig mehr für das Schiff, aber es ging alles gut, und dann vergißt man so etwas bald wieder.

Dafür entschädigten wir uns dann später um so mehr mit den Kameraden in Singapore, und die dort verlebten schönen Wochen, wo



Graf v. Monts und ich auch mit einem fast europäisch gebildeten malaiischen Prinzen, Abu Bakr, Sohn des Maharadscha von Johore auf der Halbinsel Malakka, und dem jetzigen Beherrscher Freundschaft schlossen und in seinem gastfreien Hause manche hochinteressante Stunde verlebten, sind uns unvergeßlich geblieben.

Nach vierzehn prachtvollen Tagen schlug wieder die Trennungsstunde. Die „Arkona" mit dem mit der Überlandpost eingetroffenen Gesandten Graf zu Eulenburg an Bord, dampfte, den „Frauenlob" mit sich nehmend, um ihn bei Gegenwinden zu schleppen, voraus, während die „Thetis" und „Elbe" in Zwischenräumen folgten. Wer von uns hätte beim Abschiede daran gedacht, daß es für so viele der Kameraden der letzte sein, und wir sie nie wiedersehen sollten?

In den japanischen Gewässern überfiel ein furchtbarer Taifun die beiden ersteren Schiffe. Die „Arkona" schleppte den „Frauenlob", bis spät abends das Bugsiertau brach. Nach einer angstvoll verbrachten Nacht sah man mit Tagesgrauen den kleinen Schuner tapfer mit der gewaltigen See kämpfen, und allen fiel ein Stein vom Herzen; dann aber verdunkelte eine von dichtem Regen begleitete Orkanbö den Horizont, und als es eine Stunde später wieder etwas aufklarte, da war das unglückliche Fahrzeug verschwunden, und nie ist wieder eine Spur von ihm entdeckt worden.

Als dann der furchtbare Sturm, dem auch die „Arkona" fast zum Opfer gefallen wäre, vorübergezogen, dampfte sie nach der Stelle, wo der Schuner zuletzt gesehen war, sie zog Kreise von vielen Meilen um dieselbe, aber vergebens — das Fahrzeug war mit allem Lebenden, das es trug, in die Tiefe gesunken. Auf der Reede von Yeddo trafen die drei übrigen Schiffe wieder zusammen, aber während unsere Gemüter durch das düstere Geschick des „Frauenlob" noch tief erschüttert waren, kam eine andere Unglücksbotschaft aus der Heimat, die nicht minder traurig lautete. Die Korvette „Amazone" mit 100 Mann und 25 Kadetten an Bord war in einem ähnlichen Sturme von dem gleichen schrecklichen Lose ereilt worden. Ihr Großmast und eine Flagge spülten an der holländischen Küste an — das war die einzige und letzte Kunde von dem verfehmten Schiffe.

Wir lagen viele Monate vor Yeddo; die Japaner suchten auf jede Weise durch Hinschleppung der Sache unseren Gesandten zu ermüden, scheiterten aber an dessen Ausdauer, und der Vertrag kam schließlich zu stande. Jedenfalls aber war der Aufenthalt in dem bisher gegen alle Fremde so hermetisch abgeschlossenen Japan für uns Offiziere der interessanteste Teil der Expedition, da jeder Tag etwas Neues bot. Dann ging es nach China, nach der Reede von Tient-



sin, der Hafenstadt von Peking, und zwar wiederum auf verschiedene Monate, aber einen schrecklicheren Aufenthalt kann man sich kaum denken. Wegen des flachen Wassers erschien die Küste für uns nur als ein blauer Streifen; unser einziges Vergnügen war, bei 25 Grad Hitze auf einer öden, unbewohnten Sandinsel Ball zu schlagen, welche wir „Verzweiflungsinsel“ tauften, oder beim Baden zu einem flachen Felsen zu schwimmen, der bei Ebbe über Wasser kam, von ihm mit Hammer und Meißel Austern zu lösen und sie an Ort und Stelle zu verzehren, wobei wir uns jedoch oft genug die nackten Körper an den scharfen Muscheln blutig ritzten. Eine Abwechselung bot in der ganzen Zeit nur ein Abstecher nach Ninghae, wo die berühmte chinesische Mauer beginnt, der wir einen Besuch machten, und die hier mit 60—80 Fuß Höhe und 40—50 Fuß Breite unmittelbar am Meere aufsteigt, um über drei hintereinander gelagerte Gebirgsketten, die sich bis zu 2000 Fuß erheben, nach dem Innern des Landes fortgeführt zu werden. Wie werden aber deutsche Schiffe erstaunen, wenn sie jene Gegend besuchen und dort schon auf eine Meile Entfernung an der Mauer den Namen des berühmten deutschen Reisenden „Kieselack“ lesen, der sich dort in 12 Fuß langen Buchstaben ebenfalls verewigt hat! Es war dies auf Anregung des Grafen v. Monts geschehen, dessen alter Humor dabei noch einmal zum Durchbruch kam. Auf seinen Wink nach dieser Richtung zogen eines schönen Morgens in aller Frühe die Kadetten der „Arkona“ mit Leitern, Stangenpinseln und schwarzer Ölfarbe an Land, um das Kunstwerk auszuführen, denn bis dorthin war Kieselack nach ihrer Ansicht doch noch nicht gekommen.

In Siam machten sich die Vertragsverhandlungen schneller, was wir jedoch bedauerten, denn in diesem prachtvollen tropischen Lande, in dem man uns überdem sehr freundlich entgegenkam, gefiel es uns gar wohl, wenngleich andererseits die Rückberufungsordre wieder hochwillkommen geheißen wurde — waren wir doch schon über zwei Jahre von der Heimat getrennt!

Nach unserer Rückkehr vermählte sich Graf v. Monts mit Fräulein Clara von Ingersleben, Tochter des Wirklichen Geheimrats und Obertribunals-Vicepräsidenten Dr. von Ingersleben, einer ebenso geist- wie gemütvollen jungen Dame, mit der er die glücklichste Ehe bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode geführt hat. Sie war die treue Gefährtin seines Lebens, teilte alle seine Interessen, wußte ihn in den vielen schweren Stunden, die er zu überwinden hatte, aufzumuntern und zu trösten und verstand es, sich im Fluge die Liebe und Verehrung aller zu erwerben, welche mit ihr in Berührung kamen.



Aus dieser Ehe sind drei Söhne entsprossen, die Grafen Alexander, Eberhard und Erich. Der älteste und jüngste sind dem Berufe des Vaters gefolgt und gehören der Marine an; Graf Eberhard war zur Armee gegangen, wurde jedoch im kräftigsten Jünglingsalter durch eine tückische Krankheit in wenigen Tagen dahingerafft.

Bald nach seiner Verheiratung wurde Graf v. Monts zum Kapitänleutnant (Hauptmannsrang) befördert und zu Anfang des Jahres 1864 bei Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges zum Kommandanten des Aviso „Loreley“ ernannt.

Ebenso wie wir auf der ostasiatischen Expedition im Kampfe mit den Elementen bei einander gestanden, hatten wir beiden Freunde jetzt auch die Ehre, in der ersten Bluttaufe unserer jungen Marine Seite an Seite zu kämpfen, als der damalige Kapitän zur See Jachmann, Kommandant der Kreuzerfregatte „Arkona“, unser Geschwaderchef, es am 17. März 1864 unternahm, mit seinem Schiffe sowie der Kreuzerkorvette „Nymphe“, welche ich selbst befehligte, und der von Graf v. Monts kommandierten „Loreley“ das bei Jasmund versammelte, mehr als dreifach überlegene dänische Blockadegeschwader anzugreifen und mit ihm 2½ Stunden lang zu kämpfen.

Dieser Angriff war, gelinde gesagt, ein sehr gewagter. Eine solche Übermacht eines zur See von jeher als tapfer und tüchtig anerkannten Feindes, zehn Meilen weit vom eigenen Hafen aufzusuchen, erschien tollkühn, aber einmal hatte es eine innere Berechtigung, und dann ist das Glück gewöhnlich dem Kühnen hold.

So groß auch das Interesse für unsere Marine damals im Lande sein mochte und war, fehlte dennoch das Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit im Kriege. Seit den 15 Jahren ihres Bestehens hatte sie zwar schon die preußische Flagge in entfernte Meere getragen und mit Hingabe und ehrenvoll friedliche Aufgaben erfüllt, dabei oft genug ebenso viel Mut und mehr, als im Kampfe mit mächtigen Feinden gezeigt werden mußte, aber das Bewußtsein davon war noch nicht in das Herz des Volkes eingedrungen. Wir wurden, um mich eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, noch nicht recht für voll angesehen, und das empfand jeder, der in ihr diente, schmerzlich.

Es galt daher dem Vaterlande zu zeigen, daß auch ein kriegerischer Geist der Marine innewohne, daß sie von demselben Mute beseelt sei, wie die Armee, und daß, wenn es ihr an Schiffen gebrach, doch das Personal bereit sei, die Ehre der Flagge zu wahren und durch Tapferkeit und Geschicklichkeit das zu ersetzen, was ihr an Macht abging. Dies gemeinsam empfundene Gefühl ließ den Gedanken an



ein Mißlingen des Planes nicht aufkommen; es erfüllte den Geschwaderchef und seine sämtlichen Untergebenen mit festem Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang, der auch nicht ausblieb.

An einen Sieg unsererseits konnte ja unter den obwaltenden Umständen nicht gedacht werden, aber wir brachten den Dänen bedeutendere Verluste bei, als wir selbst erlitten, und der sich bei uns nur auf fünf Tote und acht Verwundete belief, wenngleich dies wunderbar genug erschien, da unsere drei Schiffe 22 Treffer im Rumpf und einige achtzig in ihren sonstigen Teilen aufwiesen.

Das kühne Vorgehen unserer Marine, die ihren Zweck erreicht hatte, wurde in ganz Deutschland mit Enthusiasmus begrüßt und übte einen ganz bedeutenden Einfluß auf ihre fernere Entwickelnug. Man wußte nun im Volke, was man an ihr hatte, und daß es nur noch an Schiffen fehlte.

König Wilhelm von Preußen nannte den 17. März den Stiftungstag der Marine; er beförderte Kapitän Jachmann zum Kontreadmiral, und auch Graf v. Monts, auf dessen kleinem Schiffchen der neben ihm auf der Kommandobrücke stehende Lootse durch eine feindliche Kugel getötet war, wurde wegen seines tapferen Verhaltens mit dem Roten Adlerorden mit Schwertern dekoriert. Es war dies der Beginn der großen Reihe von wohlverdienten Auszeichnungen, die ihn später schmückten, und von denen die letztverliehene höchste, der Rote Adlerorden erster Klasse, nur noch dem Toten auf die Brust geheftet werden konnte, da die Verleihung erst einen Tag nach seinem Hinscheiden am Ordens- und Krönungsfeste bekannt wurde.

Anfang 1868 wurde er zum Korvettenkapitän befördert und in die Artillerie-Prüfungskommission berufen.

Der französische Krieg führte ihn wieder in den praktischen Dienst zurück. In Wilhelmshaven wurde eine Torpedoabteilung gegründet, und er an die Spitze derselben berufen, um später Inspecteur des ganzen Torpedowesens zu werden. Als solchem lag ihm die Sicherung unserer Nordseeströme und Häfen durch Torpedosperren gegen feindliches Eindringen ob.

Nach längerer Trennung traf ich in Wilhelmshaven, wo ich die Panzerfregatte „Kronprinz“ während des Krieges befehligte, wieder mit Graf v. Monts zusammen, und einige Zeit später bekamen wir für mehrere Jahre auch in demselben Hause Wohnung, wodurch unsere Freundschaft nur um so gefestigter wurde, da sie sich durch das enge Zusammenleben an einem Orte, der damals erst eben im Entstehen begriffen war und fast nichts bot, auch auf unsere beiderseitigen Familien übertrug, die sich bis dahin noch nicht gekannt



hatten, um sich ebenso harmonisch und treu zu gestalten und zu bleiben, wie bei uns Männern. Nach dem Kriege erhielt ich den Befehl über das Artillerieschulschiff „Renown“ in Wilhelmshaven, in dessen Kommando Graf v. Monts mich später ablöste, und das er zwei Jahre lang führte, während bereits 1874 seine Beförderung zum Kapitän zur See erfolgte.

1876 wurde er dann zum Befehlshaber der Kreuzerfregatte „Vineta“, dem Kadettenschulschiffe ernannt, um damit eine zweijährige Reise um die Erde zu machen.

Die Reise der „Vineta“ verlief zwar schließlich glücklich, aber nicht angenehm, da das Schiff in ähnlicher Weise wie damals auf der ostasiatischen Expedition die „Arkona“ außergewöhnlich viel mit Stürmen und schlechtem Wetter zu kämpfen hatte. Ja, in der Magellhanstraße wurde es nur wie durch ein Wunder vor völligem Untergange gerettet.

Einige Tage später sollte Graf Monts jedoch, als er abends wieder Zuflucht in einer Bucht suchte, unter Sturm und Regen ein wunderbares Zusammentreffen erleben. Ein zweites Schiff von Westen her wählte denselben Ankerplatz, und wer beschreibt das Erstaunen und die Freude auf beiden, als man deutsche Kameraden erkannte? Es war die Kreuzerfregatte „Gazelle“, welche von einer mehrjährigen wissenschaftlichen Expedition aus der Südsee zurückkehrend, sich auf dem Heimwege befand. Zeit und Umstände gestatteten nur ein Zusammensein bis zum nächsten Tage, aber es war eine wahre Herzenserfrischung, die wenigen Stunden in traulichem Gespräch auszunutzen, und das Zusammentreffen selbst so viel tausende Meilen von der Heimat entfernt war seltsam genug.

Mit dem Beginn der Reise des Grafen von Monts mit der „Vineta“ hatte ich inzwischen die Stellung als Stationschef in Kiel erhalten, während ersterer seine Garnison in Wilhelmshaven behielt. Damit erreichten die schönen Jahre unseres engeren Zusammenlebens ihren Abschluß, und es war uns, da ich Ende 1878 meinen Abschied aus der Marine nahm, späterhin nur noch vergönnt, uns besuchsweise zu sehen.

Nach seiner Rückkehr wurde er Kommandeur der Werftdivision und erhielt im Frühjahr 1878 den Befehl über die Panzerfregatte „Großer Kurfürst“. Dieselbe war soeben fertig geworden, sollte ihre erste Fahrt machen und gehörte zu den schwersten Schiffen unserer seit Gründung des Deutschen Reiches so mächtig aufstrebenden Marine. Sie wurde einem Übungsgeschwader zugeteilt, das unter dem Befehle des Contreadmiral Batsch aus den Panzerfregatten „König Wilhelm“, „Großer Kurfürst“, „Preußen“ und „Friedrich d. Gr.“ bestehen sollte.



Es war das erste Mal, daß Deutschland ein so mächtiges Geschwader hinausschickte, um damit Kunde von der jetzigen Bedeutung seiner Marine zu geben, und wohl mochten die darauf Eingeschifften und namentlich die Schiffskommandanten stolz darauf sein, unter solchen Umständen die deutsche Kriegsflagge auf dem Meere zu zeigen, aber ein böser Unstern wandelte in wenigen Tagen diesen freudigen Stolz in Kummer und Trauer, und nicht nur in der Marine selbst, sondern im ganzen Vaterlande.

Zunächst lief die Panzerfregatte „Friedrich der Große" im Belt auf den Grund und wurde so schwer beschädigt, daß sie nach Kiel zurück mußte.

Das jetzt nur noch aus drei Schiffen bestehende Geschwader lief Ende Mai von Wilhelmshaven aus nach dem englischen Kanal und war bei prachtvollem Wetter, völliger Windstille und spiegelglattem Wasser am dritten Tage bei Folkstone angelangt, als es plötzlich von einem furchtbaren Unglücksfalle heimgesucht wurde, dessen Kundwerden ganz Deutschlandauf das schmerzlichste durchzitterte.

Erst im Jahre 1883, als General von Stosch seines Postens als Chef der Admiralität enthoben und Generallieutenant von Caprivi als sein Nachfolger berufen war, begannen für den Grafen wieder bessere Zeiten.

Bereits im Juli desselben Jahres wurde er zum Stationschef in Wilhelmshaven ernannt und ihm damit ein großer Wirkungskreis eröffnet, in dem er im Vollbesitz des Vertrauens seines neuen Vorgesetzten und in schönster Harmonie mit ihm, seinen auf so lange Erfahrung fußenden Ansichten Geltung verschaffen und nicht allein im Bereiche seiner Station, sondern auch der ganzen Marine wesentlichen Nutzen bringen konnte.

Sehr bald wußte er den Geist, der von jeher ihn selbst beseelte, den Geist treuester Pflichterfüllung, nie ermüdender Hingabe an die Forderungen des Dienstes und der Arbeitsfreudigkeit, auch seinen Untergebenen einzupflanzen, dabei aber durch sein von Wohlwollen getragenes Wesen sich die hohe Achtung und Liebe aller derjenigen zu erwerben, die unter ihm dienten oder auch außerdienstlich mit ihm in Berührung kamen.

Im Jahre 1884 erhielt er den Befehl über das Panzerübungsgeschwader, mit welchem größere Manöver in Ost- und Nordsee, sowie Landungen und Angriffe auf Landbefestigungen verbunden waren. Wie er sich dieser wichtigen Aufgabe entledigte, dafür mag der Umstand sprechen, daß als Anerkennung seiner Leistungen Allerhöchsten Ortes unmittelbar nach Schluß der Manöver seine Beförderung zum



Viceadmiral erfolgte. Damit waren die Schatten jener trüben fünf Jahre nach dem Untergang des „Großen Kurfürsten" gänzlich ausgelöscht, und Graf von Monts durfte mit voller Befriedigung auf das jetzt Erreichte blicken.

Er blieb noch vier Jahre in seiner Stellung als Stationschef und wirkte in derselben in Lust und Liebe für die Marine. Sein gastfreies Haus, das er und seine liebenswürdige Gemahlin zum Mittelpunkte einer gemütvollen Geselligkeit für das Offiziercorps und dessen Familien zu gestalten verstanden, trug nicht wenig dazu bei, Wilhelmshaven zu einer sehr angenehmen Garnison zu machen und gänzlich vergessen zu lassen, daß der Ort sonstiger Reize ziemlich bar ist. Ein jeder befand sich dort wohl, und dies behagliche Gefühl war lediglich die Folge des kameradschaftlichen Zusammenlebens, das Graf und Gräfin von Monts zu wecken, zu erhalten und stets neu anzuregen wußten.

Nur einmal erlitt dasselbe durch einen schweren Schicksalsschlag eine Unterbrechung. Der zweite auf der Kriegsschule befindliche Sohn des Admirals, Graf Eberhard, erkrankte plötzlich schwer, und nach wenigen Tagen rief der Tod das junge, blühende Menschenleben ab.

Im Jahr 1888 feierte das gräfliche Paar seine Silberhochzeit, und bald darauf erfolgte die Berufung des Grafen nach Berlin in Stelle des ausscheidenden Generals von Caprivi als kommandierender Admiral und stellvertretender Chef der Admiralität.

Wenn irgend etwas für die allgemeine Liebe und hohe Verehrung Zeugnis abzulegen geeignet war, welche Graf und Gräfin Monts nicht allein in der Marine, sondern bei allen Bewohnern Wilhelmshavens genossen, so zeigte es sich bei diesen Gelegenheiten in großartigster und doch rührender Weise. Da war nichts Gemachtes, die dargebrachten Huldigungen kamen von Herzen und gingen zu Herzen; sie waren der Ausdruck der Gefühle, die alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, bewegten und von allen gleich empfunden wurden. Bei der silbernen Hochzeit äußerten sich diese Gefühle in der freudigsten Anteilnahme an dem schönen Familienfeste, bei dem Verlassen Wilhelmshavens jedoch waren sie wehmütiger Natur. Jedem kam es zum Bewußtsein, was man an den Scheidenden verlor, und jeder war bestrebt, noch zuletzt seine Dankbarkeit für das, was das gräfliche Paar für die Allgemeinheit und den Einzelnen in den fünf Jahren ihres Dortseins gethan, an den Tag zu legen.

Mit seiner Ernennung zum kommandierenden Admiral und Chef der Admiralität hatte Graf von Monts die höchste Stufe in der Marine erreicht und war damit in eine große verantwortungsvolle



Stellung gekommen. Wohl mochte er jetzt mit innerer Genugthuung auf seinen Lebensweg zurückblicken. Neununddreißig Jahre gehörte er der Flotte an, hatte von ihren ersten unscheinbaren Anfängen alle ihre Phasen bis zu ihrer jetzigen großartigen Entwickelung mitdurchlebt und nach Kräften zu letzterer selbst beigetragen. Schwere Zeiten lagen hinter ihm, aber er hatte sie überwunden, und das Vertrauen seines Kaisers, der ihn an die Spitze der Marine berufen, für die Seine Majestät selbst ein so hohes Interesse hegte, war ein so glänzender Lohn für die geleisteten treuen Dienste, daß alles Trübe in der Vergangenheit darüber in Vergessenheit geriet.

Freilich brachte die neue Stellung keine Erleichterung der dienstlichen Aufgaben, die schon dem Stationschef in so reichem Maße zugemessen waren. Im Gegenteil häuften sie sich für Graf von Monts in solcher Weise, daß nur die angestrengteste Thätigkeit, die sich häufig bis tief in die Nacht erstreckte, sie zu bewältigen vermochte. Es handelte sich um eine bedeutende Verstärkung unsrer Marine.

Die Aufgabe, den Plan für diese Vermehrung auszuarbeiten, unter Berücksichtigung aller technischen Verbesserungen und Erfindungen die Entwürfe der neuen Schiffe festzustellen, die Geldforderung im Betrage von über hundert Millionen vor dem Reichstage zu vertreten und dafür die Verantwortung zu übernehmen, fiel Graf von Monts zu, und man wird es begreiflich finden, daß sie eine schwere, seine geistigen und körperlichen Kräfte in höchstem Grade in Anspruch nehmende war. Mit gewohnter Hingabe an den allerhöchsten Dienst unterzog er sich jedoch derselben und löste sie trotz der wenigen Monate Zeit, die ihm bis zum Zusammentritte des Reichstags blieben, in glücklicher Weise — allerdings mit seinem Herzblute.

Schon früher hatte er einigemale an Magengeschwüren gelitten; zu Ende des vorigen Jahres zeigte sich das Leiden wieder, wenngleich es anfänglich von den Ärzten nicht erkannt wurde. Wäre es ihm vergönnt gewesen, durch Ruhe und Erholung seine Kräfte zu schonen, so würde es auch diesmal wohl überwunden worden sein, aber sein Pflichtgefühl litt es nicht, die hochwichtige Arbeit, welche ihn beschäftigte, zu unterbrechen, obwohl die stete geistige Anspannung die Widerstandskraft des Körpers immer mehr untergrub.

Er fühlte sich bereits sehr krank, als die neue Marinevorlage zur Verhandlung kam. Trotzdem erschien er im Reichstage, um jene in einer überzeugenden, mit allgemeinem Beifall belohnten Rede zu vertreten. Dann zwang ihn sein Leiden auf das Lager, aber er erhob sich wieder von demselben, als Windthorst seinen Antrag wegen der Sklavenfrage stellte und der Graf eine Interpellation der Marine-



behörde erwartete, die er persönlich beantworten zu müssen glaubte. Dieser Gang gab ihm den Todesstoß. Es wehte an dem Tage ein schneidender Wind, es begannen starke Schmerzen in der Lunge und nie mehr hat er sich vom Krankenbett erhoben.

Am 16. Dezember besuchte ich den alten Freund. Wie bemerkt, wußten die Ärzte damals noch nicht bestimmt, welcher Natur die Krankheit sei, aber daß es eine schwere war, sah ich selbst mit schmerzlichem Erschrecken. Ich wagte nicht länger als zehn Minuten bei ihm zu weilen, um ihn nicht aufzuregen, reiste aber tiefbetrübt in meine Heimat, weil ich das Schlimmste fürchtete.

Und leider blieb es nicht aus. Das Magenübel zog Speiseröhre und Lunge in Mitleidenschaft, und der Zustand verschlechterte sich zusehends. Trotz der qualvollen Leiden, die es mit sich brachte, ließ der pflichttreue Mann sich nicht daran verhindern, sich bis kurze Zeit vor seinem Tode regelmäßigen Vortrag halten zu lassen und über wichtige Angelegenheiten Entscheidung zu treffen. Erst als die Schmerzen und Atemnot zu groß wurden, stand er davon ab.

Eine drei Tage vor seinem Tode von Professor von Bergmann vollzogene Operation verschaffte ihm vorübergehend Erleichterung, konnte aber der Krankheit selbst nicht Einhalt gebieten, die jetzt nur um so schneller um sich griff. Am Vorabend seines Hinscheidens wußte er, daß dasselbe bald erfolgen müsse, und er ließ die Seinen an sein Lager rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Leider fehlten seine beiden Söhne, sie befanden sich fern von ihm auf dem Schulgeschwader vor Alexandrien. So konnte er nur noch im Geiste ihnen den Vatersegen über das Meer senden, so tieftraurig es ihm auch gewesen sein mag, sie nicht zum letztenmale an sein Herz drücken zu können.

Während der Nacht und am folgenden Tage lag er meistens ohne Besinnung und hatte nur selten lichte Augenblicke. Als während eines solchen am Morgen des 19. der Hausarzt ihm mitteilte, daß die Budgetkommission des Reichstags die Marinevorlage genehmigt habe, da flog es wie ein leiser Freudenschimmer über seine bleichen Züge. Er nickte befriedigt und hauchte die Worte: „Das freut mich.“ Es waren seine letzten; bald darauf trat wieder Bewußtlosigkeit ein, bis er abends 8 Uhr zu einem besseren Leben hinüberschlummerte, aber er schied doch von hinnen mit der erhebenden Gewißheit, daß sein Mühen und Streben nicht vergebens gewesen war.

Sein Tod war für die Marine ein schwerer Schlag. Wie freudig hatte sie die Beförderung des allseitig verehrten Mannes zum Chef



der Admiralität begrüßt! War damit doch endlich ihr so lange gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen, einen der ihrigen, einen Seeoffizier, an ihrer Spitze zu sehen, und jeder davon überzeugt, daß er die geeignetste Persönlichkeit für diesen hohen und wichtigen Posten sei. Und nun war es ihm kaum sechs Monate vergönnt gewesen, denselben zu bekleiden!

Am 22. Januar fand das Begräbnis statt. Auch ich war anwesend, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Ein Fußleiden hinderte mich, dem Leichenzuge zu folgen, und ich konnte ihm nur vom Balkon der Admiralität nachschauen. Als er meinen Blicken entschwunden war, preßte sich mir das Herz schmerzlich zusammen. Die Marine hatte viel, Deutschland einen seiner besten Söhne, ich aber einen treuen Freund verloren. — Ehre seinem Andenken!



Aus meinem Tagebuch.

Von Rudolf Kögel.

1. Vom alten Kaiser.

Spitta, der Sänger von Psalter und Harfe, schildert aus den Tagen des Rationalismus seinen Weg zum Glauben. Er tritt in die Paläste der Gewaltigen, in den Tempel zu den Priestern, in die Hörsäle der Gelehrten — alles trifft er an, nur nicht Christum. Aber seine suchende Wallfahrt gibt er nicht auf.

> Ging die Straße einsam weiter,
> Ach sie war so trüb und leer,
> Keinen Wandrer zum Begleiter
> Fand ich weit und breit umher.
> Aber über meinem Haupte
> Sah ich eines Sternes Schein,
> Weil ich suchte, weil ich glaubte,
> Ward zuletzt der Heiland mein.

Diesen Vers legte ich einer Neujahrsbetrachtung zu Grunde, die ich im Dom 1882 in Gegenwart des alten Kaisers über die Fahrt der Weisen nach Bethlehem hielt. Am nächsten Tage, „dem Tage tiefster Trauer," wie der pietätvolle Monarch bei dieser Gelegenheit den Sterbetag seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV, nannte, schrieb er mir Worte der Zustimmung zum Inhalt der Pre-





digt und kam darauf in einer mündlichen Unterredung zurück. Ich bat ihn für die Kapelle des Domkandidatenstifts um ein Bild, das die Anbetung der Könige in Bethlehem zur Darstellung bringen möchte, — hätten doch drei Könige an diesem Stifte gebaut. Friedrich Wilhelm I 1714 mit seinen Reisestipendien für Domkandidaten hätte den Grund gelegt, Friedrich Wilhelm IV 1854 das ganze Stift organisiert, und die Kapelle habe er, der greise Kaiser, vollendet. In huldvoller Gewährung ging der hohe Herr darauf ein und bestimmte, daß Professor Pfannschmidt der ausführende Künstler sein sollte.

Welch ein Freudentag war es, als drei Jahre später, 1885 am 26. Oktober, der Kaiser in der Stiftskapelle erschien, um das über dem Altar aufgestellte Bild in Augenschein zu nehmen und zugleich an heiliger Stätte die Mitglieder der Generalsynode zu begrüßen. Ich brachte dabei zum Ausdruck, daß „auch die fromme Kunst noch ihre Priester habe, die dem Geistlichen mit predigen helfen, daß das Schöne in den Dienst des Heiligen treten müsse, weil nur das Beste für unser Volk gut genug sei. Manches Sonntagsschulkind werde hier beten lernen, mancher müde, verirrte Wanderer sich an dem Stern von Bethlehem wieder zurechtfinden."

Den Segenswunsch, daß „der Stern von Bethlehem mit seinem Glanze das hohe Alter des Kaisers begleiten möge", bekräftigte die Versammlung mit lautem Amen.

Es war ein unvergeßlicher Augenblick, als der Kaiser im Heiligtum Gottes — ganz wie dort auf dem Bilde der vor dem Jesuskind anbetende Greis — feierlich seine Hand zu dem Bekenntnis erhob: „Alle Kränze und Huldigungen, die mir dargebracht werden, lege ich am Throne Gottes nieder. Das Werk, das vollendet ist, das Deutsche Reich wird bestehen, so lange sein Fundament bleibt: Reinheit der Religion und Fortschritt in jedem guten Werk." Dann richtete er an den Präses der Generalsynode, den Grafen Adolf von Arnim-Boytzenburg, ebenso an den Schöpfer des Bildes, den Professor Pfannschmidt, den das Lutherjahr mit Recht zum Doktor der Theologie gemacht hatte, ehrende Worte.

Der alte Kaiser ist entschlafen. Auch Professor Pfannschmidt und Graf Arnim sind abgerufen. Wie verschieden ihre Stellung im Leben, — im Aufblick zu dem Stern von Bethlehem, welcher der Morgenstern unserer Taufe, der Abendstern eines seligen Heimgangs ist, sind sie alle drei an das Ziel ihrer Wallfahrt gelangt.



2. Zum Dreikaiserjahr.

Ein guter Freund des Daheimkalenders, Emil Frommel, hat in unmittelbarer Nachbarschaft des Epiphanienfestes, an dem der Stern von Bethlehem erglänzt, seinen Geburtstag. Als wir dieses Jahr zusammenkamen, um den Jüngling in grauen Haaren zu feiern, sahen wir bewegten Herzens auf das Dreikaiserjahr zurück. Aus diesen Erinnerungen und aus den Eindrücken des Pfannschmidtschen Bildes woben sich mir folgende Verse:

Drei Könige ziehn, gelockt vom Stern,
Nach Bethlehem zum Herrn der Herrn.
Der erste bringt, gebückt am Stabe,
Als Betender des Weihrauchs Gabe.
Der zweite opfert Spezereien,
Als wollt' er Leiden prophezeien.
Der dritte gießt in Gottes Haus
Die Fülle seines Goldes aus.

Und in dem Jahr, das jüngst vorbei,
Erschienen auch der Könige drei.
Der erste bracht', gebückt am Stabe,
Als Betender des Weihrauchs Gabe.
Wer kennt den Beter, fromm und schlicht,
Wer kennt den greisen Kaiser nicht? —
Der zweite hat geopfert still:
Mein Heiland, es gescheh dein Will',
Du wirst die Rätsel all entwirren,
Hier ist die Hand voll bittrer Myrrhen. —
Der dritte, unser junges Blut,
Will goldne Spende als Tribut,
Will Scepter, Schatz und Diadem
Gern weihn dem Kind von Bethlehem! — — —

Du kennst, Geburtstagskind, die Drei,
Zumal den ersten in der Reih,
Wie gern hat er mit dir verkehrt,
Wie warst du in Gastein ihm wert,
Mit Gottes Wort ein treuer Diener,
Ein Royalist, kein Byzantiner!

Gott wolle ferner dich bewahren,
Dem Kaiser und den Kriegerscharen, —
Im Frieden und im Kampfgewog,
Mein Emil Frommel lebe hoch!

Allerlei zum Kopfzerbrechen.

1. Dreisilbige Scharade.

Die Ersten stehen häufig zwar
Im Dienst der Eitelkeit:
Doch öfter noch ist dieses Paar
Ernsthaftem Thun geweiht.
Bald treibt und wirkt's mit stiller Kraft,
Bald dient's der strengen Wissenschaft;
Selbst manches liebliche Gedicht
Befördert's an das Tageslicht.

Die Dritte leert die Becher aus,
Zeigt sich bei ernstem Spiel
Und führt vom lieben Heimathaus
Zum fernen Reiseziel.
Das Ganze bringt des Menschen Hand
In einem Augenblick zu stand';
Von einem hohen Herrn gemacht,
Hat's Leben schon und Tod gebracht.

2. Ringrätsel.

In der nebenstehenden Figur ergeben die Buchstaben des äußersten Kreises das Wort „Kalender". Die drei inneren Ringe sind mit Beibehaltung der Reihenfolge ihrer Buchstaben so zu drehen, daß man acht bekannte Namen von fünf Buchstaben mit dem gemeinsamen Endlaut a erhält. Diese acht Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

1. Eine Stadt im Königreich Sachsen.
2. Ein Herzogtum und eine Stadt in Italien.
3. Einen großen Fluß in dem europäischen Rußland.
4. Einen weiblichen Vornamen.
5. Einen andern weiblichen Vornamen.
6. Eine Blume.
7. Eine Stadt in Frankreich.
8. Einen alttestamentlichen männlichen Namen.

3. Rätsel.

Gar mancher, der sonst läuft und rennt,
Steht matt und mutlos an dem Markte,
Weil er mich nicht die Seine nennt,
Mit der betraut er gleich erstarkte.

Gar mancher, der nicht selber steht
Fest auf des eignen Leibes Füßen,
Mit Spesen leicht durchs Leben geht
Die ich ihm zu ließ fließen.

Gar mancher, der darinnen sitzt
Mit eines reichen Geistes Gaben,
Bei heißer, saurer Arbeit schwitzt, —
Nur um das Gute — zu begraben!

4. Zweisilbige Scharade.

Gebrauchst die Erste du als Siegel,
So sei sie fest wie Schloß und Riegel,
Geläutert in der Wahrheit Tiegel.
Entfährt die andre dem Gehege
Der Zähne dir, so überlege,
Ob du auch auf dem rechten Wege.
Giebst du aus tiefstem Herzensgrunde
Das Ganze gern mit frohem Munde,
Wünsch' ich dir Glück zu dieser Stunde.





Jahrmarkt. Von Fritz Reinke.

Wilhelm Recknagel.

Skizze aus dem neuen Berlin. Von Paul von Szczepański.

Vor zehn Jahren stand Wilhelm Recknagel in den Straßen Berlins, hungernd, frierend, in gänzlicher Ungewißheit darüber, wovon er den nächsten Tag leben und wie er ihn überleben solle, und keine Menschenseele von den Hunderttausenden, die um ihn herum Freud und Leid empfanden, hätte sich darum gekümmert, wenn ihm wirklich, weit draußen vielleicht in einem unbewohnten Neubau der Vorstadt, — denn Berlin ist eine humane Stadt, in deren gasbeleuchteten Straßen kein Mensch vor Hunger und Kälte umkommen kann — sein letztes Stündlein geschlagen hätte. Heute ist Herr Wilhelm Recknagel ein Mann, der etwas zu bedeuten hat, selbst in einer Stadt wie Berlin, ein Mann, den man nicht nur in seiner Straße, sondern in seinem Stadtviertel respektiert, den seine Mitbürger als Wahlmann an die Wahlurne schicken und der sich jeden Augenblick zum Stadtverordneten wählen lassen könnte, wenn er nicht so vernünftig wäre, einzusehen, daß er seine Zeit besser verwerten kann. Wenn er jetzt die Augen schließen sollte, was hoffentlich noch nicht so bald der Fall sein wird, denn er gehört zu dem Schlage Menschen, von dem man der Reichshauptstadt recht viele und recht langlebige wünschen mag, dann würde es eine ganze Anzahl von Leidtragenden geben, sein Sarg würde unter Blumen verschwinden, eine Musikkapelle würde vor dem Trauerzuge marschiren, der Bezirksverein, der Kriegerverein und der Verein „Geselligkeit" seinem Sarge folgen, und der berühmte Chor des Gesangvereins Harmonie würde am offenen Grabe die tröstliche Motette erschallen lassen: „Wie sie so sanft ruhn — — —" Aber Herr Recknagel hat Zeit, auf die Ehren nach seinem Tode zu warten; er steht so fest in seinen Schuhen, daß ihm dies offizielle Trauergepränge sicher ist, auch wenn er noch fünfzig Jahre leben sollte, was bei seiner ausgezeichneten Konstitution, seiner Mäßigkeit und seinem Temperament keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört. Aber trotzdem Wilhelm Recknagel vor zehn Jahren dem Verhungern und dem Erfrieren sehr nahe war und Herr Recknagel jetzt Besitzer zweier palastartiger Mietskasernen, von denen jede den Wert eines Rittergutes repräsentirt, und eines großen Fuhrgeschäftes ist, darf man doch nicht glauben, daß ihm die Natur einen

besonders ausgeprägten Erwerbssinn oder ein besonders weites Gewissen mit auf den Lebensweg gegeben habe. Diese beiden Eigenschaften befähigen den Menschen ja zweifellos dazu, in kurzer Zeit ein gemachter Mann zu werden, wenn auch das sächsische Sprichwort behauptet: „Wer nischt erheiratet und nischt erbt, der bleibt en armes Luder, bis er sterbt.“ Aber, wie gesagt, Herr Recknagel ist kein Finanzgenie, auch darf man ihm kein besonders weites Gewissen nachsagen, geerbt hat er niemals etwas, und was ihm seine Frau mitbrachte, als er sie heiratete, das waren im wesentlichen drei Kinder aus ihrer ersten Ehe und ein Altersunterschied von fünf oder sechs Jahren, die sie vor ihm voraus hatte. Nach gewöhnlicher Rechnung also ein fünf- bis sechsfaches Minus, das nach ebenso gewöhnlicher Rechnung die drei Kinder erster Ehe auch nicht zu einem Plus machen konnten. Alle diese Thatsachen sind so stadtbekannt in Berlin SW., daß sie keines Zeugnisses weiter bedürfen; auch an Herrn Recknagels Charakter zweifelt niemand mit Ausnahme von einigen dummen und schlechten Menschen, die es überall gibt, und die ihm seine jetzige Wohlhabenheit so wenig verzeihen können, daß sie durchaus einen etwas morastigen Baugrund für dieselbe auffinden müssen. Und diese behaupten, — in aller Stille, denn laut darf man so etwas einem geachteten Manne nicht nachsagen, — Herr Recknagel habe einmal gesessen, als er noch schlechtweg Wilhelm Recknagel hieß, und wenn man auch nicht genau wisse, wie lange, weshalb und warum, so könne sich doch jeder vernünftige Mensch an den fünf Fingern abzählen, daß er nicht umsonst gesessen habe.

Man soll einem geachteten Manne solche Dinge nicht nachreden; es wird sogar als eine Beleidigung bestraft, wenn man von einem Manne, der gestohlen hat, öffentlich sagt, daß er ein Dieb ist. Aber die Wahrheit darf nicht verschwiegen bleiben, Herr Recknagel hat wirklich gesessen, und vielleicht haben diejenigen gar nicht unrecht, welche behaupten, daß er ohne seine Bekanntschaft mit dem Gefängnis niemals der wohlhabende Mann geworden wäre, der er heute ist, sondern Zeit seines Lebens der Portier Wilhelm Recknagel im Konfektionsgeschäft von Simon & Herbenstein in der Leipzigerstraße geblieben wäre, der er vor zehn Jahren war.

Er war damals sehr zufrieden mit dieser Stellung. Wilhelm Recknagel hatte zu den vielen Gardesoldaten gehört, die nach beendeter Dienstzeit in der Berliner Garnison nicht wieder in ihre Heimat zurückkehren, weil ihnen der äußerliche Glanz des weltstädtischen Lebens die Augen geblendet hat und sie der Meinung sind, in Berlin besser vorwärts kommen und sich in den kleinen Verhältnissen der

Heimat nicht mehr zurecht finden zu können. Zudem hatte er zu Hause niemand, dem er unentbehrlich war, und die Portierstellung bei Simon & Herbenstein war ihm schon zugesichert, ehe er noch die Achselklappen aufrollen und das Lied vom Reservemann anstimmen konnte, so daß er nicht zu fürchten brauchte, vergebens sich nach Arbeit umsehen zu müssen. Also blieb er in Berlin, obgleich er in der Altmark zu Hause war, und statt wie vor seiner Dienstzeit bei den Garde-Dragonern mit dem Ackerwagen auf das Feld zu fahren, im Herrendienst den Acker zu pflügen und Dünger zu streuen, stand er jetzt hinter der Glasthüre, die in das Konfektionsgeschäft von Simon & Herbenstein führte, in einem langen, dunkelblauen Mantel mit zwei Reihen blanker Knöpfe und einer Mütze mit breiter Goldtresse, und hatte weiter nichts zu thun, als die Thüre für die eleganten Käufer und Käuferinnen zu öffnen und zu schließen, und, wenn sie an ihm vorübergingen, eine Verbeugung und ein „zuvorkommendes" Gesicht zu machen, wie ihm befohlen worden war. Das letztere wurde ihm leicht, denn er war ein hübscher Kerl mit freundlichen Augen, einem kleinen blonden Schnurbart und von anstelligem Wesen. Die Chefs der Firma Simon & Herbenstein waren mit ihm zufrieden und Wilhelm Recknagel war es mit seiner Stellung. Hatte er sich das Thürsteheramt auch leichter gedacht als es in Wirklichkeit war, und fühlte er in den ersten Tagen auch seine Beine wie er sie nur als Rekrut gefühlt hatte, nachdem er das erste Mal auf dem Pferde gesessen, so gab es doch so viel zu sehen, daß ihm der Tag nicht lang dünkte, und er war von der beschaulichen altmärkischen Art, die gerne Eindrücke in sich aufnimmt, ohne viel davon wieder zu verausgaben, so daß jemand, der sie nicht näher kennt, sie für nicht sehr stark im Denken halten könnte. In den stilleren Geschäftsstunden durfte er auch auf einem plüschgepolsterten Schemel sitzen, der neben der Thüre stand, und dann sah er durch die klare Spiegelscheibe hinaus auf die Leipzigerstraße, in der das Menschentreiben nicht aufhörte, ihm Beschäftigung für seine Gedanken zu geben.

So hatte er kaum acht Wochen zu seiner Herren und zu seiner eigenen Zufriedenheit seines Amtes gewaltet, als das Unwetter wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel über ihn hereinbrach. Als er eines Morgens das Geschäftshaus betrat, wurde er dort von einem Beamten der Kriminalpolizei empfangen, der ihm seine Verhaftung ankündigte, ihn mit seinen bestürzten Fragen nach dem Grunde derselben auf das Verhör vertröstete und ihn nötigte, ihm in einer schon bereitstehenden Droschke still und ohne Aufsehen zu erregen nach dem Molkenmarkt zu folgen. Nachdem das Bewußtsein, nichts Unrechtes



gethan zu haben, ihn die erste Bestürzung bald hatte überwinden lassen, ergab er sich in sein Schicksal und sah mit Ruhe dem Verhör entgegen, das, wie er zuversichtlich meinte, seine Unschuld an den Tag bringen mußte. Aber ein Gefängnisriegel schließt sich leichter, als er sich öffnet. Die Chefs der Firma Simon & Herbenstein hatten die Entdeckung gemacht, daß sie schon seit längerer Zeit und in großem Umfange von einzelnen ihrer Angestellten bestohlen worden waren, die kostbare Spitzen, wertvolle Stoffe, Stickereien und Passementerien entwendet und zu einem Spottpreise weiter verkauft hatten. Eine fortgesetzte geheime Beobachtung des ganzen Personals hatte auf die Spur der Schuldigen geführt, und an demselben Tage wie Wilhelm Recknagel waren sie verhaftet worden. Das erfuhr der letztere aus dem ersten Verhör, das mit ihm angestellt wurde, und zugleich auch, daß er selbst in dringendem Verdachte stand, an diesen Diebstählen teilgenommen oder doch um sie gewußt und den Dieben als Hehler gedient zu haben. Vergebens beteuerte Wilhelm Recknagel seine Unschuld. Er konnte nicht leugnen, daß ihm zwei- oder dreimal nach Geschäftsschluß einer der Verkäufer ein Paket übergeben und ihn gebeten hatte, ihm das nach Hause zu tragen. Recknagel behauptete, daß er den Auftrag aus Gefälligkeit und ohne sich etwas Unrechtes dabei zu denken übernommen habe, weil er glaubte, daß sein Auftraggeber durch das Paket nicht in seinen abendlichen Vergnügungswegen behindert sein wolle, und das für seine Gefälligkeit ihm dargebotene Trinkgeld von wenigen Groschen habe ihn auch nicht darauf schließen lassen können, daß er durch Übernahme des ihm ohne alle Heimlichkeit erteilten Auftrages ein Verbrechen unterstütze. Seine Erklärung klang glaubwürdig genug, und einem wohlwollenden Beurteiler würde sie im Verein mit dem ehrlichen Gesicht des Verdächtigten zum Beweise seiner Unschuld genügt haben. Aber ein von Wohlwollen befangener Untersuchungsrichter würde zu seinem Amte wenig taugen. Nachdem eine Anzahl von Kreuz- und Querfragen dem Delinquenten den Kopf ganz wirr gemacht und ihm noch gerade soviel Vernunft gelassen hatten, bei der Beteuerung seiner Unschuld zu verharren, wurde er nicht, wie er gehofft hatte, freigelassen, sondern wieder in seine Zelle zurückgeführt, von wo er noch an demselben Tage im polizeilichen grünen Wagen die Reise nach dem Moabiter Gefängnis antreten mußte. Auf den Verhörenden hatte er den Eindruck eines hartgesottenen Sünders gemacht, der schuldig, aber zu keinem Geständnis zu bringen, und die Untersuchungshaft war über ihn verhängt worden. Nun folgten Einzelverhöre und Konfrontationen mit den übrigen Angeklagten, die sich nicht auf das



Leugnen gelegt, sondern ihre Schuld offen eingestanden hatten. Aber auch diese brachten nichts Belastendes über Wilhelm Recknagel zu Tage, wie auch die Haussuchung bei den Leuten, bei denen er in Schlafstelle gelegen hatte, resultatlos verlaufen war. Derjenige von den Angeklagten, der ihn mehrmals mit dem Fortbringen von Paketen beauftragt hatte, wies endlich überzeugend nach, daß sich darin gar nicht gestohlene Sachen befunden hatten. Diese hätte er viel sicherer an seinem eigenen Leibe transportiert, erklärte er, und da er ein cynischer junger Mann war, setzte er dem Untersuchungsrichter, dem es viel Kopfzerbrechen machte, wie die Diebe so große Quantitäten von Stoffen unbemerkt aus dem Geschäftslokal, zu dem sie nur bei Tage Zutritt gehabt, hatten herausschaffen können, auseinander, wie sie sich an einem geheimen Orte das gestohlene Gut um den bloßen Körper gewickelt und ihre Kleider darüber gezogen hatten. Nachdem der Untersuchungsrichter diese Auseinandersetzung aufmerksam angehört, mußte freilich auch er an Wilhelm Recknagels Unschuld glauben und den Verdächtigten aus der Untersuchungshaft entlassen.

An einem bitterkalten Januartage verließ Wilhelm Recknagel als freier und ehrlicher Mann das Moabiter Gerichtsgefängnis. Der Untersuchungsrichter hatte ihm gut zugeredet, sich die Sache nicht anfechten zu lassen und ihm den Rat gegeben, seinen nächsten Weg zu Simon & Herbenstein sein zu lassen, die ihn jedenfalls wieder in ihrem Geschäfte anstellen würden. Denn diese waren es gewesen, die ihn hauptsächlich verdächtigt und erklärt hatten, zum wenigsten müsse er um die Diebstähle gewußt haben, denn jeder Angestellte des Geschäfts habe seinen Weg an ihm vorübernehmen müssen, und es sei gar nicht denkbar, daß ein Mensch mit gesunden Augen es nicht sehen solle, wenn jemand mit einem Ballen Seide fortgehe, der ohne denselben gekommen sei. Wilhelm Recknagel befolgte diesen Rat und machte sich auf den Weg nach der Leipzigerstraße. Auch er meinte in seiner Herzenseinfalt, er müsse von seinen früheren Herren mit offenen Armen empfangen werden, aber seine Erwartungen wurden enttäuscht.

„Sie können Ihren rückständigen Lohn bei dem Kassierer gegen Quittung in Empfang nehmen,“ sagte Herr Simon sehr kühl und von oben herab.

Wilhelm Recknagel fragte bescheiden, ob er nicht seinen früheren Posten wieder antreten dürfe.

„Das fehlte auch noch,“ sagte heftig Herr Herbenstein, der sich leichter echauffierte, als sein Compagnon, „das fehlte uns noch, einen Menschen an der Thüre stehen zu haben, der die Augen zumacht, wenn uns das ganze Lager ausgeräumt wird.“



Wilhelm Recknagel stieg auch das Blut zu Kopf, und er replizirte, daß er nicht die Augen zugemacht, sondern nichts gesehen habe.

„Das ist ausgezeichnet," sagte Herr Simon und drückte mit einer nachlässigen Handbewegung auf die Klingel, „wir sollen uns wohl auch noch Insulten von Ihnen sagen lassen?"

In diesem Augenblick steckte auch schon ein Angestellter den Kopf in das Zimmer und fragte nach den Befehlen der Chefs.

„Führen Sie den Recknagel an die Kasse," schrie Herr Herbenstein mit glutrotem Gesicht. „Das Gericht hat ihn laufen lassen; der Kassirer soll ihn ablohnen, und sagen Sie dem Portier, wenn der Mensch wiederkommt, soll er ihn nicht vorlassen!"

„Ich komme nicht wieder," sagte Wilhelm Recknagel zwischen den Zähnen hervor und verließ das Zimmer.

Er hatte den Rest seines ihm zuständigen Lohnes in Empfang genommen, seinen Namen unter die ihm vorgelegte Quittung gesetzt, in der auch ein Passus enhalten war, in welchem er erklärte, nun keinerlei Ansprüche irgend welcher Art an das Haus Simon & Herbenstein noch zu haben, und nun stand er in dem Menschengewühl der Leipzigerstraße, die paar Mark, die er empfangen, immer noch in der krampfhaft geschlossenen Hand haltend. Das Geld brannte ihm zwischen den Fingern, trotzdem es ehrlich verdientes Geld und kein Geschenk war, und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, es gegen die prahlerisch blinkende Scheibe des Schaufensters von Simon & Herbenstein zu schleudern. Aber es wäre an dem halbzölligen Glase wohl abgeprallt, ohne ihm Schaden zu thun, und der nächste Schutzmann würde ihn voraussichtlich wegen öffentlichen Unfugs mit auf die nächste Polizeiwache genommen haben. So schob er das Geld in die Tasche und schlenderte langsam seiner ehemaligen Wohnung zu, um zu sehen, ob er dort wieder ein Unterkommen finden könne. Die Leute, bei denen er in Schlafstelle gelegen hatte, zeigten sich wirklich erfreut, ihn wiederzusehen, und sie gaben ihm deutlich zu verstehen, daß sie niemals an seine Schuld geglaubt hätten. Darüber schwand der verbissene Zug, mit dem Wilhelm Recknagel aus dem Geschäft von Simon & Herbenstein getreten war, wieder aus seinem offenen Gesicht, denn er war vernünftig genug, sich zu sagen, daß es nicht in jedes Menschen Innerem gleich sauber aussehen kann. Aber so gerne ihn seine ehemaligen Wirtsleute auch wieder bei sich aufgenommen hätten, so konnten sie ihn doch nicht behalten, denn sie lebten nur ärmlich und hatten während seiner Abwesenheit die Schlafstelle anderweitig besetzen müssen. Wilhelm Recknagel packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und suchte sich eine andere

Wohnung. Er meinte, auch eine andere Stelle zu finden könne ihm nicht schwer werden, und nachdem er den Ärger überwunden hatte, war ihm vor der Zukunft nicht bange; er hatte ja Lust und Kraft zum Arbeiten, und wählerisch war er auch nicht, — wie sollte ein junger Mensch mit diesen Eigenschaften in einer Stadt wie Berlin nicht sein Brot finden?

In den nächsten Tagen durchstöberte Wilhelm Recknagel den Anzeigenteil der Zeitungen und notierte sich die offenen Stellen, die ihm passend erschienen; aber daß die Sache nicht ganz so leicht sei, wie er sie sich gedacht hatte, merkte er sehr bald, denn wo er auch hinkam, fand er die Stelle bereits vergeben. Er meldete sich in den Vermietungscomptoirs für einen Platz als Kutscher, Reitknecht oder Diener, aber da er noch niemals in einer solchen Stellung gewesen war und keinerlei Zeugnisse über seine Tüchtigkeit beibringen konnte, so waren die Aussichten, die ihm die ehrlichen Inhaber solcher Büreaus machten, sehr gering, und die voraus zu zahlende „Einschreibegebühr“, welche die unehrlichen von ihm forderten, so hoch, daß er sie auf das Ungewisse hin von seinen mit jedem Tage mehr zusammenschmelzenden Mitteln nicht wagen zu dürfen glaubte. Einige Male hätte er beinahe Glück gehabt; er war der erste, der sich auf eine Annonce hin vorstellte, und es schien, als ob seine Persönlichkeit den Leuten gefiele. Dann aber fragten sie, in welcher Stellung er bisher gewesen sei und ob er Zeugnisse vorlegen könne. Wilhelm Recknagel antwortete der Wahrheit gemäß, daß er als Portier bei Simon & Herbenstein gewesen und unschuldig in den Verdacht gekommen sei, sich an den großen Lagerdiebstählen beteiligt zu haben. Davon wußten die Leute, denn der Vorfall hatte ausführlich in allen Zeitungen gestanden. Die meisten hatten auch von Recknagels Freilassung gelesen, die natürlich ebenfalls berichtet worden war, und die noch nicht darum wußten, die glaubten ihm doch aufs Wort, denn sie sahen ihn ja leibhaftig vor sich. Aber dennoch machten sie lange Gesichter: „Und Simon & Herbenstein haben Sie nicht wieder angestellt?“ — Die ersten Male erwiderte Recknagel auf diese Frage noch mit dem Ausdruck der ganzen innerlichen Empörung, die in ihm getobt hatte, als er von Simon & Herbenstein endgültig geschieden war: „Nein, sie haben mich nicht wieder angestellt, sie haben mich ausgezahlt und dem neuen Portier den Auftrag gegeben, mich nicht vorzulassen, wenn ich noch einmal wiederkäme!“ — Und als er darauf zum erstenmal die Antwort erhielt: „Wenn die Sache so steht, dann thut es mir leid, dann kann ich Sie auch nicht brauchen“, da stand er wie vor etwas Unverständlichem, das er nicht



begreifen konnte, und daß man ihn nicht in Dienst nehmen wolle, merkte er erst, als man ihm den Rücken wandte und genau so that, als ob er das Zimmer bereits verlassen habe. Aber als die Scene sich wiederholte, wurde ihm doch allmählich klar, daß nicht nur Simon & Herbenstein ihm nicht mehr trauten, sondern daß alle Welt ihm nicht mehr traute, trotzdem er nicht nur wegen Mangels an Beweisen freigesprochen, sondern gar nicht in Anklagezustand versetzt worden war.

Da verlor Wilhelm Recknagel den Mut, überhaupt noch weiter nach einer Stellung zu suchen, die ihm ehrlich das Leben fristen konnte. Ihm kam wohl der Gedanke, in sein heimatliches Dorf zurückzukehren und sich dort wieder als Knecht zu verdingen. Aber was sollte er als Grund seiner Rückkehr angeben? Er wußte genau, wenn er die Wahrheit sagte — und er hätte keine Lüge über die Lippen bringen können — wäre auch dort das Mißtrauen gegen ihn erwacht, und wie ein Lauffeuer wäre die Nachricht durch das Dorf geeilt: „Recknagels Wilhelm ist von Berlin zurück; er hat lange Finger gemacht, aber sie haben es ihm nicht beweisen können.“ Jeder im Dorfe hätte so gedacht, wenn es ihm aus Furcht vor seinen Fäusten vielleicht auch niemand offen gesagt hätte, und er hätte keinem mehr frei ins Gesicht sehen können.

So gab er den Gedanken auf und blieb in Berlin. Hier kannte ihn wenigstens nicht jedermann, er brauchte nicht vor jedem an ihm Vorübergehenden in dem Bewußtsein zu erröten, daß dieser ihn für einen unehrlichen Menschen halte. Nach einer Stellung sich umzusehen, hatte er aufgegeben; es nütze ihm ja doch nichts, meinte er, so lange er nicht ungeschehen machen konnte, daß er unter einem falschen Verdacht im Gefängnis gesessen hätte. Planlos lungerte er durch die Straßen, dachte sich immer tiefer in einen unvernünftigen, wenn auch begreiflichen Haß gegen Simon & Herbenstein hinein und sah mit dumpfer Resignation, daß seine kleine Barschaft mit jedem Tage mehr zusammenschrumpfte. Die Leute, zu denen er in Schlafstelle gezogen war, merkten bald, daß er keine Arbeit fand und dann auch, daß er nicht mehr nach Arbeit suchte. Sie gedachten nicht an ihm zu Schaden zu kommen, denn sie gehörten nicht zu den gutmütigen Naturen, die man unter der ärmeren Berliner Bevölkerung nicht selten findet. Also forderten sie täglich das geringe Mietsgeld von ihm, und als er nicht mehr im stande war, es zu bezahlen, setzten sie ihn auf die Straße, nicht ohne sich an seinen wenigen Habseligkeiten für die paar Pfennige schadlos zu halten.

Zu betteln hätte Wilhelm Recknagel nicht übers Herz gebracht,



daran stieg ihm in seiner Not nicht einmal der Gedanke auf. Von Hause durfte er keine Hilfe erwarten, denn seine Eltern waren arme Tagelöhner, die selbst von der Hand in den Mund lebten, und Bekannte in Berlin, auf die er rechnen durfte, hatte er nicht, oder er konnte sich nicht dazu entschließen, ihnen in diesem hoffnungslosen Zustande unter die Augen zu treten. Aber noch einmal überwand er die Mutlosigkeit, die ihn in Folge seiner vielfachen vergeblichen Versuche, sich Arbeit zu schaffen, befallen hatte, und den Groll gegen die Menschen, die ihm das Vertrauen entzogen hatten. Um sich bares Geld zu schaffen und wenigstens noch einige Tage den Hunger von sich fern halten zu können, trug er von seinen ihm gebliebenen Habseligkeiten in das Leihhaus, was er irgend entbehren konnte. Dann kaufte er sich ein für seine Zwecke geeignetes Anzeigeblatt und trat seine Wanderung an. Er war nicht mehr wählerisch; ob ein Arbeitsmann, ein Hausdiener, ein Austräger verlangt wurde, — unverdrossen wanderte er von einem der Annoncenaufgeber zum anderen. Aber die Zeitung war früh am Morgen ausgegeben worden, und es warten in Berlin viele Tausende täglich auf ein solches Brot, — wohin er kam, kam er zu spät und wurde abgewiesen. Der Abend brach herein und die Nacht, — die erste Nacht, in der Wilhelm Recknagel nicht wußte, wo er seine müden Glieder zur Ruhe strecken sollte. Ein Schutzmann wies ihm den Weg nach dem Asyl für Obdachlose, von dem früher Recknagel wohl gehört hatte, aber ohne zu ahnen, daß er es selbst einmal werde in Anspruch nehmen müssen. Jetzt schätzte er sich glücklich, daß er die vorhandenen Lagerstellen nicht schon sämtlich besetzt und noch Aufnahme fand. Am nächsten Tage begann seine Wanderung von neuem. Er war klüger geworden, er wartete die Ausgabe des Intelligenzblattes ab, und mit dem noch feuchten Druckbogen in der Hand ging er auf Arbeitssuche. Und wieder geschah es ihm, daß die Leute, bei denen er sich meldete, nicht abgeneigt schienen, ihn zu nehmen, und daß sie bedauerten, ihn nicht nehmen zu können, sobald sie erfahren hatten, daß er Wilhelm Recknagel, der Portier von Simon & Herbenstein war, unter dem Verdacht des Diebstahls oder der Hehlerei verhaftet, als unschuldig aus der Untersuchungshaft entlassen, aber trotzdem von Simon & Herbenstein nicht wiederangestellt. Wilhelm Recknagel war nicht mehr empfindlich, — er begann zu ahnen, was Hunger und Kälte sind, er drehte den Leuten nicht mehr stumm den Rücken, er beteuerte seine Unschuld, er bat um Arbeit, er gestand ihnen seine Notlage ein. Aber in einer Weltstadt wie Berlin muß man vorsichtig sein, es ist jedesmal ein Wagnis, einen fremden Menschen in



sein Haus zu nehmen, selbst wenn er die besten Zeugnisse aufweisen kann. Es ist ja vorgekommen, daß jemand einen Menschen als Diener engagierte, der ein Zeugnis beibrachte, daß er vierzehn Jahre hindurch in ein und derselben Familie diesen Posten zur höchsten Zufriedenheit versehen hatte; nach vierzehn Tagen stellte sich heraus, daß er ein eben aus dem Gefängnis entlassener Gewohnheitsdieb und das ganze Zeugnis, der polizeiliche Beglaubigungsstempel inbegriffen, gefälscht war. Auch Wilhelm Recknagel gegenüber waren die Leute vorsichtig trotz seines offenen und ehrlichen Gesichtes, und trotzdem er nichts aus seiner Vergangenheit verheimlichte. Auf ehrliche Gesichter geben Menschenkenner ja schon lange nichts mehr, und Offenheit ist die beste Maske für denjenigen, der etwas zu verbergen hat. Daß Recknagel von Simon & Herbenstein nicht wieder engagiert war, das war das Entscheidende; sie mußten doch wohl weniger von seiner Unschuld überzeugt gewesen sein als der Untersuchungsrichter.

Aber Recknagel ließ sich nicht abschrecken, er suchte weiter; er wußte ja, daß ihm, wenn er keine Arbeit fand, sein Ende sicher war, ein trostloses Ende, — vor Hunger und Kälte umzusinken und zu sterben auf der Gasse wie ein Tier. Vielleicht hätte den Zusammengebrochenen auch noch rechtzeitig ein humaner Mann aufgefunden, der für seine Überführung nach dem Krankenhause Sorge getragen hätte, wo er gepflegt worden wäre, bis er sich so weit gekräftigt, daß er den Kampf ums Dasein von neuem wieder aufnehmen konnte. Aber an diese trostreiche Möglichkeit, die in einer Weltstadt voll humaner Einrichtungen und Anstalten durchaus zu den Wahrscheinlichkeiten gehört, dachte Wilhelm Recknagel nicht; er dachte nur an das entsetzliche Ende und bäumte sich mit der ganzen Kraft seines jungen Lebens dagegen auf.

Aber als er tagelang vergebens gewandert war, in bitterer Kälte unzureichend gekleidet, notdürftig nur genährt, und ruhelose Nächte im Asyl der Obdachlosen oder auch in einem unbewohnten Neubau der Vorstadt zugebracht hatte, in den er sich flüchtete, wie ein Tier in seine Höhle, wenn er im Asyl keinen Platz mehr frei gefunden hatte, da schwand seine Energie, und stumpfsinnig sah er dem Ende entgegen. Zwar fand er sich noch täglich vor der Druckerei des Intelligenzblattes ein und kaufte das Blatt, in dessen Spalten täglich viele Hunderte von Arbeitern gesucht wurden. Aber elend in seinem Aussehen, mit glänzenden Augen, die ihn wie einen Säufer erscheinen ließen, trotzdem niemals ein Tropfen Branntwein über seine Lippen gekommen war, unordentlich in seinem Anzuge, — wer hätte Vertrauen zu ihm fassen sollen? Die Leute, bei denen er sich



meldete, fragten ihn gar nicht mehr nach seiner Vergangenheit, sondern sagten ihm gleich, wenn sie ihn sahen, daß sie ihn nicht brauchen könnten.

Der Tag kam, an dem Wilhelm Recknagel kein Zehnpfennigstück mehr besaß, um sich eine Nummer des Intelligenzblattes zu kaufen. Trotzdem hatte er sich wieder in der Zimmerstraße eingefunden. Vielleicht ließ ihn einer der Glücklicheren — wirklich Glückliche waren wohl wenige unter den vielen Hunderten, die sich hier täglich vor der Ausgabe des Blattes zusammenfanden, um die Arbeitsanzeigen so schnell als möglich in die Hand zu bekommen, denn sie alle führte die drängende Sorge um das tägliche Brot hierher, — vielleicht ließ ihn einer der Glücklicheren einen Blick in seine Nummer hineinwerfen und erlaubte ihm, von den Anzeigen Gebrauch zu machen, auf die er selbst nicht reflektierte. Recknagel versuchte es, einem dieser Glücklicheren über die Schulter zu sehen, als dieser das Zeitungsblatt auf der Straße entfaltete. Aber er war an keine liebenswürdige Natur geraten. „Nassauern is nich, Jungeken," schrie ihn dieser an. „Wenn Sie vor fünf Fennig ne Aktie wollen, können Sie det Blatt nachher kriejen." Wilhelm Recknagel besaß keine fünf Pfennig mehr; er besaß auch nicht mehr die Kraft, nach einem Gefälligeren zu suchen. Mit Mühe schleppte er sich bis an den nächsten Laternenpfahl und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Hunger, Kälte und Mangel an Schlaf hatten seine Kräfte aufgerieben, es flimmerte ihm vor den Augen, es brauste ihm in den Ohren, und das Durcheinanderlaufen und Durcheinanderreden der vielen Menschen um ihn her machten ihn schwindelig. Wie sie mit den auseinandergefalteten Intelligenzblättern das ganze Trottoir füllten und Seite auf Seite umschlugen voll geschäftigen Eifers, erschienen sie ihm wie Riesenfledermäuse, die durcheinanderschwirrten, und er konnte sich nicht mehr des Zweckes erinnern, der alle die Leute und auch ihn hierher geführt hatte. Dann schien ihm das Knistern des Papiers und das Geräusch der Sprechenden immer lauter und immer tobender zu werden, und er hörte darin gar nichts mehr von menschlichen Stimmen, sondern es klang ihm wie das Toben der Wellen an den Werderschen Mühlen, an denen er vor einigen Tagen auf seinen Wanderungen vorübergekommen war und sich beim Anblick des gurgelnden Wassers des Gedankens nicht hatte erwehren können, daß ein Sprung dort hinunter das Beste für ihn sei. Und dann wurde es ganz dunkel vor seinen Augen, er bildete sich ein, er sei von der Brücke in das Wasser hinab gesprungen, und in Wirklichkeit neigte er doch nur den Kopf auf eine Seite, und seine Hände lösten

sich allmählich von dem Laternenpfahl, den er in seiner Schwäche umklammert hatte. Er war auf dem besten Wege, ohnmächtig zu werden, und wenn er fiel, konnte es ihm geschehen, daß er sich an der steinernen Bordschwelle den Schädel einschlug.

Aber ein heftiger Stoß, den er gegen die Brust erhielt, brachte ihn wieder zu sich. Anfangs glaubte er zwar, er sei wirklich ins Wasser gesprungen und dabei auf einen Stein oder Pfahl aufgeschlagen, aber als er die Augen öffnete, sah er, daß ihn eine kräftige Männerfaust an der Brust gepackt hielt, die auch vorläufig nicht willens schien, ihn wieder fahren zu lassen, und allmählich fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Diese kräftige Männerfaust aber gehörte dem Droschkenfuhrherrn August Bullermann, der auf dem Kutschbock seiner Droschke erster Klasse saß und mit derselben so nahe an die Bordschwelle herangefahren war, daß Wilhelm Recknagel, wenn ihn August Bullermanns Faust nicht davor bewahrt hätte, zweifellos unter die Räder des Wagens gefallen wäre. Die kräftige Faust rüttelte nun noch ein wenig hin und her, bis Wilhelm Recknagel vollends zur Besinnung gekommen war, und dann ertönte August Bullermanns kräftige, aber nicht sehr wohllautende Stimme: „Wenn Sie sich hinlegen wollen, junger Mann, legen Sie sich nicht unter meinen Wagen.“

Wilhelm Recknagel, der von Natur höflich und bei Simon & Herbenstein ja auf Zuvorkommenheit verpflichtet war, ganz abgesehen davon, daß jedermann mit sehr entkräftetem Leibe dazu neigt, seine bloße Existenz als durchaus unberechtigt anzusehen, wollte sich mit einer gemurmelten Entschuldigung der kräftigen Faust August Bullermanns entziehen. Aber das gelang ihm vorläufig noch nicht.

„Stehen Sie hier bloß, um Maulaffen feil zu haben,“ sagte August Bullermann, „oder suchen Sie Arbeit?“

Er hatte eine echte Kutscherstimme, die nicht sehr freundlich klang, aber in seinen Augen lag doch etwas, das auf Wilhelm Recknagel einen ähnlichen Eindruck machte, wie der erste Sonnenstrahl, der aus lange bewölktem Himmel herniederbricht.

„Ich suche Arbeit“, sagte Wilhelm Recknagel leise.

„Dann sollten Sie sich doch im Intelligenzblatt umsehen, statt Leuten, die Ihnen nichts gethan haben, unter die Wagenräder zu fallen,“ erwiderte August Bullermann.

Wilhelm Recknagel stieg das Blut in das fahle Gesicht. Aber er überwand sich und sagte: „Ich kann kein Intelligenzblatt kaufen; ich habe kein Geld.“

Herr Bullermann zwinkerte lustig mit seinen kleinen und glänzenden Augen, nicht aus Schadenfreude, sondern darüber, daß er das



bestätigt fand, was er sich im stillen über Recknagels Vermögensverhältnisse gedacht hatte.

„Können Sie zur Not mit Pferden umgehen?“ fragte er dann.

Wilhelm Recknagel schöpfte von neuem Hoffnung; er suchte sich mühsam ein wenig Haltung zu geben.

„Ich war bei die Garde-Dragoner,“ sagte er stolz. Es passiert auch heute noch ab und zu, wenn auch sehr selten, daß Herr Recknagel Dativ und Akkusativ verwechselt.

August Bullermann nahm daran keinen Anstoß; er nickte höchst befriedigt mit dem Kopfe, und gleichzeitig gab seine Faust Recknagels Brust frei.

„Wie heißen Sie?“ fragte er und knöpfte die Seite des Tambours auf, auf welcher Recknagel stand.

„Wilhelm Recknagel,“ erwiderte der.

„Na, Wilhelm,“ sagte August Bullermann und schlug den Tambour zurück, „wenn du dich vor keiner Arbeit scheust, dann kannst du einsteigen und mitkommen. Über den Lohn werden wir ja wohl einig werden; für satt essen und trinken sorgt meine Alte.“

Wilhelm Recknagel besann sich nicht; in weniger als einer Minute saß er neben August Bullermann auf dem Kutschbock, und die Droschke sauste davon. Bullermann verstand zu fahren, das mußte man ihm lassen. Die Droschke raste um die Friedrichstraßenecke, daß Recknagel beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und dann flog sie auf dem Asphalt dahin, daß es eine wahre Freude war. Wilhelm Recknagel würde diese Empfindung wahrscheinlich auch gehabt haben, wenn er im Vollbesitz seiner Kräfte gewesen wäre. Schwach aber, wie er war, machte ihn das Vorbeifliegen der Häuser wieder schwindelig, als ob er auf dem Karoussel säße, was er sein Lebtag nicht hatte vertragen können; er mußte die Augen schließen, und fahle Blässe färbte ihm wieder das Gesicht bis an die Stirne.

August Bullermann bekam es mit der Angst, er könnte seinen neugemieteten Knecht nicht lebendig bis nach Hause bringen. Außerdem fühlte er selbst eine gewisse Rauheit in der Kehle, die er halbstündlich immer zu empfinden pflegte. Er zügelte daher den Gaul ein wenig und sagte wohlwollend zu Wilhelm Recknagel: „Du wirst schon wieder so grün, Wilhelm; wir sollten in der Destille einen hinter die Binde gießen, da wird dir besser davon werden.“

Zu seinem Erstaunen schüttelte Wilhelm Recknagel sich unwillkürlich.

„Ich danke, Herr Bullermann, ich kann keinen Schnaps trinken“, sagte er.



„Nanu“, rief August Bullermann und riß seine kleinen Augen auf, so weit die rotgefärbten Lider sich öffnen wollten, „sowas ist mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Warum kannst du keinen Schnaps trinken?“

„Er brennt mir die Kehle, Herr Bullermann. Es wird auch so gehen.“

August Bullermann ließ dem Pferde wieder die Zügel, und die Droschke sauste um das Rondel des Belle-Alliance-Platzes. Wenn Herr Bullermann aber noch einmal die Wahl gehabt hätte, ob er Wilhelm Recknagel in seinen Dienst nehmen solle oder nicht, so würde er sich zweifellos für das letztere entschieden haben, denn er für seine Person war der Meinung, daß ein ordentlicher Mann und ein ordentlicher Schnaps zusammengehören. Übrigens kann und soll Wilhelm Recknagel auch nicht als ein Beweis gegen diese Meinung angeführt werden, denn seine Abneigung beruhte keineswegs auf einem ethischen Prinzip oder auf moralischen Grundsätzen, sondern einfach darauf, daß seine Kehle ganz besonders und höchst wahrscheinlich krankhaft oder doch wenigstens unnormal empfindlich gegen das Brennen des Alkohols war und bis heute auch geblieben ist.

Aber Recknagel behielt recht mit seiner Ansicht, daß es auch ohne Schnaps gehen werde. Mit Anspannung aller seiner Willenskraft hielt er sich aufrecht, und erst als die Droschke hinter dem letzten Hause der Möckernstraße in einen Thorweg einbog, fühlte er seine Sinne wieder schwinden.

August Bullermann legte seinen linken Arm um seinen Schützling, damit er ihn nicht noch im letzten Augenblick verliere, und lenkte den Gaul im Schritt vor ein einstöckiges kleines Wohnhaus, das sich, flankiert von einem bedeutend umfangreicheren, aber ziemlich zerfallen aussehenden Stallgebäude auf dem Hintergrundstück erhob. Wer jetzt in diese Gegend Berlins kommt, wird den Ort schwerlich wiedererkennen, denn von allen Seiten schließen ihn die Mietspaläste der Horn-, Großbeeren-, York- und Möckernstraße ein. Vor zehn Jahren erhoben sich auf dem Terrain nur ein paar Häuser der Horn- und Möckernstraße, und der übrige Grund und Boden bestand aus Holzhöfen, Gärtnereien und wüstliegenden Baustellen, die durch hohe Holzzäune untereinander und von den projektirten, aber noch nicht endgültig festgestellten Straßenzügen getrennt waren.

Als August Bullermann mit dem ohnmächtigen Recknagel im Arm sich dem kleinen Hause näherte, knallte er mehrmals mit der Peitsche, nachdem er sorglos die Zügel zwischen die Kniee geklemmt hatte; das Pferd kannte seinen Weg, und Herr Bullermann kannte

sein Pferd zu genau, um nicht zu wissen, daß er von ihm keine Unbesonnenheiten zu fürchten hatte. Auf das Peitschensignal erschien eine Frau in der Hausthüre, sehr zart und ein wenig blaß und vergrämt aussehend, und so in ihrem Äußeren einen starken Gegensatz zu Herrn Bullermann bildend. Der letztere nickte ihr vergnügt zu, und sie erwiderte den Gruß freundlich, ohne daß sie doch ein leichtes Erschrecken unterdrücken konnte.

„Ist das der neue Knecht, den du mitbringen wolltest, August?“ fragte sie.

„Jawohl, Mariechen,“ erwiderte Herr Bullermann vergnügt schmunzelnd, „das ist er. Aber ängstige dich man nicht, — wenn du ihn erst herausgefuttert hast, dann ist das der beste, den du dir wünschen kannst. Und nun nimm die Liese am Kopp, daß sie nich anzieht, wenn ich ihn vom Wagen hebe.“

Frau Bullermann that, wie ihr geheißen, und faßte das Pferd am Zügel, während ihr Mann den Ohnmächtigen vom Bock hob und ihn auf seinen starken Armen in das warme Zimmer trug. Nachdem er ihn dort auf dem Sofa niedergelegt hatte, trat er wieder zu seiner Frau hinaus.

„Er ist nicht betrunken, Mariechen,“ sagte er beruhigend und klopfte ihr auf die Schulter, „er ist bloß halb verhungert. Wenn er zu sich kommt, gib ihm was zu essen, — ich bringe derweile die Liese in den Stall.“

Frau Bullermann fiel offenbar eine Last von der Seele. Sie kannte ihres Mannes Ansicht von der Zusammengehörigkeit eines ordentlichen Menschen und eines ordentlichen Schnapses, und als sie ihn mit dem Ohnmächtigen im Arm hatte auf den Hof fahren sehen, hatte sie sich des Gedankens nicht erwehren können, daß der neue Knecht sich ihrem Manne durch nichts anderes als einen ordentlichen Rausch empfohlen habe. Unter Seufzen, — über einen stillen Seufzer kam die kleine Frau ihrem Manne gegenüber niemals heraus — hatte sie der ihr bevorstehenden Widerwärtigkeiten gedacht. Aber ihre stumme Abneigung wandelte sich in Mitleid, als sie über die wahre Ursache des Zustandes, in dem Wilhelm Recknagel seinen Einzug gehalten hatte, aufgeklärt worden war. Sie eilte in das Zimmer, scheuchte ihre beiden Ältesten, die mit großen Augen neben dem Ohnmächtigen standen, in die Ecke, nahm sich nicht einmal die Zeit, ihren Jüngsten zuzudecken, der sich in der Wiege bloßgestrampelt hatte, und flog in die Küche, um von dem Mittagessen ihres Mannes eine Tasse kräftiger Brühe mit einem Ei abzurühren. Damit trat sie zu Wilhelm Recknagel, als dieser gerade wieder die Augen öffnete.



Er hatte sich bis dahin niemals eine rechte Vorstellung davon machen können, wie ein Engel wohl aussehen möchte. Als die kleine Frau nun seinen Kopf unterstützte, ihm die Tasse an den Mund hielt und ihn mit leisen freundlichen Worten mahnte, nicht zu hastig zu trinken, da glaubte er es plötzlich zu wissen, und noch lange Zeit nachher, als Wilhelm Recknagel seine Schwäche längst überwunden hatte und auch nicht mehr zu fürchten brauchte, daß er jemals wieder Hunger leiden würde, konnte er sich die Engel niemals ohne eine Tasse Bouillon in der Hand vorstellen.

Als Herr Bullermann in die Stube trat, fühlte sich Wilhelm Recknagel so gekräftigt, daß er sich, wie es der Respekt erforderte, vom Sofa erheben konnte. August Bullermann schob ihm einen Stuhl an den Tisch, und während seine Frau das Mittagessen auftrug, pfiff er leise vor sich hin. „Nu, Wilhelm, mein Sohn, schlage eine ordentliche Klinge", sagte er dann, als die Schüssel auf dem Tisch stand und legte ihm eine Portion vor, wovon drei Hungernde sich hätten sättigen können. Seine Frau flüsterte ihm zu, daß solche Überfüllung dem Magen schaden könne.

„Ach was, Mariechen," meinte aber Herr Bullermann abweisend, „das verstehen wir besser, wie die Herren Pflasterschmierer. Nicht wahr, Wilhelm? Immer eß du man, und dann legst du dich hin und schläfst, und wenn du ausgeschlafen hast, dann wird dir wohl besser sein. Und wenn du morgen noch nicht ins Zeug kannst, dann kann ich auch bis übermorgen warten."

Wilhelm Recknagel glaubte in diesem Falle Herrn Bullermann mehr respektieren zu müssen als Frau Bullermann; er aß erstaunlich viel, und dann ließ er sich von Herrn Bullermann in die Kammer führen, die er künftig bewohnen sollte, und schlief bis weit in den nächsten Tag hinein. Die Überfüllung des Magens hatte ihm nicht geschadet.

August Bullermann aber setzte sich neben seine Frau, nachdem er Recknagel auf seine Kammer gebracht hatte, legte seinen Arm um ihre Schulter und sagte schmunzelnd: „Nun, Mariechen, wie gefällt er dir?"

„Der arme Mensch," sagte Frau Bullermann. „Es scheint ihm ja schlecht gegangen zu sein, aber er hat so was Manierliches an sich. Wo hast du ihn hergeholt?"

„Sieh mal, Mariechen, wir haben nun lange nichts Gutes erlebt an den Kerls, die wir hier hatten," sagte Herr Bullermann mit weiser Miene, „und da dachte ich mir, du wirst mal die Zimmerstraße lang fahren, und wenn du da vor dem Intelligenzblatt einen



findest, der recht verhungert aussieht, den wirst du nehmen, weil der dann eine gute Lehre hinter sich hat und nicht so schnell wieder Mucken kriegen wird. Und da stand der Wilhelm, der sah so verhungert aus, als ob er umfallen wollte, und wenn ich ihn mir nicht vom Bock heruntergelangt hätte, wäre er mir unter den Wagen gefallen. Das ist dein Mann, dachte ich, und da nahm ich ihn mit. Nachher hat es mir aber leid gethan."

„Warum, August?" fragte Frau Bullermann. „Er hat was Gutes im Gesicht, und ich glaube, diesmal hast du Glück gehabt. Warum hat es dir leid gethan?"

„Er trinkt nicht," sagte Herr Bullermann bedauernd, „und du weißt, Mariechen, ein ordentlicher Mann und ein ordentlicher Schnaps gehören zusammen. Aber er sagt, er kann keinen vertragen, er brennt ihn im Halse."

„Ich denke, das wird nichts schaden, August," wagte Frau Bullermann schüchtern zu erwidern.

„Ja, ja, ich weiß wohl, Mariechen, du hältst auch nicht viel vom Schnaps," meinte Herr Bullermann gutmütig. „Euch Frauen brennt er ja auch im Halse, aber bei einem Mann ist das was anderes. Ich habe nicht viel Vertrauen dazu, und wenn ich das vorher gewußt hätte, dann hätte ich mich wohl darüber besonnen. Jetzt hilft das nichts mehr, jetzt heißt es abwarten. Na, dann geh nu mal, Mariechen, und hol mir die Flasche mit dem alten Nordhäuser, — der hilft wohl auch darüber weg."

Und Mariechen Bullermann erhob sich, unterdrückte einen stillen Seufzer und holte die Flasche mit dem alten Nordhäuser. — — —

August Bullermann war ein guter Mensch, und Frau Bullermann liebte ihn deswegen, aber er war ein stiller Trinker, und deshalb sah seine Frau vergrämt aus, und sie verlor den wehmütigen Zug nicht aus dem Gesicht, selbst wenn sie ihren Kindern zulächelte. Sie sorgte sich darum, was aus denen werden sollte, denn sie sah mit jedem Tage, wie sie unaufhaltsam in ihren Verhältnissen zurückgingen. August Bullermann sah das nicht, der sah nur eine rosige Zukunft vor sich, ganz so, wie ihm auch die Gegenwart erschien. Seine Frau hatte ihm das Grundstück zugebracht, als er sie heiratete, und ein paar tausend Thaler, mit denen er Wohnhaus und Pferdestall darauf baute und ein Droschkenfuhrgeschäft einrichtete. Anfangs war das Geschäft auch gut gegangen; Bullermann hatte seine Leute in Zucht und Ordnung gehalten, und er selbst war fleißig auf dem Posten gewesen. Getrunken hatte er freilich schon damals, aber da er einen guten Rausch hatte oder vielmehr einen eigentlichen Rausch gar nicht,



denn er wurde nur sehr weich in seinem Gemüt, wenn er getrunken hatte, und Haltung und Sprache blieben ganz dieselbe, als ob er nüchtern gewesen wäre, so hatte sich Frau Bullermann anfangs nicht viel Sorge darum gemacht. Aber bald begann Herr Bullermann sich nicht mehr um sein Geschäft zu kümmern; zwar fuhr er selbst immer noch regelmäßig seine Droschke erster Klasse — seine Frau hatte ihn im Verdacht, daß er es nur that, um unbeobachtet von ihr seinen Durst stillen zu können — aber er sah nichts mehr von dem, was sonst im Geschäft vorging. Seine Kutscher betrogen ihn mit dem Futter und bestahlen ihn bei der Ablieferung des Fahrgeldes, und Schnaps und Gutmütigkeit ließen ihn beides übersehen. Mit Mühe gelang es der Frau, im Hause selbst Ordnung und den Schein eines bescheidenen Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Wer aber das Grundstück betrat, der sah den Verfall. Der offene Schuppen, unter dem die Wagen vor dem Wetter geschützt stehen sollten, ließ den Regen durch das schadhafte Dach, von Haus und Pferdestall war der Mörtelbewurf in großen Stücken niedergefallen, und der Pferdedünger wuchs auf dem Hofe zu einem unförmigen Haufen an, der bei nassem Wetter das ganze Grundstück mit einer ekelhaften Jauche durchsäuchte, so daß man kaum auf einer Reihe großer Steine trockenen Fußes von der Straße bis an das Wohnhaus gelangen konnte. Die notwendigen kleinen Reparaturen wurden nicht nur an Wagen und Geschirren, sondern überall versäumt und wuchsen schnell zu großen Defekten an, die kaum noch gut zu machen waren. August Bullermann war zufrieden, wenn der Knecht, den er auf dem Hofe hatte — die Droschkenkutscher wohnten außerhalb und hatten nur ihren Gaul einzuspannen, ihre Zeit zu fahren und den Gaul wieder in den Stall zu liefern — seine eigene Droschke in guter Ordnung hielt und ihm sein Leibpferd, die Liese, mit spiegelglattem Fell und in wohlgenährtem Zustande vorführte. Wenn seine Frau ihm vorklagte, was sie übrigens bald als nutzlos aufgegeben hatte, dann leugnete August Bullermann nicht, daß es abwärts ging; er konnte ja auch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Kutscher nur noch die Hälfte von dem Fahrgeld nach Hause brachten, das sie früher eingenommen hatten. Aber er hatte eine Erklärung dafür: die vielen Pferdebahnlinien, die Berlin durchkreuzten und die keinem Menschen mehr eine Droschke notwendig machten. Und er hatte auch einen Trost für seine Frau, denn für sich brauchte er eigentlich keinen, da der Nordhäuser, dem er den Untergang geschworen hatte, sich dadurch rächte, daß er ihn alle Dinge anders sehen ließ, als sie in Wirklichkeit waren. Er meinte nämlich,



sie hätten das ganze Fuhrgeschäft eigentlich gar nicht nötig, und ob es gut oder schlecht gehe, sei eigentlich ganz gleichgiltig, denn es könnte ihnen gar nicht fehlen, sie müßten doch ganz von selber in den Wohlstand hineinwachsen.

Und diese Meinung August Bullermanns entbehrte nicht jeglicher Begründung. Das Stadtviertel vor dem Halleschen Thore, vor fünfundzwanzig Jahren eigentlich nur aus einer einzigen und sehr lückenhaft bebauten Straße bestehend, war gewaltig gewachsen, und in jedem Jahre waren neue Häuser, neue Straßen, neue Straßenviertel entstanden. Es drängte sich heran bis an den Schienenstrang der Anhalter Bahn, der nach dieser Richtung dem Vorwärtsdringen eine Grenze steckte. Und wie diese Vorstadt, so wuchsen alle Vorstädte Berlins gewaltig an. Schon floß die Potsdamer Vorstadt mit Schöneberg zusammen, und wie das Viertel vor dem Halleschen Thore nicht über den Schienenstrang der Anhalter Bahn fortkonnte, so setzte die Potsdamer Bahn dem Viertel vor dem Potsdamer Thore seine Grenze. Die mehr als hunderttausend Bewohner beider Vorstädte aber konnten nicht anders zusammenkommen, als auf weiten Bogenwegen um die beiden Bahnhöfe herum oder über das Tempelhofer Feld. Da war nun August Bullermann der Meinung, dieser Zustand sei unnatürlich und dürfe nicht ewig währen; es müsse, koste es, was es wolle, eine direkte Verbindung zwischen den beiden Vorstädten hergestellt werden, und es sei ihm gleichgiltig, ob diese Straßenverbindung über oder unter den Schienen der beiden Bahnlinien hinwegführe. Der ersten Meinung waren viele in Berlin und auch unter den Herren, die im Rathause die Geschicke der werdenden Weltstadt lenkten, machte sich keine Stimme dagegen hörbar. Aber ob die neue Straße über oder unter den beiden Bahnlinien hindurchgeführt werden solle, das war diesen Herren nicht gleichgiltig, denn sie mußten darüber wachen, daß die neue Anlage den Säckel der Stadt Berlin nicht allzu stark belaste. Also berieten sie und berieten sie schon einige Jahre, und es konnte wohl noch einige Jahre dauern, bis sie zum Entschluß kamen, trotzdem die Linie der neuen Straße bereits festgestellt war. Diese Linie aber, das wußte August Bullermann, durchschnitt seinen Grund und Boden und schaffte dem verhältnismäßig wertlosen Hintergrundstück eine Straßenfront, die den Wert desselben verzehnfachen mußte, ganz abgesehen davon, daß er für den zur Straße selbst notwendigen Teil seines Grundstückes ein hübsches Kapital von der Stadt erwarten durfte.

Das Alles wußte August Bullermann, und damit tröstete er seine Frau, wenn sie ihm ihre Sorgen nicht verschweigen konnte oder

wenn er sich genötigt sah, von neuem Geld auf das ehemals schuldenfreie Grundstück aufzunehmen. Mariechen Bullermann wußte auch, daß dem ganz so war, wie ihr Mann es darstellte, und dennoch konnte sie keinen rechten Trost darin finden. Die Schuldenlast wuchs ihr zu schnell, und die Herren im Rathause berieten ihr zu langsam, und sie meinte, wenn die Zeit gekommen sei, daß deren Rat That werde, dann könnte es wohl sein, daß sie selbst schon lange nicht mehr Herren auf ihrem Grund und Boden waren und daß andere so mühelos in den Wohlstand hineinwuchsen, wie ihr Mann hineinzuwachsen gedachte. Wie sie auch im kleinen sich mühte und schaffte, sie konnte den gänzlichen Ruin doch nicht verhindern.

Nachdem Wilhelm Recknagel wenige Tage bei Bullermann im Dienst war, hatte er durchschaut, wie hier die Verhältnisse lagen. Er wußte, daß die Kutscher den Pferden das halbe Futter stahlen, das sie ihnen, wenn sie auf der Tour waren, verabreichen sollten, er wußte, daß sie höchstens die Hälfte ihres Verdienstes an Herrn Bullermann ablieferten, er wußte auch, was August Bullermanns Sinne so umnebelte, daß er von alledem nichts gewahrte, und er wußte, warum Frau Bullermann, der Engel mit der Bouillontasse, immer zugleich freundlich und vergrämt aussah. Wenn er nicht den gebührenden Respekt vor Herrn Bullermann als seinem Herrn gehabt und nicht eine zu lebhafte Dankbarkeit gefühlt hätte, dann hätte er wohl einen Zorn auf ihn werfen können, daß er die Dinge gehen ließ wie sie wollten und sich von nichtsnutzigen Menschen betrügen ließ, die sich nicht einmal scheuten, sich über ihn lustig zu machen, wenn sie sicher waren, nicht von ihm gehört zu werden. Hatten sie doch in den ersten Tagen nicht einmal in Recknagels Gegenwart ein Blatt vor den Mund genommen, trotzdem er ihnen ganz fremd war, bis sie merkten, daß dieser keine Lust hatte, mit ihnen in dasselbe Horn zu blasen, und sich in acht nahmen. Dafür griffen sie zu allerhand Schabernack und versuchten, Recknagel aufzuziehen und zu hänseln, um dem ihnen Unbequemen seine Stellung zu verleiden, aber als Wilhelm dieser Scherze überdrüssig geworden und einem der Kutscher einmal eine fühlbare Probe seiner Muskelkräfte abgelegt hatten, gaben sie endlich Ruhe.

Natürlich hatte Recknagel, sobald er sich von seiner Erschöpfung erholt hatte, auch Herrn Bullermann darüber Rede stehen müssen, was er früher getrieben hatte und wie er in diese Notlage gekommen war, und trotzdem Recknagel davor zitterte, daß ihm wieder begegnen könne, was ihm schon so oft begegnet war, hatte er doch der Wahrheit die Ehre gegeben und schlicht und einfach seine Geschichte er-



zählt. Wenn seine Anhänglichkeit an Herrn Bullermann noch erhöht werden konnte, so geschah es durch die Art und Weise, wie dieser seine Erzählung aufnahm. Auch Herr Bullermann machte ein bedenkliches Gesicht, als er hörte, daß Recknagel wegen Diebstahls in Untersuchung gewesen war. Aber als er das Ende vernommen hatte, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte und schrie ordentlich: „Ih, diese Simons und Herbensteins, das sind ja . . . .“ Er brauchte ein starkes Schimpfwort, das ihm zweifellos eine Anklage wegen Beleidigung eingebracht haben würde, wenn es der Firma Simon & Herbenstein hinterbracht worden wäre. Darauf trank er ein Glas Nordhäuser mit einem Zuge aus, goß ein zweites ein und rief nach seiner Frau: „Mariechen, nu höre mal diese Schlechtigkeit,“ und er erzählte Recknagels Geschichte in starken Ausdrücken, die dem letzteren natürlich wohlthaten, und schloß: „Sollte man das für möglich halten, Mariechen? Solche Elendigkeit! Pfui Teufel!“ Und Herr Bullermann spuckte erst auf die von seiner Frau eigenhändig frischgescheuerte Diele und goß dann den zweiten Nordhäuser herunter.

„So sind die Menschen,“ wandte sich Herr Bullermann dann an Wilhelm Recknagel, „wenn sie sehen, daß einer mit Füßen getreten ist, dann treten sie noch hinterher. Aber nu erst recht, Wilhelm, nu bleibst du hier, und hab' ich vorher gesagt, du kriegst so viel Lohn wie der vorige, dann kriegst du jetzt alle Monat drei Mark mehr. August Bullermann kann sich das leisten.“

„Herr Bullermann,“ sagte Wilhelm Recknagel und seine Stimme zitterte ein bißchen, „lassen Sie es man beim alten, ich danke Ihnen auch so!“

Aber August Bullermann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt, und dabei bleibt's. Nicht wahr, Mariechen, du kennst mich. Nu geh, Wilhelm, und spann die Liese ein und sieh nach, daß am Beschlag und am Lederzeug alles in Ordnung ist, — ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen.“ — — —

„Wilhelm, ich weiß, ich kann mich auf dich verlassen,“ — Herr Bullermann hat das gute Wort noch oft wiederholt. Zu oft vielleicht, es wurde eine Lieblingsredensart von ihm, und sein Vertrauen zu Wilhelm Recknagel wurde ihm bald zu einem Vorwande, sich um gar nichts mehr zu kümmern. Das gereichte der Familie Bullermann freilich nicht zum Schaden. Mit Pferden wußte Recknagel umzugehen wie kein anderer, der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit war ihm noch frisch aus seiner Militärdienstzeit, er war

ehrlich und fleißig und hatte ein sonderliches Geschick zu allerlei Hantierungen, das ihm hier trefflich zu statten kam. Als er Herrn Bullermann darauf aufmerksam gemacht hatte, daß das Dach des Wagenschuppens ausgebessert werden müsse, hatte dieser gemeint, das sei noch nicht so eilig, sei es so lange damit gegangen, so reiche es auch noch eine Zeit weiter, — er hoffte ja von Tag zu Tag auf die neue Straße, die alle Reparaturen unnötig machen sollte. Aber Wilhelm Recknagel gab sich damit nicht zufrieden. Auf dem Stallboden fand er noch eine Lage Bretter, eine Rolle Dachpappe und was er sonst nötig hatte, vor, und eines Tages saß er selbst auf dem Dach des Schuppens und arbeitete wie ein gelernter Dachdecker. Er kochte selber einen Lack und mischte Farben, mit denen er der ältesten Droschke neuen Glanz verlieh, und kein Tapezierer hätte ein durchgesessenes Wagenpolster sauberer wieder aufmöbeln können wie Wilhelm Recknagel. Er führte eine Kontrolle über Hafer, Heu und Stroh wie der gewiegteste Fourageunteroffizier, und wenn Herr Bullermann ihn einmal beauftragte, mit den Kutschern Tageskasse zu machen, dann war die Einnahme jedesmal verwunderlich hoch gewesen, trotzdem die Gäule nicht abgeklapperter in den Stall gekommen waren als an jedem anderen Tage. Als es Frühling wurde, schoß Wilhelm Recknagel der Gedanke durch den Kopf, daß es doch Thorheit sei, das ganze Grundstück so unbenutzt liegen zu lassen, und er meinte, ein Gärtchen müsse dem ganzen kleinen Hinterhause ein anderes Ansehen geben. Herr Bullermann sagte zwar, das sei ein Unsinn, die Straße ginge ja doch gerade darüber hinweg, und man könnte nicht einmal wissen, ob selbst Radieschen Zeit behielten, sich zu entwickeln. Aber Recknagel ließ sich nicht irre machen, er düngte und grub und säete und pflanzte, und die kleinen Bullermanns halfen ihm dabei, und Frau Bullermann sah ihm aus dem Fenster zu und dachte: „Was haben wir doch mit dem Wilhelm für Glück gehabt! Das will ich ihm gedenken sein Lebenlang.“ Und als Herr Bullermann zum erstenmal in einer aus dünnen grüngestrichenen Latten zierlich zusammengefügten Laube saß und seine Frau ihn auf die Kürbispflanzen aufmerksam machte, die schon zolllang aus dem Boden emporgekeimt waren, hatte er doch innerlich seine Freude daran, wenn er auch scheinbar verdrießlich meinte: „Ein rechter Unsinn! Wenn die neue Straße durchgelegt wird, muß das Ding ja doch heruntergerissen werden. Unnütze Arbeit, nichts als unnütze Arbeit!“

„Aber Wilhelm hat doch nichts versäumt deswegen,“ sagte Mariechen Bullermann entschuldigend.

„Das will ich auch nicht gesagt haben, Mariechen,“ erwiderte



Herr Bullermann, „keineswegs. Alles was recht ist, seine Arbeit thut er, man kann sich auf ihn verlassen.“

Frau Bullermann dachte noch besser von Wilhelm Recknagel; sie meinte, es sei ein rechter Segen mit ihm in das Haus gekommen. Leicht war ihr noch immer nicht ums Herz, wenn sie an die Zukunft dachte; die zwei Arme, die der neue Knecht ins Haus gebracht hatte, waren kräftig und arbeitsfreudig, aber ob es ihnen gelingen würde, das Unglück und die Armut ganz fern zu halten, das war doch sehr fraglich, denn der Kopf war derselbe geblieben. Wie ein Segen aber erschien es Frau Bullermann, daß doch nicht alles um sie her mehr den Krebsgang ging, daß sie doch frische und fröhliche Thätigkeit sah und nicht nur dumpfes Hoffen auf einen plötzlich eintretenden Glücksfall. Daran richtete sie sich selber auf, und wenn sie früher oft geglaubt hatte, ganz verzagen zu müssen, und sie die Lust angewandelt hatte, auch die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen wollten und mit ihren schwachen Kräften den Kampf aufzugeben, so sagte sie sich jetzt, daß sie sich wehren müsse und sich wehren wolle, um, wenn sie doch einmal von Haus und Hof mußten, wenigstens das Bewußtsein mitnehmen zu können, daß sie ihre Pflicht gethan habe bis zuletzt.

Ungefähr drei Jahre mochte Wilhelm Recknagel in Herrn Bullermanns Diensten gewesen sein. Es war wieder ein bitterkalter Wintertag gerade wie derjenige, an dem er einst halbverhungert auf den Hof gekommen war. Und wieder fuhr August Bullermann vor seinem Hause vor und knallte mit der Peitsche, wie er immer zu thun pflegte, um seiner Frau seine Rückkehr anzumelden. Aber die Schnur wollte keinen rechten Ton von sich geben, trotzdem Herr Bullermann es noch einmal versuchte, — es war ihm, als ob ihm das Handgelenk den Dienst versagte. Auch fühlte er einen eigenen Druck in den Schläfen und eine Schwere in den Gliedern, ohne indessen sonderlich darauf zu achten. Recknagel hatte den Wagen trotz des mißglückten Peitschenknalles auf den Hof fahren hören und kam eilends aus dem Stall herübergelaufen, um seinem Herrn vom Bock zu helfen und die Liese auszuspannen. Ihm fiel es auf, daß Herr Bullermann zum erstenmal die Peitsche an den Bock steckte, statt sie wie sonst stets mit in das Haus zu nehmen; es war eine teure Peitsche mit silberbeschlagenem Stiel, die August Bullermann einmal bei einem Droschkenwettfahren als Preis gewonnen hatte und die er so ängstlich hütete, daß er sie auch dann nicht aus der Hand ließ, wenn er unterwegs einen Abstecher in eine Destillation machte. Das verwunderte Wilhelm Recknagel ein wenig, und er dachte sich, daß



er sie ins Haus tragen wolle, sobald er die Liese ausgespannt und ihr Futter gegeben habe. Eben hatte er das Pferd losgesträngt, als er aus dem Hause einen so markerschütternden Schrei hörte, daß er die Peitsche darüber ganz vergaß, der Liese schnell einen auf das Hinterteil versetzte, was für sie das Zeichen war, sich in den offenen Stall zu begeben, und dann selbst in langen Sätzen nach dem Hause hinübersprang. Als Wilhelm Recknagel die Thüre zum Wohnzimmer öffnete, demselben, in welches ihn selbst einst Herr Bullermann bewußtlos hineingetragen hatte, da sah er, daß August Bullermann mitten im Zimmer auf der Erde lag, steif wie ein Stock, und Frau Bullermann kniete neben ihm und versuchte seinen Kopf hoch zu heben, und da ihr das nicht gelang, rang sie die Hände, und über ihr schneeweißes Gesicht rannen dicke Thränen.

„Wilhelm, um Gotteswillen, helfen Sie mir," sagte sie angstvoll, „meinen Mann hat der Schlag gerührt."

Wilhelm Recknagel schnitt der Jammer ins Herz, aber er verlor den Kopf nicht.

„Das wird so schlimm nicht sein, Frau Bullermann," sagte er, während er den Bewußtlosen mit starken Armen von der Erde aufhob. „Machen Sie nur die Thür auf, daß ich den Herrn gleich in die Schlafstube und aufs Bett legen kann. Sie wissen, es ist kalt heute draußen, und da mag der Herr wohl ein bißchen zu viel eingeheizt haben, und dann ist er hier mit einemmal in die warme Stube gekommen. Nordhäuser soll ja gesund sein, Frau Bullermann, obschon ich keinen trinken kann — er brennt mir die Kehle — aber bei solcher Kälte ist es ein tückisches Wasser."

Wilhelm Recknagel hatte August Bullermann in das Gesicht gesehen, als er ihn auf das Bett legte, — in ein blaues aufgedunsenes Gesicht mit ausdruckslosen starren Augen, und er glaubte selbst nicht mehr daran, daß Herr Bullermann einen Rausch habe. Er wußte ja auch, daß August Bullermann trinken konnte, soviel er wollte, und doch niemals wirklich betrunken wurde. Aber er sprach trotzdem ruhig weiter.

„Sehen Sie, Frau Bullermann, wir ziehen ihn jetzt aus und decken ihn warm zu und dann können Sie hier sitzen bleiben und warten, ob der Herr was verlangt, und ich springe dann mal rüber nach der Hornstraße zum Sanitätsrat Freese, der soll ja ein ordentlicher Mann sein und kann dann vielleicht mal nachsehen, ob da sonst noch ein Haken ist."

„Ach ja, Wilhelm, laufen Sie, laufen Sie," jammerte Frau Bullermann. „Ich werde mit dem Ausziehen schon fertig werden."

„Lassen Sie man, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel ruhig. „Ihre Hand zittert viel zu sehr. Sehen Sie, da ist der zweite Stiebel auch runter, jetzt ist die Sache gleich gemacht."

Frau Bullermann versuchte noch ein wenig behilflich zu sein, aber dann wurden ihr die Kniee schwach, und sie mußte sich setzen. Wilhelm Recknagel deckte seinen Herrn ordentlich zu.

„Ich bin gleich wieder da, Frau Bullermann, grämen Sie sich man nicht," sagte er und stürmte davon.

In zehn Minuten war er mit dem Sanitätsrat zurück. Der alte Herr warf nur einen Blick auf den Kranken, und dann schickte er Frau Bullermann unter einem Vorwande aus dem Zimmer.

„Es steht wohl schlimm mit dem Herrn, Herr Sanitätsrat," fragte Wilhelm Recknagel.

„Gar nichts zu machen," erwiderte der alte Herr, der schon wieder nach seinem Hut griff. „Möglich, daß er noch einmal zur Besinnung kommt, aber die Nacht überlebt er nicht. Bringen Sie's der Frau langsam bei."

Damit ging der Sanitätsrat. Der alte Herr war weichen Gemütes und deshalb froh, daß er Frau Bullermann in der Küche beschäftigt wußte, Wärmflaschen zu bereiten, die er empfohlen hatte, ihrem Manne in das Bett zu legen, und daß er das Haus verlassen konnte, ohne der armen Frau Rede stehen zu müssen.

Als der Doktor das Krankenzimmer verlassen hatte, fühlte auch Wilhelm Recknagel eine Schwäche in den Knieen, so daß er sich auf denselben Stuhl setzen mußte, auf dem vorher Frau Bullermann gesessen hatte. Von dort sah er unverwandt in August Bullermanns Gesicht und dachte unaufhörlich: „Die arme Frau, die arme Frau," und über dem Gedanken fühlte er, wie ihm die Kehle immer enger wurde. Aber als er Frau Bullermann im Nebenzimmer kommen hörte, sprang er von seinem Stuhl auf, denn es vertrug sich nicht mit seinem Respekt vor ihr, daß er sich von ihr in ihrem Schlafzimmer sitzend finden ließ. Er räusperte sich energisch, wischte sich mit dem Handrücken erst über beide Augen und dann unter der Nase, wobei er sehr hörbar durch dieselbe Luft einzog, und als Frau Bullermann mit den Wärmkruken eintrat, stand er ihr mit unbefangenem Gesichte gegenüber.

„Der Doktor ist schon weg, Frau Bullermann," sagte er, „er meint ja, es könnte bald wieder werden. Geben Sie die Flaschen man her, warme Füße ist die Hauptsache, hat der Doktor gesagt. Und dann bleiben Sie ein Weilchen hier sitzen, Frau Bullermann,



daß ich der Liese Futter einschütten kann. Ich komme gleich wieder rüber, und dann können Sie die Kinder abfüttern, die Jöhren werden wohl Hunger haben."

So geschah es. In zehn Minuten war Wilhelm Recknagel wieder an dem Krankenbette, und er empfand es als ein Glück, daß die Kinder, auch nachdem sie abgefüttert waren, Frau Bullermann so viel zu schaffen machten, daß sie immer nur auf Augenblicke kommen konnte, nach ihrem Manne zu sehen. Wilhelm verwandte stundenlang kein Auge von Herrn Bullermann. Es sei doch schade um einen so guten Herrn, dachte er, und was aus der armen Frau werden sollte und den Kindern, die ihm ans Herz gewachsen waren, denn sie wichen fast nicht von seiner Seite, ob er im Stalle die Pferde fütterte oder sich sonst zu thun machte. Und wieder schnürte es ihm die Kehle zusammen, und er mußte sich oft mit dem Handrücken über die Augen wischen, um seiner Rührung Herr zu werden. Aber als es in August Bullermanns Brust zu keuchen begann und die Augen des Kranken zu rollen anfingen, daß es schrecklich anzusehen war, wurde es wieder ruhig in Wilhelm Recknagel, und er hatte nur den einen Gedanken, wie er dem Kranken die Qual erleichtern könne. Er stand auf und richtete August Bullermanns Oberkörper in die Höhe, und wirklich schien es, als ob das dem Kranken wohlthue. In Bullermanns Auge kehrte sogar ein natürlicher Ausdruck zurück, und Recknagel las ganz deutlich darin, daß er ihn erkannte. Aber eine ganze Weile mühte sich Herr Bullermann vergebens unter schrecklichen Anstrengungen zu sprechen. Schon wollte Wilhelm Recknagel nach seiner Frau rufen, weil er dachte, sie könne ihn vielleicht besser verstehen, als August Bullermann endlich seiner Zunge Gewalt anthat und die Worte lallte, die ihm so geläufig geworden waren: „Wilhelm, ich kann mich auf dich verlassen!" Als er sich um die paar Worte abgemüht hatte, legte er seinen Kopf gegen Wilhelm Recknagels Schulter zurück, und es zuckte ein paarmal gewaltig durch seinen Körper. „Jawohl, Herr Bullermann," sagte Recknagel noch mit ganz ruhiger Stimme, aber als das Zucken aufgehört hatte und als er fühlte, daß August Bullermann schwer und leblos in seinem Arm lag, da brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen, und er schluchzte so gewaltig auf, daß Frau Bullermann im Nebenzimmer es hörte und an dem Ton erkannte, daß sie Witwe und ihre Kinder Waisen geworden waren . . . . .

Zum letztenmale war August Bullermann aus dem Stacketenthorweg seines Grundstücks nach der Möckernstraße hinausgefahren. Aber nicht wie sonst hatte er Zügel und Peitsche selbst geführt und



nicht wie sonst war sein Weg mitten hinein in das Herz von Berlin gegangen. Still und regungslos hatte er in dem blumengeschmückten Sarge gelegen, und der kleine Trauerzug hatte sich an der Hasenhaide vorüber und durch Rixdorf hindurch weit hinaus aus Berlin nach den neuen Kirchhöfen bewegt. Frau Bullermann war zurückgekommen von dem Grabe ihres Mannes, das Herz voll Gram und Sorge. Sie war keine von den resoluten Witwen, die in derselben Annonce den Tod ihres Mannes und den unveränderten Fortbestand ihres Geschäftes anzeigen. Sie fühlte, daß sie nicht die Kraft gehabt hätte, das Geschäft zu leiten, selbst wenn es ein gesundes und nicht so durch und durch zurückgekommenes gewesen wäre. Da erschien es ihr fast als ein Glück, daß schon am Tage nach dem Begräbnis einer der Hypothekengläubiger bei ihr vorsprach und ihr den Vorschlag machte, er wolle das Grundstück zum Hypothekenwert übernehmen und noch die Verkaufssteuer dazu zahlen. Er setzte ihr auseinander, daß sie das Grundstück doch nicht werde halten können, und so würden ihr doch immer noch ein paar hundert Thaler aus dem Erlöse der Pferde und Wagen bleiben, die ihr sicher auch verloren gehen müßten, wenn sie wartete, bis es zur Subhastation käme. Frau Bullermann gab ihm im Grunde vollkommen recht und nur ihre Unkenntnis in allen geschäftlichen Dingen verhinderte sie, ihm gleich zuzusagen und veranlaßte sie, sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit auszubedingen.

Als der Menschenfreund gegangen war, kam Wilhelm Recknagel aus dem Stall herüber und fragte, ob er die Frau wohl einen Augenblick sprechen dürfe. Er sah verlegen aus, und als Frau Bullermann ihn freundlich fragte, was er wünsche, räusperte er sich erst ein paarmal.

„Ich hätte wohl eine große Bitte, Frau Bullermann," sagte er und räusperte sich wieder.

Die Frau war in der Stimmung, in der man auf etwas Gutes nicht gefaßt ist, und so dachte sie denn auch nicht anders, als daß Wilhelm Recknagel um seinen Abschied bitten wolle. Sie verargte es ihm nicht, daß er gehen wollte, hatte er doch lange genug ausgehalten, aber es that ihr weh, daß er kam, nachdem sie ihren Mann kaum begraben hatte.

„Sie wollen gehen, Wilhelm," sagte sie trotzdem freundlich. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken. Sie haben hier allezeit mehr gethan, als Sie schuldig waren, und ich hoffe, es wird Ihnen wo anders besser vergolten, als ich es Ihnen vergelten kann."



Wilhelm Recknagel wurde rot im Gesicht und zwirbelte an seinem Schnurrbart.

„Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Frau Bullermann," sagte er, „daß Sie meinen, ich werde jetzt fortgehen, wo Sie keinen Menschen haben, auf den Sie sich verlassen können und der im Stall und auf dem Hof nach dem Rechten sieht.

Da schlug Frau Bullermann die Hände vor dem Gesicht zusammen und brach in Schluchzen aus.

„Ach Gott, Wilhelm," sagte sie unter Thränen, „ich kann das Grundstück ja doch nicht halten, und morgen will ich es verkaufen und sehen, wo ich mit den Kindern ein Unterkommen finde. Es war schon einer hier, der es übernehmen will, und die Pferde und Wagen will ich verauktionieren lassen. Wenn Sie denn die paar Tage noch nach dem Vieh sehen wollen —"

„Frau Bullermann, Sie dürfen sich nicht bereden lassen," sagte Wilhelm Recknagel. „Wer zu einer Witwe kommt einen Tag, nachdem sie ihren Mann begraben hat, und von Geschäften spricht, der will sie betrügen und um das ihre bringen. Sie wissen, was der Herr immer gesagt hat: ‚Das Grundstück hat noch mal seinen Preis, und wenn der ganze Droschkenkram auch um die Ecke geht, wir können es aushalten.' Und wenn der Herr es auch nicht mehr erlebt hat, kommen muß die neue Straße doch mal, und Sie dürfen das Ihren Kindern nicht anthun."

„Ja, Wilhelm, aber es geht doch nicht," sagte Frau Bullermann, aber sie hörte doch auf zu schluchzen und nahm die Hände vom Gesicht. „Wie soll ich mich durchfinden, jetzt, wo er nicht mehr da ist? Und einen neuen Kutscher müßten wir auch nehmen für die Liese, und wer weiß, was wir da für einen kriegen?"

„Darum eben komme ich, Frau Bullermann," erwiderte Wilhelm Recknagel. „Ich dachte, wenn Sie so viel Zutrauen zu mir haben wollten und mir die Liese anvertrauen, dann könnte ich mich so einrichten, daß ich wieder zu Haus bin, wenn die andern Kutscher kommen, und könnte im Stall meine Schuldigkeit thun wie bisher, so daß Sie nicht nötig hätten, noch einen andern Knecht für den Stall anzunehmen. Sie wissen ja, ich habe die Liese schon früher manchmal gefahren, wenn der Herr mal krank war, und trotzdem er eigen mit dem unvernünftigen Tier war, als wenn es sein Kind gewesen wäre, hat er doch nie zu klagen gehabt. Und einen Fahrschein habe ich ja auch, Frau Bullermann, so daß ich nicht erst noch zur Polizei brauche."

„Es wird Ihnen zu viel werden, Wilhelm; ich kann das nicht

von Ihnen verlangen," sagte Frau Bullermann, aber in ihrem Herzen regte sich doch die Hoffnung, daß er auf seinem Wunsch bestehen möchte.

„Sie könnten es ja mal mit mir versuchen, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel. „Geht es nicht, dann können Sie ja immer noch das Grundstück verkaufen. Was Ihnen heute geboten ist, das kriegen Sie alle Tage, darauf können Sie sich verlassen. Aber Sie sollten das dem Herrn und den Kindern nicht anthun, daß Sie jetzt von hier weggehen, wo er immer gesagt hat: ‚Das Grundstück hat noch mal seinen Preis.' Ausverschämt ist es ja von mir, Frau Bullermann —"

„Nein, Wilhelm, ausverschämt sind Sie nicht," sagte Frau Bullermann, und während sie Wilhelm Recknagel die Hand reichte, überwältigte sie wieder die Rührung. „Gott lohne Ihnen, was Sie an einer armen Witwe thun."

„Dann lassen Sie den Menschenfreund morgen man ablaufen, und die Liese kann ich also fahren. Ich dank' Ihnen auch schön, Frau Bullermann."

Und Wilhelm Recknagel ging in den Stall, setzte sich die Mütze von Fuchsfell auf, zog sich den Radmantel an und spannte die Liese ein. Als er sich eben auf den Bock setzte, kam Frau Bullermann aus dem Hause zu ihm herüber. Sie hatte ihres Seligen silberbeschlagene Peitsche in der Hand und war ein klein wenig verlegen.

„Wenn Sie denn doch die Liese fahren wollen, Wilhelm," sagte sie, „dann müssen Sie auch seine Peitsche nehmen."

„Der Herr hat sie nie aus der Hand gegeben, Frau Bullermann," erwiderte Recknagel und zögerte ein wenig, sie zu nehmen. „Wenn's ihm nur recht sein wird."

„Doch Wilhelm, nehmen Sie sie nur, die Liese ist so daran gewöhnt," sagte Frau Bullermann, und sie blieb auf dem kalten Hofe stehen, bis Wilhelm Recknagel mit seiner Droschke um die Straßenecke gebogen war. — —

Mehr als ein Jahr war vergangen, und Wilhelm Recknagel hatte Wort gehalten. Er hatte für zwei gearbeitet, unermüdlich, und wenn es ihm doch einmal hatte zu viel werden wollen, dann hatte es ihm in den Ohren geklungen: „Wilhelm, ich kann mich auf dich verlassen," und in Gedanken hatte er erwidert: „Ja wohl, Herr Bullermann." Er war nicht mehr der verhungerte Wilhelm, als welcher er in Herrn Bullermanns Haus gekommen war; auch nicht mehr das hübsche Kerlchen mit dem winzigen blonden Schnurrbart, das in goldbordierter Livree an der Thüre von Simon & Herben-



stein gestanden hatte. Er war ein stattlicher Mann geworden, und wem nicht nur daran lag, überhaupt zu fahren, sondern anständig zu fahren, dessen Auge fiel sicher auf Wilhelm Recknagel und seine Liese, wenn er sich auf einem Droschkenstande das beste Gefährt heraussuchte. Herr Bullermann würde erstaunt gewesen sein, wenn er hätte sehen können, was trotz der Pferdebahnen mit einer Droschke zu verdienen ist. Auch die übrigen Kutscher mußten sich wohl oder übel dazu bequemen, ihre täglichen Einnahmen oder vielmehr dasjenige, was sie davon abends an Recknagel ablieferten, zu erhöhen, denn er ließ sich nichts weiß machen und rechnete ihnen nach, was sie verdient haben mußten. Sie wußten, daß Frau Bullermann auf Recknagel etwas hielt, und daß sie ihnen unweigerlich den Dienst gekündigt haben würde, wenn dieser ihr das als notwendig auseinandergesetzt hätte. Hinter seinem Rücken rächten sie sich freilich mit übler Nachrede und erklärten ihn für einen Schleicher, und einige kündigten wohl auch selbst den Dienst, aber Recknagel sorgte dafür, daß zuverlässigere an ihre Stellen traten. Zwischen ihm und Frau Bullermann war das Verhältnis dasselbe geblieben; sie hatte unbegrenztes Vertrauen zu ihm, er eine unbegrenzte respektvolle Verehrung für sie ohne jeden Hintergedanken, daß er ihr in Zukunft etwas anderes werden könne als ihr Dienstmann. Er fand seine Genugthuung darin, daß von dem Verkauf des Grundstücks nicht mehr die Rede war, und wenn sie ihm erzählte, daß sie die Hypothekenzinsen hatte ohne Schwierigkeiten bezahlen können, hatte er ein Gefühl stolzer Befriedigung. „Sehen Sie, Frau Bullermann," pflegte er ihr darauf zu antworten, „ich sagte Ihnen ja gleich, daß es gehen würde." Und Frau Bullermann dachte dann dankbaren Gemüts im stillen: „Ja, Gott sei Dank, es geht, aber ohne Wilhelm Recknagel wäre es nicht gegangen und würde es nicht gehen." Des Morgens brachte sie ihm sein Frühstück nach dem Stall, wo er seine Kammer neben den Pferden hatte, mittags und abends aß er an ihrem Tische, wie es zu Lebzeiten ihres Mannes auch gehalten worden war. Aber es wurden dabei wenig Worte zwischen ihnen gewechselt, und was sie sprachen, hatte meist auf das Geschäft Bezug, denn Wilhelm Recknagel nahm sich nicht heraus, ohne Genehmigung der Frau etwas anzuordnen, trotzdem sie noch niemals zu einem seiner Vorschläge nein gesagt hatte. Sie waren beide stille Naturen, und lebhaft wurde Recknagel eigentlich nur, wenn er in einer freien halben Stunde mit den Kindern sich zu schaffen machte.

So hätten sie wohl lange fortleben können, denn wenn Frau Bullermann auch oft mit heimlicher Sorge daran dachte, daß Reck-

nagel der Last, die auf ihm ruhte, müde werden müßte, so kam ihm doch niemals der Gedanke, daß ihm wo anders wohler werden könne. Aber ein Ereignis, das eine plötzliche Erkenntnis über sie brachte, gestaltete die Dinge anders.

Als Wilhelm Recknagel eines Mittags auf den Hof gefahren kam, sah er Frau Bullermann mit einem der Kutscher, den er schon lange als unzuverlässig kannte, in lebhafter Rede und Gegenrede neben einer Droschke stehen, deren beide Deichselstangen zerbrochen waren. Ihm ahnte nichts gutes, aber seine bösen Ahnungen wurden noch übertroffen. Das Pferd war so unglücklich gestürzt, daß der Abdecker es hatte von der Straße holen müssen, und dem Kutscher war nichts anderes übrig geblieben, als die Droschke selbst nach Hause zu ziehen. Augenscheinlich traf den Kutscher selbst ein Verschulden an dem Unglück, denn er machte ein freches Gesicht und schimpfte ungebührlich über den Gaul, der sich schon im Stalle nicht mehr auf den Beinen habe halten können, und was der Redensarten mehr waren. Das ärgerte Wilhelm Recknagel, und er vergaß zum erstenmal, daß er nicht Herr auf dem Hof war.

„Ich habe dir schon zwanzigmal gesagt, du sollst deinen Gaul fest im Zügel halten und nicht wie eine Schlafmütze auf dem Bock sitzen," schrie er den Kutscher an. „Solchen Kerl können wir nicht gebrauchen, du machst noch heute, daß du vom Hof kommst."

„Nanu, Wilhelm," erwiderte der Kutscher, einen giftigen Blick auf Recknagel werfend, „was hast denn du hier zu kommandieren? Das wäre ja noch schöner, wenn so einer einen von Lohn und Brot bringen könnte!"

Da richtete sich Frau Bullermann energisch in die Höhe.

„Was Recknagel sagt, das ist so gut, als ob ich es gesagt hätte. Ob Sie Schuld haben oder nicht, Sie können sich eine andere Stelle suchen."

Da lachte der Kutscher den beiden höhnisch in das Gesicht.

„Natürlich," rief er laut, „das hätte ich mir wohl an den fünf Fingern abzählen können. Haben Sie beide schon in dasselbe Horn getutet, als der Mann noch lebte, da werden Sie doch jetzt nicht — —"

Er konnte nicht zu Ende reden, wie ein Schraubstock umklammerte Recknagels Faust seine Kehle, und er sah Recknagels Gesicht mit einem so fürchterlichen Ausdruck dicht vor dem seinen, daß ihm aller Mut entfiel, auch nur einen Versuch zur Gegenwehr zu machen.

„Hund," knirschte Recknagel zwischen den Zähnen, und Frau Bullermann war schneeweiß geworden und stand wie erstarrt. Aber



sie entsetzte sich viel mehr noch über Recknagels wutverzerrtes Gesicht, als über die Lästerung des Menschen, und als sie sah, daß der in den Knieen zusammenknickte, raffte sie alle Kraft zusammen und fiel Recknagel in den Arm.

„Um Gotteswillen, Wilhelm," rief sie in voller Herzensangst, „machen Sie sich nicht unglücklich."

Da lösten sich die würgenden Finger, so daß der Mensch auf den Boden taumelte, und Recknagel ging, ohne Frau Bullermann anzusehen oder ein Wort zu sagen, nach seiner Droschke, strängte die Liese los und führte sie in den Stall.

Halbbetäubt raffte sich der Kutscher von der Erde auf und verließ schimpfend den Hof. Frau Bullermann verstand jedes seiner Worte, und jedes Wort war eine Verleumdung. Aber dennoch blieb sie stehen und schaute ihm nach, bis er das Grundstück verlassen hatte. Dann ging sie in das Haus, setzte sich hinter den Nähtisch am Fenster, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Sie weinte nicht über den Schimpf, der ihr angethan war. Wenn sie auch gesehen hatte, wie die Leute in den Hinterhäusern der Möckernstraße die Fenster aufgerissen und an dem Skandal ihre Freude gehabt hatten, was gingen sie die Leute an? Aber sie weinte darüber, daß Recknagel nun fort mußte, denn sie fühlte, daß sie ihm nicht mehr unbefangen ins Auge sehen konnte, und das begriff sie, daß er, ein junger Mensch, sich mit ihr, einer alten Frau, nicht ins Gerede bringen lassen durfte. Und sie fühlte wieder, wie nach ihres Seligen Tode, daß sie ganz allein im Leben stand, und sie sah wieder die Sorge an sich herankriechen, die schreckliche Sorge: was wird aus dir und den Kindern? Da kam der Älteste an sie heran und fragte: „Mutter, wo bleibt Wilhelm heute? Ich habe Hunger!" Sie legte den Arm um die Schulter ihres Kindes, und plötzlich tauchte ein Gedanke in ihr auf, der sie erröten machte, wie ein Mädchen. Dann wurde sie wieder blaß, während sie ihren Sohn auf die Stirn küßte, und sie murmelte: „Vielleicht thut er's doch, vielleicht thut er's um der Kinder willen."

Sie stand entschlossen auf, wischte mit der Schürze ihre nassen Augen und ging nach der Küche, indem sie dem Knaben zurief: „Lauf nach dem Stall, August, und sag ihm, das Essen würde kalt."

Wilhelm Recknagel hatte während der ganzen Zeit auf der Futterkiste gesessen, den Kopf in die Hand gestützt, und gar nicht darauf geachtet, daß die Liese sich fragend nach ihm umwandte. Er war böse auf sich selbst, daß er sich so vergessen hatte, den Herrn zu



spielen, und auch ihm war klar, daß er nicht länger bleiben konnte. Was würde Herr Bullermann dazu sagen, daß er seine Frau, solche Frau, in solches Gerede gebracht hatte? Er mußte gehen, wenn es ihm auch ins Herz schnitt, daß er fort mußte.

Da kam der Junge und holte ihn zum Mittagessen. Schnell gab er der Liese zu saufen und schüttete ihr Hafer vor, und dann folgte er dem lustig vorausspringenden Kinde nach dem Hause. Einsilbig saßen Frau Bullermann und Wilhelm Recknagel bei Tisch sich gegenüber. Sie hatte sich vorgelegt, aber sie aß nicht, und er stocherte in den Speisen herum und jeder Bissen blieb ihm in der Kehle stecken. Sie vermieden es, sich anzusehen, und beide waren froh, als die Kinder gegessen hatten und aufzustehen verlangten. Auch Wilhelm Recknagel griff nach seiner Mütze und wollte gehen, den Kindern nach, die auf dem Hof zu spielen vorhatten. Aber Frau Bullermann ließ ihn nur bis an die Thüre kommen.

„Recknagel,“ sagte sie, als er schon die Klinke in der Hand hatte, und es kostete sie noch einmal einen schweren Kampf, daß sie ihn zurückrufen mußte, „Recknagel, ich möchte noch mit Ihnen sprechen.“

Sie nannte ihn zum erstenmal Recknagel, sonst hatte sie Wilhelm zu ihm gesagt, und er glaubte zu wissen, was das zu bedeuten hatte.

Er drehte sich um, schloß die Thüre und blieb an der Thüre stehen, aber er sagte nichts. Frau Bullermann stand an dem Tisch, an dem sie gesessen hatten, sah vor sich nieder und fand auch eine Weile nicht das rechte Wort.

„Recknagel,“ sagte sie dann leise, „wir wissen beide, daß der Mensch vorher gelogen hat.“

„Ausverschämt gelogen, Frau Bullermann,“ sagte Wilhelm Recknagel, „und wenn Sie nicht dazwischen gefahren wären, ich hätte — —“

„Sie hätten sich ins Unglück gebracht, Recknagel. Es war gut, daß ich dabei war; ich weiß doch nun auch, was die Leute sprechen. Daran muß man sich kehren, man mag wollen oder nicht, und sie mögen lügen oder die Wahrheit sagen.“

Frau Bullermann stockte und wußte nicht recht, wie sie fortfahren sollte.

„Das hätt' ich nicht gedacht, Frau Bullermann,“ sagte da Wilhelm Recknagel, und er konnte die Thränen kaum zurückhalten, „daß ich von Ihnen fort müßte, wenn Sie doch sonst mit mir zufrieden sind. Was soll nun aus dem Geschäft werden und aus den Kindern



und aus Ihnen, Frau Bullermann? Wir hatten es so schön im Gange, aber eine Frau allein kann's nicht schaffen, auch Sie nicht, Frau Bullermann, die Menschen sind zu schlecht, und Sie kommen im Leben nicht zu dem Ihren."

„Ich weiß, Recknagel," sagte Frau Bullermann, „ich wäre lange von Haus und Hof, wenn ich Sie nicht gehabt hätte. Und wenn Sie weggehen, kann ich nur auch gleich den Kram zusammenpacken. Ich fände mich drein, wenn es auch hart ist, aber die Kinder! Und um die Kinder thun Sie vielleicht, was ich Ihnen sonst nicht zumuten könnte, denn ich bin eine alte Frau, und ich habe wohl oft wie eine Mutter an Sie gedacht —"

„Das haben Sie, Frau Bullermann," sagte Wilhelm Recknagel, „und gehandelt haben Sie auch so an mir. Aber alt sind Sie nicht, Frau Bullermann, das dürfen Sie nicht sagen, und nicht bloß um die Kinder, auch um Sie würde ich alles thun, was Sie für gut halten."

„Die Leute hätten nichts mehr zu reden, Recknagel," sagte Frau Bullermann ganz leise, „wenn wir aufs Standesamt und in die Kirche gingen und uns zusammengeben ließen."

Wilhelm Recknagel warf einen erstaunten und erschrockenen Blick auf die Frau; das zu hören hatte er am wenigsten erwartet.

„Nein, Frau Bullermann," sagte er hastig, „nein, das kann nicht Ihr Ernst sein."

Frau Bullermann wurde noch blasser, als sie vordem gewesen war, und stützte sich mit zitternder Hand auf den Tisch.

„Ich habe wohl gewußt, daß ich Ihnen das nicht zumuten durfte, Recknagel," sagte sie. „Aber um der Kinder willen dachte ich, könnten Sie doch Ja sagen. Dann will ich nur sehen, daß ich verkaufen kann, je eher, je besser."

Da trat Wilhelm Recknagel hastig ein paar Schritt auf Frau Bullermann zu und blieb dann wieder, erschrocken über seine Kühnheit wie angewurzelt stehen.

„So war es nicht gemeint, Frau Bullermann," sagte er. „Aber Sie dürfen sich nicht so gemein machen. Was würden denn die Leute sagen, wenn Sie sich so herabließen!"

Über die Züge der Frau flog ein feines Rot, und sie sah Wilhelm Recknagel zum erstenmal während der Unterredung voll und freundlich ins Gesicht.

„Was die Leute dann noch sagen, das geht uns nichts mehr an, Recknagel. Ich weiß, ich werde es nicht zu bereuen haben und



die Kinder auch nicht. Aber ich bin keine junge Frau mehr, das sollen Sie wohl bedenken."

„Jüngere mag es wohl geben, Frau Bullermann, aber eine bessere gibt es nicht," sagte Wilhelm Recknagel und faßte die Hand, welche ihm die Frau entgegenreichte, mit festem Druck. Es ging ihm wohl durch den Kopf, daß er ihr eigentlich den Mund hätte küssen müssen, aber sein Respekt ließ das vorläufig nicht zu. — —

So kam es, daß Wilhelm Recknagel und Frau Bullermann ein Paar wurden, und bald, denn sie hatten mit der Hochzeit auf nichts zu warten. Frau Bullermann hat Recht behalten, sie hat es niemals zu bereuen gehabt, daß sie Frau Recknagel geworden ist, und ihre Kinder erster Ehe ebensowenig. Daß auch das Geschäft erst recht sich entwickelte und zur Blüte gedich, seitdem Wilhelm Recknagel als Herr darin schaltete und waltete, ist selbstverständlich. Er wäre wohl, wenn auch langsamer, zu Wohlstand gelangt, auch wenn die Yorkstraße nicht inzwischen durch sein Grundstück hindurchgelegt worden wäre und ihm zwei Häuserfronten geschaffen hätte. Jetzt klingelt die Pferdebahn lustig von Berlin SW. nach Berlin W. hinüber, und Wilhelm Recknagel und seine Frau sehen von der ersten Etage ihres Mietspalastes auf die mit Linden bepflanzte Avenue herunter. Auf dem Hintergrundstücke aber blüht noch immer August Bullermanns Fuhrgeschäft, dessen Firma Recknagel aus Pietät beibehalten und das sich so stattlich entwickelt hat, daß es nicht nur Droschken ausschickt, sondern auch Hochzeits- und Leichenwagen und große Kremser für Landpartien. Schade, daß August Bullermann es nicht erlebt hat; aber wenn er es erlebt hätte, würden die beiden Prachthäuser wahrscheinlich nicht ihm gehören, und die Firma August Bullermann, die jetzt über dem Thorwege des einen in Goldbuchstaben prangt, würde wahrscheinlich längst erloschen sein.

Anekdoten.

In einer Landschule Mecklenburgs bedient sich der Lehrer beim Eintritt der schulpflichtig gewordenen Kinder, die zum größten Teile bisher nur plattdeutsch gesprochen und gehört haben, dieses Dialekts. Als er den einen Jungen fragt: „Wo heest du?" bekommt er die Antwort: „Weet ick nich!" Auf die folgende Frage: „Wo röppt di dien Vadder?" dieselbe Antwort: „Weet ick nich!" Da meint der Lehrer: „Wo röppt di dien Modder, wenn sie Pannkoken backt hett?" Und der Junge entgegnet mit strahlenden Augen: „Denn röppt se nich, denn bün ick ümmer all dor!"





Vorsichtsmaßregel.

Besorgter Vater: „Herr Leutnant, ehe ich gestatten kann, daß Sie meiner Tochter näher treten, ist es meine Pflicht, mich genau über Ihre Verhältnisse zu erkundigen . . . man sagt, Sie hätten Schulden . . . rund heraus — wie hoch ist die Summe?“ — Leutnant (ins Nebenzimmer rufend): „Johann, mal rasch 'nen Stuhl für den Herrn!“

Auf der Kartoffelausstellung.

Ein biederer Landwirt liest die Namen, mit welchen die verschiedenen Arten Kartoffeln bezeichnet sind, und stößt auf den Namen „Juno“. — „Na,“ ruft er aus, „bisher glaubte ich immer, Juno wäre ein Pferd, nun sehe ich, es ist 'ne Kartoffel.“

Erklärendes Beispiel.

Richter (erregt): „Anplauschen! anplauschen! Was verstehen Sie unter anplauschen?“ — Zeugin: „I waß net, wie i dös sagen soll; aber wann Ihna a jung es Madel saget, daß Sie a schöner Mann wären, Herr Richter, dann hätt's — Euer Gnaden halt anplauscht “



Schlechte Beruhigung.

Vater: „Ich hätte nicht geglaubt, daß das Studieren so viel kostete.“ — Sohn: „Ja, und dabei studiere ich noch nicht einmal viel, Papa.“

Sehr wahrscheinlich.

Feldwebel: „Na, Einjähriger, was haben Sie denn gethan, als Sie auf Urlaub waren?“ — Einjähriger: „Egal Parademarsch geübt, Herr Feldwebel.“



Ein galanter Ungar.

„O, majne Gnädige, wie wunderbor possen doch Ihre großen Diomonten zu Ihren Ohren!“



Günstiger Augenblick.

Sie: „Heute ist der richtige Tag, deine Werbung bei Papa anzubringen, Arthur.“ — Er: „Warum? Ist er guter Laune?“ — Sie: „Im Gegenteil, er ist wütend über die Rechnung meiner Schneiderin und wird froh sein, wenn er mich los wird.“



Zwei verdiente Männer.

Professor (während des philosophischen Rigorosums): „Geben Sie mir die Namen jener zwei Männer an, die das Studententum in neue Bahnen leiten —“

Student (stockend): „M — m — m“

Professor: „Aus denen Sie immer wieder frisch anregenden Stoff schöpfen —“

Student (plötzlich erleuchtet): „Bacchus und Gambrinus.“

Nobel.

Chef (zum Lehrling): „Se bekommen bei mir jeden Abend eine warme Knoblauchswurst, wenn Se sich waiter führen ßu mainer Zufriedenheit, kriegen Se vom nächsten Ersten auch — Senf daßu.“

Der zehnjährige Gehilfe der Frau Doktor.

(Aus meinen Jugenderinnerungen.)

Von Otto Funcke.

Als ich noch ein Büblein von 7—11 Jahren war, beneideten mich meine Brüder und Kameraden immer, weil ich, meiner Kränklichkeit wegen, gar selten zur Schule gehen durfte. Ich meinerseits beneidete sie, daß sie hingehen konnten. Ach, so beneiden sich die närrischen Menschenkinder gegenseitig und wissen doch nicht, was sie thun. Der Reiche beneidet den Armen, weil ihm sein Schwarzbrot so gut schmeckt und ebenso gut bekommt; der Arme beneidet den Reichen, weil er so viel Braten und Pasteten essen kann wie ihm beliebt. Und so geht's durch die ganze Welt. Der Durchschnittsmensch ist so dumm, daß er bei dem andern immer die Vorzüge seiner Lage, bei sich selbst aber die Nachteile ins Auge faßt. Und so kommen die meisten aus dem Maulen und Gaulen nicht heraus.

Was aber nun mich betrifft, so glaube ich doch heute noch, daß ich meinen Brüdern gegenüber wirklich der Bemitleidenswertere war. Denn weil ich nicht zur Schule brauchte, so durfte ich nun auch nicht teilnehmen an tausenderlei Freuden, die sich ihnen in Wald und Haide, auf dem Wasser und auf dem Eis darboten.

Aber meine gute Mutter sorgte, daß ich nicht unthätig war, wenn ich auch zu Hause bleiben mußte. Item so sorgte der große Gott im Himmel, daß die Welt zu mir hereinkam, wenn ich nicht in sie hineinlaufen durfte.

Mein Vater war nämlich Arzt. Seine „Praxis" aber führte ihn besonders aufs Land, und es war nicht außergewöhnlich, daß es 6—10 Stunden dauerte, ehe die Hufen des „Fuchs" wieder an der Stallthür scharrten. — Während dieser Zeit nun sammelte sich in unseren Zimmern allerlei Volk, das den abwesenden Doktor erwartete. Sie waren alle sehr leidvoll gestimmt, denn entweder waren sie selbst krank, oder sie kamen wegen ihrer Angehörigen, die von den verschiedensten Gebresten heimgesucht waren. Ich sehe noch diese bunte Gesellschaft, Bauern und Bäuerinnen, Tagelöhner, Handwerker, Fabrikarbeiter, Juden und andre Handelsleute, ja es fehlte nicht an Zigeunern und auch nicht an langbärtigen, schmutzigen Mönchen aus dem benachbarten Kloster Hardeberg.

Die Gesellschaft konnte zuweilen gefährlich werden. So brachte uns einmal ein Vagabund eine scheußliche Hautkrankheit ins Haus.



Einer von uns wurde angesteckt und versah dann — ehe man sich's versah — die andern Hausgenossen mit dem giftigen Stoff. Da mußten wir dann alle eine ebenso langwierige als schmerzliche Kur durchmachen, um uns wieder einer reinen Haut erfreuen zu können. Dergleichen Trübsale sind in dem Hause eines Landarztes schwer zn vermeiden.

Doch zurück zu jenen Patienten im Wartezimmer! Sie waren meist in der Stimmung, daß sie ihr Innerstes gern herauskehrten und ihre Leidensgeschichte erzählten. Und wenn kein Besserer da war, sie anzuhören, so war selbst der kleine Doktorssohn Otto gut genug dafür. Da lernte ich denn das menschliche Herz kennen, ohne daß ich mir darüber klar war, daß ich etwas kennen lernte.

Aber diese seufzenden Leute mußten auch unterhalten werden, damit sie nicht zu ungeduldig wurden und schließlich gar einen andern Arzt aufsuchten. Es gehörte mit zu dem Beruf der Frau Doktor, die Leute in Stimmung zu halten oder zu bringen. Die Mutter aber, die sonstwie im Haushalt, im Weltreich und im Reiche Gottes viele Geschäfte hatte, machte mich — was die Unterhaltung der Patienten betraf — zu ihrem Flügeladjutanten. Ich mußte also mit jedem etwas anfangen, und darum wußte ich auch schließlich mit jedem etwas anzufangen und aus jedem etwas herauszubringen. Das habe ich auch bis heute noch nicht ganz verlernt. Die Professoren haben mich das also nicht gelehrt die verstehen diese Kunst oft auch schlecht genug. Aber meine Mutter die verstand sie aus dem ff. — Nicht daß sie damit angefangen hätte, den Leuten geistlichen Zuspruch zu geben. Nein, das kam nachher so „bei Wegelang" ungesucht und doch vom Himmel erbeten. Nein, Nummero Eins war, die Leutlein zu beschäftigen. Mädchen und Frauen bekamen, je nach Talent, Stand und Würde, entweder Kartoffel zu schälen, Gemüse zu reinigen, Metallgeschirr zu putzen, Garn aufzuwickeln, Strümpfe für arme Leute zu stopfen, Hemden zu „merken" u. s. w. u. s. w. Natürlich empfingen sie nachher auch irgend eine Belohnung daür. — Die Mannspersonen sind bekanntlich in der Welt nicht so gut zu gebrauchen und doch, wenn sie warten müssen, noch gefährlicher und boshafter als die Weibsleute. Ihnen, ich meine den männlichen Personen, wurde also ein Buch, eine Zeitung, oder auch, wo's angebracht war, ein Missionsblatt in die Hand gegeben. Dankbarer pflegten sie noch für eine Zigarre zu sein oder für die Ehre, aus des Doktors selbsteigenem Tabakskasten ihre Pfeife stopfen zu dürfen. Nicht selten durfte ich auch diesem und jenem ein Gläschen Wein bringen. Wurde aber jemand „flau", so wußte ich, wo das „Kölnische Wasser" seinen



Platz hatte, und verstand es mit einigem Geschick, den Leuten davon etwas unter die Nase zu reiben.

Die Hauptsache blieb aber doch die Unterhaltung; freilich nicht immer. Zuweilen mußte auch die Mutter den Doktor spielen. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie eines Tages eine Bauersfrau mit ihrer kleinen Tochter angerannt kam. Der nichtsnutzige Herr Bruder des Kindes hatte ihm eine harte weiße Bohne tief in das eine Nasenloch hineingedrückt. Die ungeschickten Bemühungen der Bäuerin hatten aber nur eine noch höhere Lage der Bohne bewirkt. Das arme Kind war blau und rot im Gesicht, die Nase war entsetzlich geschwollen; die Augen standen ihm vor dem Kopf, und man mußte jeden Augenblick befürchten, daß Krämpfe eintraten. Rasch entschlossen legte meine Mutter das arme Wurm so hin, daß der Kopf eine nach hinten geneigte Lage bekam. Alsdann tröpfelte sie warmes Wasser in die Nasenhöhle, um die Bohne aufzuweichen. So konnte sie denn bald mit einem Instrument, das einen Wiederhaken hatte, die schauerliche Bohne fassen und herausziehen. Vielleicht sagt der Leser: „Das hätte ich auch gekonnt.“ Ja freilich! aber ob du auch den Einfall gehabt hättest? Doch meinetwegen magst du auch so klug gewesen sein. Jedenfalls war die Bauersfrau ganz aus Rand und Band vor Freude und Bewunderung. „Frau Doktor,“ rief sie, „Sie sind der beste Doktor in der ganzen Welt, und ich will es Ihnen im ganzen Leben nicht vergessen.“ Am andern Tage kam eine riesige Bratwurst für die Speisekammer der Frau Doktorin und ein Korb mit Äpfeln „für den jungen Doktor“. Das war ich nämlich. In thörichter Bescheidenheit vergaß ich nämlich zu bemerken, daß ich dem Kinde während der „Operation“ die Hände festgehalten, Witze gemacht und zärtlich mit ihm gethan hatte.

So griff die Mutter zuweilen in Vaters Amt. Aber in der Regel lag ihr doch die seelsorgerische Thätigkeit mehr am Herzen, sintemal sie eine Pastorentochter war. Und in der That, meine Mutter hatte ein wahres Charisma des Tröstens, was nicht zu verwundern war, da sie das Charisma der Liebe hatte. Mir freilich erschien sie allzu mild; mir war es oft unbegreiflich, wie Leute, die wegen ihrer Frömmigkeit berühmt waren und auch in unserm Wartezimmer oftmals bezeugten, daß „alles alles Gnade“ sei, — ich sage, mir als Kind war oft ganz unverständlich, wie solche Leute dann so trostlos, verzagt und mürrisch sein konnten, wenn der göttliche Kurs anders war, als sie sich gedacht hatten. Aber Mütterchen sagte: „Junge, das verstehst du noch nicht. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Dies verstand ich nun freilich auch nicht. Aber so viel merkte ich doch,



daß es eine Entlastung der mürrischen Sünder bedeutete. Im Ton milden Trostes suchte denn auch die Mutter den traurigen Leuten ihren Kompaß richtig zu stellen.

Nur wenn ihr ein offenbar selbstgerechtes Wesen entgegentrat, konnte sie auch ganz „blitzig“ werden. Eine Scene ist mir unvergeßlich. Ein kranker Bauer klagte Stein und Bein über seinen „rheumatischen Kram“ und sagte, er könne es nicht begreifen, wie unser Herrgott gerade ihm das anthun könne. Gott sei doch immer so gut zufrieden mit ihm gewesen; warum hätte er ihm sonst eine brillante Ernte nach der andern wachsen lassen? Und nun diese Höllenqualen! Nein, es sei unverantwortlich u. s. w. Da aber fuhr meine Mutter auf: „Herr N. N.! Gottes unverdiente Güte wollte Sie zur Buße leiten; daher kamen die guten Ernten; nicht aber weil er mit Ihnen so zufrieden gewesen wäre. Nun aber haben Sie sich durch Gottes Güte zum Hochmut treiben lassen. Können Sie sich verwundern, daß er Sie ein wenig in die Hölle schickt? Nehmen Sie sich in acht, sonst kommen Sie für immer und ewig hinein!“ — Das ging freilich „an die Gräten“, wie das auch in der Absicht der Frau Seelsorgerin lag. Aber meine Mutter konnte das sagen, ohne zu erbittern. Auch ich habe in meinem amtlichen Leben gefunden, daß man den Leuten sehr viel sagen kann, wenn man nur selbst ganz frei ist von Pharisäismus und in der Demut und Liebe steht.

Doch genug. In allen diesen Stücken, die Leute zu bedienen, zu unterhalten, sie auszufragen, ihnen vorzulesen mußte ich helfen. Und ob ich es nun gern oder ungern that, — jedenfalls profitierte ich mehr dabei, wie ich damals ahnte. —

Endlich wieherte aber auch der Fuchs vor der Thür, und nun trat mein Vater ein. Noch in Reitstiefel und Sporen begann er unverzüglich seine Arbeit. Die chirurgischen Dinge wurden womöglich zuerst abgemacht. Es wurde etwa einem Bauernknecht ein Zahn ausgezogen. (In dieser Kunst war Vater besonders berühmt.) Die Mutter hielt mit aller Gewalt den Kopf des leidenden Bruders fest. (Dies Zusammenpressen ersetzte damals das moderne Chloroformieren.) Ich präsentierte den Zinnteller zum gefälligen Ausspucken des Blutes. Der arme Sünder schrie wie ein Schwein, das geschlachtet wird; ich höre noch diese Töne. Vater schalt: „Alte Weiber!“ Mutter tröstete: „Es ist bald überstanden.“ — Dann wurde dieser und jener zur Ader gelassen, was damals, als Bleichsucht und Blutarmut noch nicht so allgemein im Gebrauch waren, sehr oft verlangt wurde. Auch hierbei mußte ich den Teller halten und den Blutstrahl auffangen, was auch gelernt sein wollte. Jetzt erst kamen die Unterhaltungen wegen der



inneren Krankheiten. Hierbei pflegten die Leute, besonders die ja bekanntlich mit großer Beredsamkeit ausgestatten Frauen, sehr weit auszuholen. Da sollte denn oft das Magenleiden der Urgroßmutter verantwortlich gemacht werden für den Lungenkatarrh der Urenkelin. Auch sonst wurden, wie das bei ungebildeten Leuten zu geschehen pflegt, 1000 Dinge in den Rapport gezogen, die mit der Sache selbst weniger als nichts zu thun hatten.

Schließlich riß denn wohl meinem lieben Vater der Geduldsfaden, und er sagte: „So, nun schweigt Ihr mausestill und antwortet nur noch auf meine Fragen.“ Nach beendigtem Examen, Pulsbefühlen, Beklopfen und Betasten kam dann der große Moment des Rezeptschreibens. Notabene! Mein Vater war (und ist) ein sehr vernünftiger Arzt und hielt also nicht übermäßig viel von den sogenannten Medikamenten. Er glaubte, daß der liebe Gott die besten Heilmittel umsonst darbiete für jedermann, nämlich reines Wasser, reine Luft, warme Sonne; er meinte ferner, daß die Apothekerherrlichkeit nicht im entferntesten so viel wert sei wie eine vernünftige Lebensweise. Die Menschen aber waren und sind allermeist zu dumm, um das zu begreifen. Wozu hätten sie denn ihr Geld, wenn sie es nicht in die Apotheke tragen und dafür dann einen ordentlichen „Pott voll“ mit nach Hause bringen sollten? Wenn mein Vater also den Bauern sagte: „Ihr braucht gar keine Medizin, sondern nur Vernunft,“ so machten sie daraus den Schluß: „Der Doktor weiß nichts.“ Alsdann gingen sie zu einem andern.

So war der Vater gezwungen, einen wenigstens kleinen „Pott voll“ zu verschreiben. Aber die Hauptsache waren ihm jedenfalls immer die Verhaltungsmaßregeln, die dem Patienten bei Einhändigung des Rezeptes eingeknotet wurden. Noch klingt es mir in den Ohren: „Also fleißig in die Luft gehen und zwar bei jedem Wetter! — auch im Hause für frische Luft sorgen! — fleißig waschen — kalt, dreimal des Tages und, wenn es möglich ist, baden! — keinen Schnaps trinken! keinen Kaffee! hört Ihr! keinen Kaffee!“

Dies „hört Ihr“ kam grade bei der Verbannung des Kaffees fast noch energischer heraus, wie bei dem Verbot des Schnapses. Die Kaffeeleidenschaft war, damals wenigstens, im bergischen Lande außerordentlich groß und ziemlich allgemein. Charakteristischerweise sagte man: „ein Köppken Trost“, und meinte damit ein Köppken (das ist eine Tasse) Kaffee. — So ist es denn begreiflich, daß die Leute bei dem Verbot: „Keinen Kaffee!“ oft ein Gesicht machten, als wenn sie jetzt sogleich gehängt werden sollten.

Es war vielleicht nicht sehr nützlich, daß ich einmal, das Kaffee-



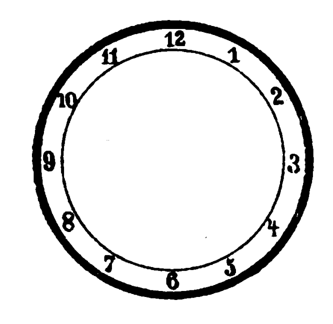
verbot betreffend, folgende Unterhaltung zwischen Väter und Mutter anhörte. „Aber, lieber Karl, sagte meine Mutter, der alten Margarete hättest du doch ein wenig Kaffee erlauben können!“ Mein Vater erwiderte: „Beste Frau, ein wenig Kaffee wird ihr nicht schaden, und verlaß dich darauf, daß sie den auch trotzdem und alledem trinkt. Erlaube ihr aber ein „wenig“, so trinkt sie so viel, daß man ein Kind darin baden kann.“ — Diese Mitteilung aus dem geheimen Kabinett des Sanitätsrates hätte ich vielleicht besser für mich behalten, sintemal es eine gefährliche Weisheit ist. Aber „dem Reinen ist alles rein“. Und da heutzutage die allermeisten Menschen auf die Stimme einer ärztlichen Autorität, zumal wenn es ein berühmter Spezialist ist, viel mehr Gewicht legen, wie auf die Stimme Gottes, ist es nützlich zu bemerken, daß die Ärzte nach ihrer eigenen Meinung mit nichten unfehlbar sind.

Was meinen Vater betrifft, so war er von den engen Grenzen des ärztlichen Wissens und Erkennens oft so niedergedrückt, daß wir ihn kaum froh machen konnten. Und doch war er in hohem Maße das, was man einen „glücklichen Arzt“ nennt. So sah ich denn auch mit eigenen Augen, wieviel Leid er in Freude wandeln durfte. Und deshalb war mein ernster Wille, später auch Arzt zu werden. Warum ich es doch nicht geworden bin, gehört auf ein anderes Blatt. Man wird eben nicht, was man will, sondern was man soll, und mancher wird überhaupt nichts. Aber wenn wir auch wenig in unserer Hand haben, so können wir doch eins thun, nämlich unsere Rede beschließen, ehe die Leute sich langweilen. Und darum setze ich jetzt ein — Punktum.



Allerlei zum Kopfzerbrechen.

1. Zifferblatträtsel.



Ersetzt man die Zahlen des Kreises durch die betreffenden Buchstaben, so ist:

1	2	3	4	eine Stadt
4	5	6	7	eine Oper
	5	6	7	ein Gebirge
5	6	7	8	eine Stadt
7	8	9	10	ein Fluß
10	11	12	1	ein Fluß
	11	12	1	ein Vogel

2. Dreisilbige Scharade.

Die ersten Beiden sind nicht schwer zu finden.
Soweit das Reich der Menschen sich erstreckt,
Und wo in Liebe Herzen sich verbinden,
Hat man sie stets in großer Zahl entdeckt.
Auch in der Mode wechselnden Gestalten
Sieht man ihr Wesen üppig sich entfalten.

Auf unsrer Dritten sieht man frevelnd wagen,
Was Gott zu edlerm Zwecke uns verleiht,
Und sieht sie auch zu Licht und Leben tragen,
Was schon dem Untergange war geweiht.

Am Ganzen pflegt die Ersten man zu führen,
So listig stets, daß sie es selbst nicht spüren.
Besonders drohen von geliebter Hand
Sie manchem als ein schmählich Gängelband.

3. Ergänzungsaufgabe.

Aal	Amos	Amur	Arras	
Bier	Egel	Epos	Erz	
Este	Gram	Ger	Loge	
Manuel	Meute	Ohr	Rade	
Reis	Rest	Raum	Ruhe	Uhr

Aus jedem der obigen 21 Wörter ist durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Sind die richtigen 21 Wörter gefunden, so lassen sich dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen patriotischen Wunsch ergeben.

4. Zweisilbige Scharade.

Meine Erste lehret ehren
Auf gut „Deutsch" der Grenze Pfahl
Oder aber weiß zu wehren
Auf gut „Römisch" Zahl um Zahl.

Meine Zweite ist die Quelle
Deutscher Kraft, der Jugend Born,
Gibt dem Geiste Licht und Schnelle,
Glüht auf in des Mannes Zorn.

Ihm, dem edlen vollen Ganzen
Ein millionenfaches Hoch!
Hütend auf des Reiches Schanzen
Steh' es lange Jahre noch!

5. Dreisilbige Scharade.

Hart und kalt, fühllos und tot
Ist die Erste, dessen Bild,
Der vergißt des Herrn Gebot,
Liebreich, freundlich, lind und mild.

Doch in meinen Letzten ruht,
Leben auf die Erde sendend
Unsres Gottes Liebesglut,
Segen, Glück und Freude spendend.

Wer den Schatz als Ganzes will,
Nieder in die Tiefe steigt;
Doch er bleibt begraben still,
Wenn ihr nicht die Häupter neigt!





Schnitters Heimkehr. Von E. Rau.

Skizzen von der Deutschen Allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung zu Berlin.

Mit den neuen Erfindungen, welche die elementaren, wenn entfesselt, alles zerstörenden Naturkräfte in den Dienst der Menschheit gestellt haben, ist auch das Bedürfnis gewachsen, diejenigen zu schützen, die täglich den Gewaltigen ausgesetzt sind. Wen Herz und Gewissen nicht selbst dazu drängen, seine Untergebenen vor der Gefahr zu schützen, den zwingt der Staat oder die großen Versicherungsanstalten, die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Preise für Erfindungen auf dem Gebiete der Verhütung von Unglücksfällen wurden ausgesetzt, die Patente häuften sich, und so können wir heute mit Stolz sagen, daß wohl das Möglichste gethan wird, um Leib und Leben der arbeitenden Menschheit zu schützen.

Die Idee, einen Überblick über die gesamten Unglücksfälle und deren Verhütung zu geben, reifte zur Frucht, und das Ergebnis war die diesjährige „Ausstellung für Unfallverhütung" in der Reichshauptstadt Berlin. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, sogar die Berliner Künstlerschaft mußte ihr mühsam errungenes Ausstellungsgebäude hergeben, um das geplante Ziel zu erreichen. — —

Wir durchwandern die großen Säle. Hier ist alles aufgestellt, was Handel und Industrie hervorbringt. Überall kann man die sinnreichen Apparate zum Schutze der Arbeiter in Augenschein nehmen. Da befinden sich die gewaltigen Konstruktionen der Eisenbahnbrücken, ganze Eisenbahnzüge mit Sicherheitsvorkehrungen. Große Bergwerksmodelle und sogar Schächte in Naturgröße geben den Beschauern ein Bild des Lebens tief unter der Erdoberfläche. Da arbeitet das unheimliche Getriebe der riesigen Maschinen. Wir schaudern, wenn wir sehen, wie wenige Zoll von dem todbringenden Räderwerk die Arbeiter ruhig und gelassen ihre Thätigkeit ausüben. Überall erblicken wir





die sinnreichen Schutzmaßregeln, deren Masse und Mannigfaltigkeit uns nicht gestattet, näher darauf einzugehen. Lassen wir die Großindustrie beiseite. Die Fachleute werden an geeigneter Stelle genügend Auskunft erhalten. Betrachten wir einmal

1. die Vorkehrungen zur Verhütung von Unglücksfällen in der Familie.

Schon die zweckmäßige Einrichtung unsrer neuen Häuser hat viel gethan, um manches Unheil zu verhindern. Verschwunden sind glücklicherweise die engen Höfe, dahin die schauerlichen Hühnerstiegen und Wendeltreppen, welche früher der Schrecken aller Bewohner waren. Starke Brandmauern und Decken, vielfach Eisenkonstruktionen, steinerne, breite Treppen bieten den Verheerungen eines Brandes Halt und sichern den vor dem Elemente Fliehenden das Entkommen. Eine mit allen Erfindungen der Neuzeit ausgestattete Feuerwehr ist im stande, jedes Feuer zu ersticken.

In den Wohnungen selbst sind die Öfen und Kochmaschinen von der denkbar praktischsten Konstruktion. Während bei dem einen der Brennstoff durch geeignete Vorrichtungen unschädlich gemacht ist, sowie für Rauch und Flamme die besten Abzüge geschaffen sind, sehen wir wieder andere mittels rauch- und geruchlosen Materials gefahrlos ihre Wärme ausstrahlen. So ist des Feuers Macht an diesen Stellen genügend in Schranken gehalten, und es passiert wohl sehr selten, daß Brände gerade von den Öfen oder Maschinen aus entstehen, wenn diese aus gutem Material bestehen und praktisch konstruiert sind. Die Hausfrau hat auf der Ausstellung genügende Auswahl, und es ist besonders diese Abteilung der für die Behaglichkeit und Sicherheit im Hause so wichtigen Gegenstände interessant.

In den Wohnungen selbst sind es wohl in erster Linie die leidigen Gardinen, Portieren und Kleiderschränke, welche so oft durch Zufall oder Unvorsichtigkeit Brandunglück herbeigeführt haben. Ein brennendes Licht, von der Hand eines Leichtsinnigen an die leichten Gewebe oder Kleider gebracht, und in fliegender Eile flackert die Lohe empor, sich an den Wänden blitzschnell verbreitend und erstickenden Rauch erzeugend. Früher versuchte man diese kleineren Hausbrände im Entstehen durch Tücher oder Wasser zu bewältigen, ein Unternehmen, welches in den meisten Fällen mißlang. Erst die herbeigerufene Feuerwehr war im stande, dem weiteren Ausbreiten des Brandes Einhalt zu thun. Neuerdings hat man praktische Apparate für den Hausgebrauch erfunden. Da sind sogenannte Extinkteure, zierliche rotgemalte Behälter, welche, auf den Rücken ge-



schnallt, eine Person in stand setzen, sofort die Gefahr zu beseitigen. Ein Drehen an einem Messinghahn, und der am Apparat befestigte Schlauch entsendet die mittels Gasdruck getriebene feuerlöschende Flüssigkeit.

Interessant sowohl als praktisch sind die Feuerlöschflaschen, in runder sowohl als viereckiger Form. Im Haushalte kann man dieselben überall aufstellen, da sie keinerlei Raum wegnehmen.

Im Zimmer flammt es plötzlich auf. Durch unvorsichtiges Stehenlassen eines brennenden Lichtes in der Nähe der Gardinen haben sich diese entzündet. Die rechtzeitig herbeigeeilte Hausfrau ergreift eine der Flaschen und schleudert sie in das auflodernde Feuer, daß die Glasscherben umherfliegen. Im Nu entwickelt die in der Flasche enthaltene Flüssigkeit ein der Gesundheit durchaus unschädliches Gas, welches die Flammen sofort tötet und jede Gefahr beseitigt. Ein gefährliches Möbel war von jeher die Petroleumlampe. Wenn auch durch Rektifikation der Brennstoffe teilweise explosionssicher gemacht wurde, so sind die Gefahren, welche ein Herabfallen der Lampe hervorruft, doch immer noch sehr große. Da gefährden zum Beispiel die lieben, bösen Buben das unentbehrliche Hausinstrument. Max und Moritz kommen in Meinungsverschiedenheiten, die gewöhnlich dahin führen, daß das bekannte Knuffen, Drängen und Schubsen beginnt und schließlich eine solenne Prügelei das Ende vom Liede ist. Bei dem eifrigen Bemühen, den Gegner aus der Position zu drängen, hat natürlich die ganz unbeteiligte Petroleumlampe den Kürzesten gezogen und als die Vernünftigste nachgegeben. Klirrend fällt sie zur Erde. Ein Knall, die Explosion hat stattgefunden, und am Boden fließt schlangenartig das entzündete Petroleum, um alles, was in



Löschen eines Brandes mittels Löschflaschen.

den Bereich desselben kommt, zu entflammen. Ein Engel hat vielleicht die Hand über die beiden Kinder gehalten, die nun heulend und schreiend auf Hilfe warten.



Petroleumlampe mit Selbstlöscher.

Verschiedene Erfindungen beugen dem Unheil, welches durch fallende Petroleumlampen hervorgerufen wird, vor. Durch Hebelvorrichtung verlöschen dieselben bei einem bestimmten Neigungswinkel von selbst, und die beiden Buben Max und Moritz würden sich, falls in der Kinderstube eine derartige Lampe brennen würde, augenblicklich im Finstern befinden. Mama würde mit der Dienstmagd die Scherben sammeln, während Papa den Sprößlingen eine geeignete, nachdrückliche Vorlesung über gesittetes Betragen in der Nähe gefährlicher Gegenstände zu halten hätte. Doch nicht immer ist jemand zur Hand bei Entstehung eines Feuers.

Unbeachtet lodert es auf, greift gierig um sich, flattert von Stockwerk zu Stockwerk, daß alles in dichte Flammen gehüllt ist. Unerträglicher Rauch füllt Treppen, Flure und Zimmer. Oben im dritten Stockwerk sind noch Menschen. Schlafend haben sie die kostbare Zeit zur Rettung verstreichen lassen und blicken verzweifelnd auf das Glutenmeer ringsherum. Doch auch hier noch gibt es Mittel, dem schrecklichsten Tode zu entgehen. Eine sonderbar gekleidete Person dringt durch Rauch und Dampf ins Zimmer; der graue, sackartige Anzug umschließt in weiten Falten den Körper, die große Kappe auf dem Kopfe hat einen vergitterten Ausschnitt für die Augen. Auf dem Arme trägt die Person gleiche Anzüge für die Unglücklichen. Ein kurzer bedeutsamer Wink, und die entsetzten Bewohner bekleiden sich gleichfalls mit den merkwürdigen Stoffen. Es sind dies Anzüge aus feuersicherem, imprägniertem Material, meist Asbest, welches im stande ist, geraume Zeit dem Feuer Widerstand zu leisten. So schreiten die zu Rettenden schnell und sicher die Treppen hinab durch Feuer und Rauch. Heißer und heißer wird es in dem Anzuge, aber

Gott sei Dank, er hält sicher, bald sind sie unten und atmen wieder in Gottes freier, frischer Luft. Die Ausstellung bringt eine große Anzahl der verschiedensten Arten feuersicherer Anzüge.



Rettung aus Feuersgefahr durch feuersichere Anzüge.

Eine andre Art, der Gefahr im brennenden Hause zu entrinnen, ist das Herablassen aus den Fenstern. Früher wurden dazu in der Todesangst zusammengebundene Betttücher oder im besten Falle eine Waschleine benutzt. Wie oft aber mißlang die Rettung! Entweder rissen Seil und Tücher, oder die Kräfte verließen den Unglücklichen. Sinnreiche Apparate machen dieses Rettungswerk zum denkbar einfachsten. Besonders ist eine kleine Rolle mit Eisendraht erwähnenswert. Eine Person setzt sich in den am Apparat befindlichen breiten Riemen, ein Haken wird am Fensterbrett oder an irgend einer haltbaren Stelle angebracht, und nun rollt der Draht ab. Das schnelle oder langsame Fallen, sowie das gänzliche Abstoppen wird durch eine sehr sinnreich konstruierte kleine Bremse reguliert. Auf diese Weise geht das Herabgleiten schnell und sicher vor sich. Der Apparat nimmt im Haushalt so wenig Raum ein, daß er bequem in irgend einem Tischkasten oder Schubfach untergebracht werden kann. Andre größere Rettungswerkzeuge wirken automatisch. Oben am Hause angebracht, gerät ein Rettungssack durch das Gewicht eines Menschen in langsames Fallen. Beim Verlassen des Sackes rollt dieser schnell wieder von selbst in die Höhe und kann die nächste Person aufnehmen. Im größeren Ernstfalle hat natürlich die Feuer=



Maschine zum Herablassen von Menschen bei Feuersgefahr.

wehr die Hauptaufgabe der Rettung sowohl als auch des Feuerlöschens zu erfüllen. Der große, der Feuerwehr überlassene Raum ist reich versehen mit Maschinen und Apparaten von äußerster Eleganz und Sauberkeit in der Ausführung. Man empfindet ein gewisses Vertrauen, ein Gefühl von Sicherheit überkommt einen, wenn man die Reihe der herrlichen Gegenstände betrachtet, welche menschlicher Scharfsinn geschaffen hat, um dieselben zur Rettung und Wohlfahrt der Mitbürger zu verwenden. Erwähnenswert sind die originellen Feuerleitern. Beim Ausbruch eines Brandes werden sie schnell durch die Straßen geführt bis zur Unglücksstätte. Schnell sind die Leitern in die Höhe geschraubt, und nun ist die Verbindung mit den Insassen des brennenden Hauses hergestellt. Die Mannschaften klimmen empor und bergen die Verzweifelnden.



Rettung mittels Feuerleiter.

Das Kapitel des Unglücks durch Feuersgefahr ist ein überaus großes, und es genügen hier vorläufig die paar Erwähnungen, um eventuelle Anregung für praktische Anschaffungen im Haushalte zu geben. Wer specielles Interesse an diesem Gegenstande hat, dem wird durch die einschlägige Fachlitteratur Gelegenheit geboten, sein Wissen zu bereichern und Vorkehrungen jeder Art zu treffen.

Wir kommen zu einem andren Gebiete häuslicher Unglücksfälle.

Nicht immer ist es das verheerende Element, welches das blühende Leben dahinrafft, oft arbeitet das Unheil jahrelang an unsrem Körper, um ihn zu zerstören. Da sind es giftige Gase, schlechte Luft, erzeugte Fäulnis, welche die Gesundheit untergraben. Auch auf diesem Gebiete bringt die Ausstellung Bemerkenswertes zur Abwendung der

tückischen Gefahr. Ventilations- sowie Desinfektionsapparate in jeder Form sowohl für den Gebrauch im großen als im kleinen bilden den größten Teil dieser Abteilung.

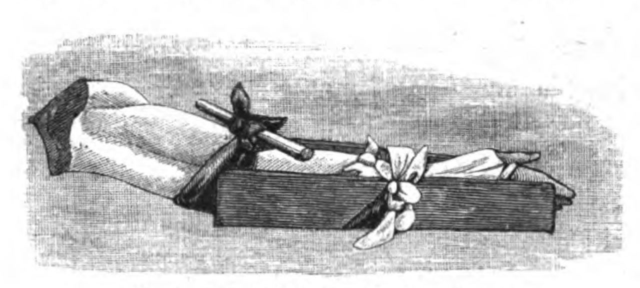
Ein großer, gesundheitsschädlicher Übelstand in Wohnungen selbst der begüterten Menschheit ist die durch Luft, Wasser oder Dampfheizung erzeugte trockene Wärme. Ein Apparat, welcher der unangenehm empfundenen und gesundheitsschädlichen Trockenheit der Luft durch Ausstrahlen von Feuchtigkeit abhilft, ist hier ausgestellt. Leicht ist derselbe durch einen Schlauch mit der Wasserleitung verbunden, und nun sprüht eine feine dunstige Wasserwolke beständig aus, und macht so das Zimmer wohnlich und angenehm. Auf einen Blumentisch gesetzt, hat überdies der Apparat noch das Angenehme, daß er sowohl zur Bewässerung der Gewächse dient, als auch dekorativ sehr gut zu verwerten ist.



Apparat zur Erzeugung von Feuchtigkeit in trocken erhitzten Räumen.

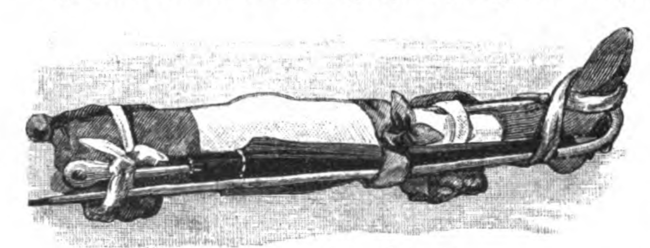
Zum Schlusse dieser Abteilung möchte ich noch des deutschen Samaritervereins gedenken, dessen weitverbreitete Thätigkeit zur Information eines jeden Hausvaters zu empfehlen ist. Wie oft kommt es in der Familie vor, daß das Unglück in Gestalt schwerer Verletzungen böser Schnittwunden hereinbricht! Der Arzt wohnt vielleicht weit, und wenn derselbe erscheint, so ist es oft zu spät. Eine falsche Behandlung der Wunden im ersten Augenblicke kann unter Umständen die Verluste ganzer Glieder bedingen. Der Samariterverein hat es sich zur Aufgabe gestellt, praktische Kurse einzurichten, um auch den Laien in kurzer Zeit auf die einfachste Art über die erste Hilfsleistung bei Unglücksfällen zu unterweisen Wir sehen in der Ausstellung wie einem am Beine schwer Verletzten das zerbrochene Glied mittels Hemd und Taschentuch fest eingebunden ist und ein Regenschirm nebst ein paar Spazierstöcken als Schienen dienen müssen und so die Transportfähigkeit zum Arzte oder

Hospitale hergestellt ist. An andrer Stelle ist eine schwere Handverletzung anschaulich gemacht. Ein Taschentuch durch einen kurzen Stock oder Hammerstiel geknebelt, stillt die Blutung. Ein Pappkasten schient das Gelenk fest an, und die Wunde selbst ist wieder mit Hemd oder Tüchern verbunden. Das Werk des Vereins ist ein sehr verdienstliches, und es wäre wünschenswert, wenn der Knabe schon auf der Schule in eigens dazu eingerichteten Lehrstunden über erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen instruiert würde.



Verband bei schwerer Handverletzung.
(Deutscher Samariter-Verein.)

Jedenfalls wäre dieser Lehrgegenstand wichtiger, wie mancher andre, und viele Amputationen von Gliedern würden vermieden werden, wenn jedermann Kenntnis des ersten Notverbandes hätte!



Verband bei Knochenbruch.
(Deutscher Samariter-Verein.)

Der Raum gestattet es nicht, auf die große Zahl der Erfindungen, welche auch dem Hausgebrauch dienen, einzugehen. Die Ausstellungssäle sind gefüllt damit, und der Laie irrt in den Räumen umher, ohne sich oft ein richtiges Bild der vorhandenen Gegenstände zu machen. Überlassen wir es daher dem Fachmanne, weitere Sorge zu tragen und uns mit Errungenschaften seiner geistigen Arbeit bekannt zu machen. Mögen diese Zeilen nur den Zweck erfüllen, daß ein praktischer Hausvater den Gedanken immer weiter ausspinnt, seine Familie durch Anschaffung geeigneter Hilfsmittel, welche uns die heutige Industrie bietet, vor Unheil zu bewahren.

2. Abteilung für das Seewesen.

Ungewöhnliches Interesse erregt in der Ausstellung die Abteilung für das Seewesen. Mit Staunen blicken wir auf die Errungenschaften der neuen Zeit. War auch der Schiffsbau selbst von jeher ziemlich entwickelt, so befanden sich doch früher die Einrichtungen zur Rettung des Menschenlebens in recht kläglichem Zustande. Da zog der Seemann hinaus auf das wilde Meer nicht nur in stetem Kampfe

mit dem Elemente, sondern auch mit dem störrigen Material, welches durch unpraktische Einrichtung so vieles Unheil angerichtet hat. Der ungefüge Schiffsapparat barg schwere Gefahren, so daß Eltern es kaum wagten, ihre Söhne zur See zu schicken. Fiel das durch Sturm und Wellen zerstörte Fahrzeug dem Verderben anheim, so waren die Unglücklichen, denen es vielleicht gelungen, sich auf Trümmerstücken zu retten, eine willkommene Beute der habgierigen Strandbewohner, Roheit und Unbildung herrschte unter den letzteren. War es doch bis in unsre Zeit hinein Sitte, sogar an heiliger Stätte aus Priestersmunde Gebete um gesegneten Strand zu hören! Das heißt den lieben Gott anflehen, möglichst viel Unglück da draußen auf dem Wasser hervorzurufen, um die Habgier der Andächtigen zu stillen. Es war auch in den Augen mancher Küstenbewohner durchaus kein großes Verbrechen, Schiffe durch falsche Signale und Feuer auf verborgene Klippen zu locken und dann auszuplündern. Um das Leben der armen Schiffbrüchigen kümmerte sich kein Mensch, ja sogar manchen, den das wilde Element verschont, machte ein rascher Handgriff eines geldgierigen Strandbewohners auf ewig stumm.

Jetzt ist es anders geworden. Der christliche Gedanke, den mit dem Elemente ringenden Mitmenschen zu Hilfe zu eilen, hat sich Bahn gebrochen. Schulen und Geistliche sind bemüht gewesen, jeden Strandraub als das, was er wirklich ist, ein schweres Verbrechen und Diebstahl, hinzustellen. Der Staat hat jeden Straffall schwer geahndet, der Strand ist sicher geworden und hat das angeschwemmte Leben und Eigentum vor der Habgier der Menschen geschützt. Dann haben sich Männer zusammengethan, welche nicht allein Bergung von Hab und Gut der Schiffbrüchigen besorgen, sondern auch selbst mit eigener Lebensgefahr den Unglücklichen zu Hilfe eilen.

In erster Linie danken wir diese Bestrebungen dem „Deutschen Verein zur Rettung Schiffbrüchiger“. Durch staatliche und namentlich private Unterstützung soll dieser in stand gesetzt werden, alle Apparate zur Rettung anzuschaffen, und es wäre die Pflicht eines jeden Staatsbürgers, den Gott einigermaßen mit Glücksgütern gesegnet hat, diesem humanen Zwecke etwas zu opfern. Wie viele unsrer Angehörigen oder Bekannten schwimmen da draußen auf dem Meere, dessen Tücken sie unterworfen sind! Wir selbst kommen vielleicht in die Verlegenheit, von den wackeren Männern des Vereins Hilfe zu fordern. Beruhigt blicken wir jetzt vom Bord des Schiffes auf die uns umgebenden Gefahren. Wir wissen an unsern deutschen Küsten, daß, wenn der Himmel uns ein Unheil sendet, wenn das schwanke Fahrzeug in Stücke gehen sollte, am

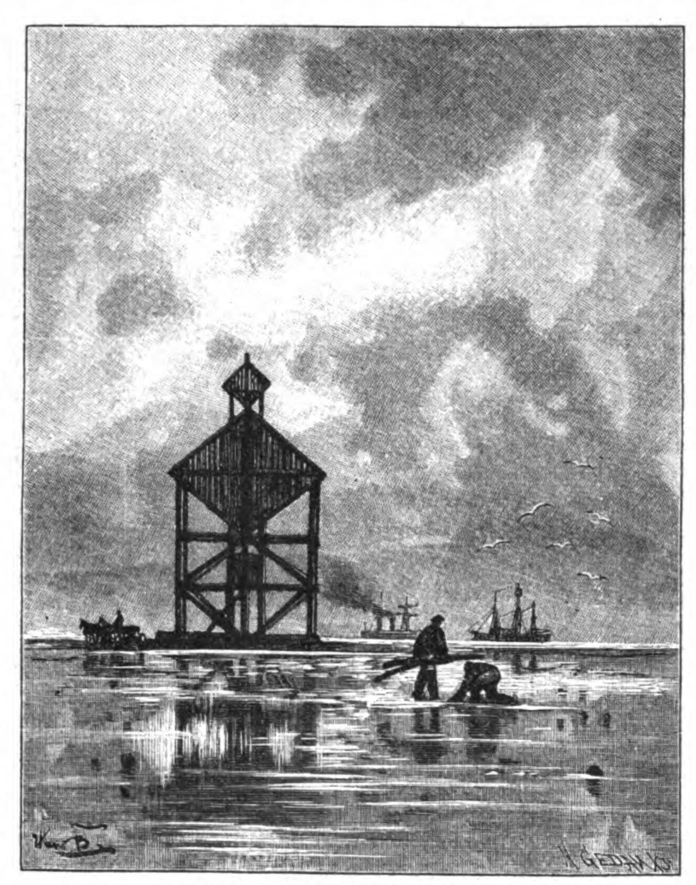
Lande| hundert Augen wachen und Männer bereit stehen, die uns im Notfalle zu retten im stande sind. Das heutige Seewesen, die stetig wachsenden Verkehrsmittel haben die sinnreichsten Vorkehrungen zur Verhütung von Unglücksfällen zur Folge gehabt. Betrachten wir unsre Hafeneinfahrten. Das weit von See gekommene Schiff, welches draußen auf dem Meere verhältnismäßig wenigen Gefahren ausgesetzt ist, kommt in die Nähe der durch Klippen, Sandbänke und Untiefen unsicheren Küste. Überall droht dem Fahrzeuge die Gefahr, besonders bei unsicherem Wetter aufzulaufen, wenn es den Weg nicht kennt. Zuerst empfängt nun das heimkehrende Schiff der Lotse, der weit draußen vor der Flußmündung in einem flinken Schooner umherkreuzt. Ein Mann steigt an Bord und übernimmt die Führung.



Elbfeuerschiff.

Das Fahrzeug wird in die richtige Bahn gelenkt. Bald erscheint am Horizonte ein feuerrot gemaltes Schiff, dessen am Maste angebrachte Signalkörbe, sowie große Leuchte einen besonderen Zweck verraten. Es ist ein Feuerschiff. Bei Tage erkenntlich durch die erwähnten Merkmale, bei Nacht blitzt ein Licht am Maste auf, welches mittels sich drehender Lampen erzeugt wird. Bei unsichtigem Wetter tönt eine große Glocke oder das Nebelhorn, um so die Lage des auf der Karte bezeichneten Punktes anzugeben. Es ist ein schwerer Dienst, den die Mannschaft eines Feuerschiffes zu versehen hat, und von ihrer treuen Pflichterfüllung hängt viel ab. Oft müssen sie, wenn schweres Wetter jede Ablösung verhindert, monatelang auf dem kleinen Fahrzeuge aushalten.

Hat das einlaufende Schiff das Signal passiert, so erblickt man gewöhnlich schon Land. Da sind die merkwürdig geformten Gerüste, Baaken genannt, welche ganz bestimmte Stellungen zu einander oder zu dahinter liegenden Leuchttürmen haben, und den Schiffer durch Peilungen in stand setzen, seine Lage festzustellen.



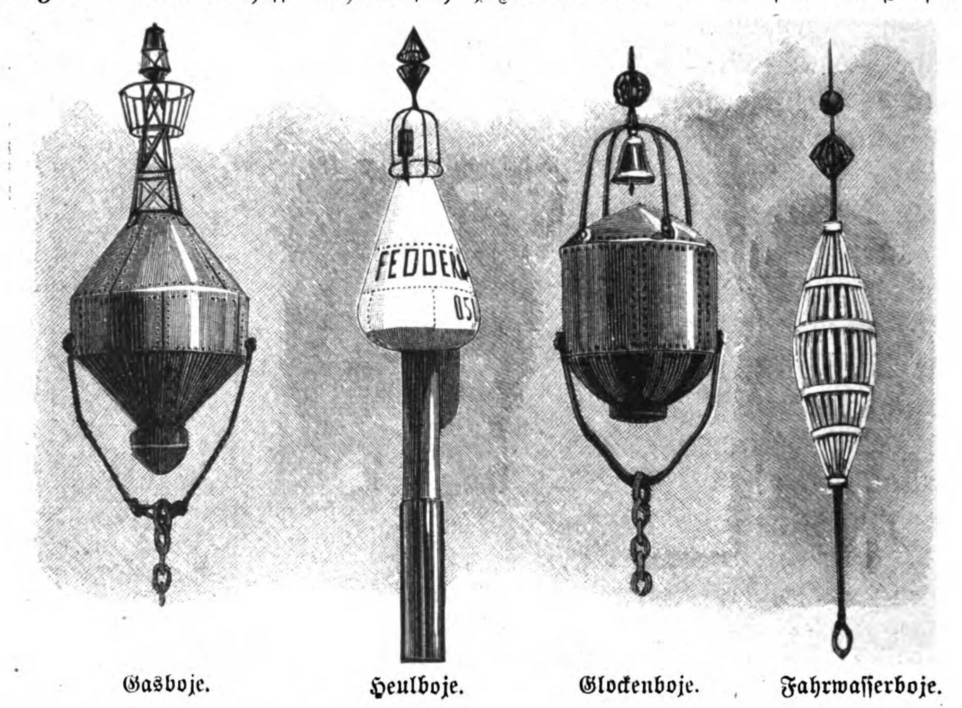
Scharhorn-Baake am Elbeingang.

Nun erscheinen auf dem Wasser selbst Tonnen, welche die bestimmte einzuschlagende Fahrstraße andeuten.

Die meisten unsrer Hafeneingänge sind nur schmale Fahrriemen, welche der Fluß durch den Sand gearbeitet hat, ringsumher breiten sich gewöhnlich große Watten aus, an welchen Schiffe, wenn aufgelaufen, rettungslos zu Grunde gehen.

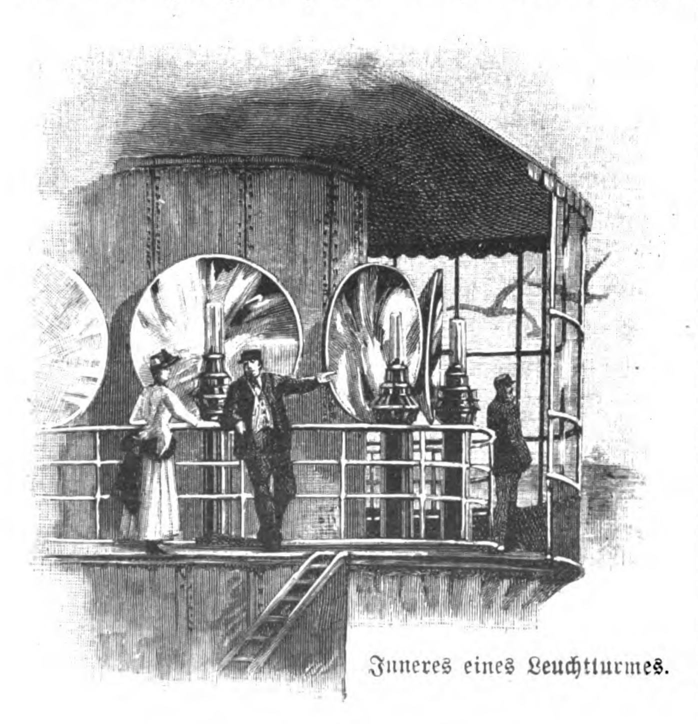
Die Tonnen oder Bojen zeigen dem Schiffer den rechten Weg. Schwere Anker halten sie an ihrer Stelle schwimmend fest. Sie selbst sind durch Form und Zweck verschieden. Ein langgezogenes Heulen läßt die automatisch tönende Boje hören. Durch das Auf- und Abwiegen der schweren eisernen Tonne im Wellengange wird mittels eines Apparates der Ton hervorgebracht, welcher dem Schiffer die Anwesenheit des Seezeichen verrät. Die Gasboje besteht aus einem großen, schwimmenden, eisernen Ballon mit Brennvorrat für sechs Monate. Sie leuchtet Tag und Nacht und wirft ihr durch fein geschliffene Gläser verstärktes Licht weit auf die See hinaus. Eine andre Boje führt eine große Glocke an der Spitze. Bei jeder Wellenbewegung schlägt der schwere Klöppel an und weit hin schallen die Glockentöne um den Schiffer zu warnen. Nachdem die bestimmte

Einfahrt gefunden ist, zeigt ein Tonnensystem den weiter einzuschlagenden Weg an. Das Schiff nähert sich jetzt dem Lande. Auf der äußersten



Gasboje. Heulboje. Glockenboje. Fahrwasserboje.

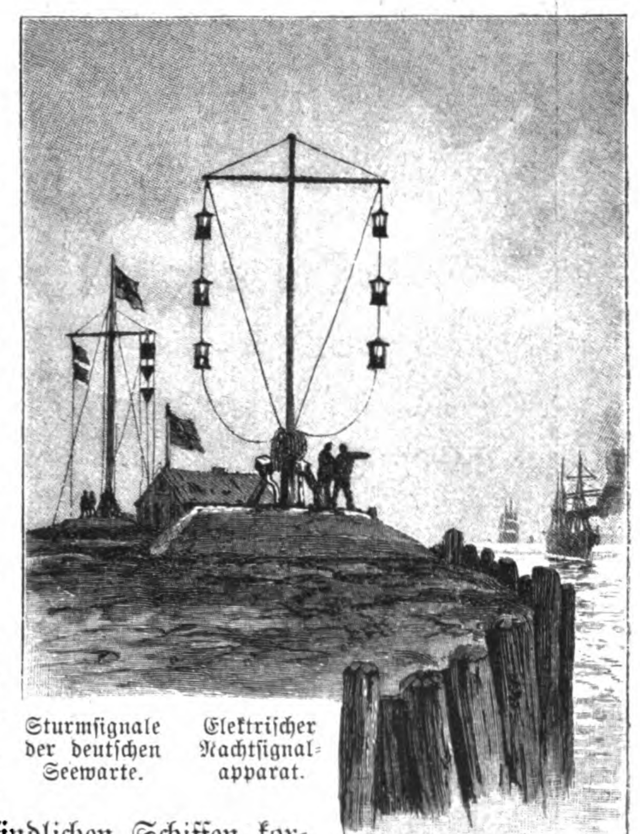
Spitze steht der große Leuchtturm, welcher nachts sein Licht weit über den Horizont hinaus wirft. Die Verschiedenheit des Feuers in Farbe sowohl als Stärke, Bewegung oder Leuchtzeit zeigen dem Seemanne den bestimmten, von ihm gesuchten Turm. Die Errichtung eines solchen großen Seezeichens ist überaus schwierig. Nicht allein, daß der Bau des Turmes selbst große Kosten verursacht, auch der Leuchtapparat verschlingt oft unendliche Summen. Da sind die riesigen Reflektoren, die mächtigen Glaslinsen oder ganze



Inneres eines Leuchtturmes.

Kuppeln aus Prismen hergestellt, welche das Licht tausendfach verstärkt in die Nacht hinaussenden. Die Lampen selbst werden auf das sauberste gehalten, peinlich wird das Werk tagtäglich nachgesehen, um allen Unregelmäßigkeiten, welche für die Schifffahrt gefährlich werden könnten, vorzubeugen.

An andrer Stelle stehen am Lande Signalgerüste, welche die aus- und einfahrenden Schiffe warnen oder Zwecke zur gegenseitigen Verständigung haben sollen. Da ist das Sturmsignal der Deutschen Seewarte, welches durch die Stellung von schwarzen, drei- oder viereckigen Körben kommende Stürme anzeigt. Da steht am Strande das elektrische Nachtsignal, eine Stange mit sechs rotweißen Laternen. Aus der Kombination dieser hat man ein Alphabet zusammengestellt, mittels welches man vom Lande aus mit den draußen befindlichen Schiffen korrespondieren kann. Am Hafeneingange befindet sich gewöhnlich noch eine große Dampfsirene, welche den durchdringenden heulenden Ton erschallen läßt, wenn Nebel oder Schnee die Position des Landes verhüllt.



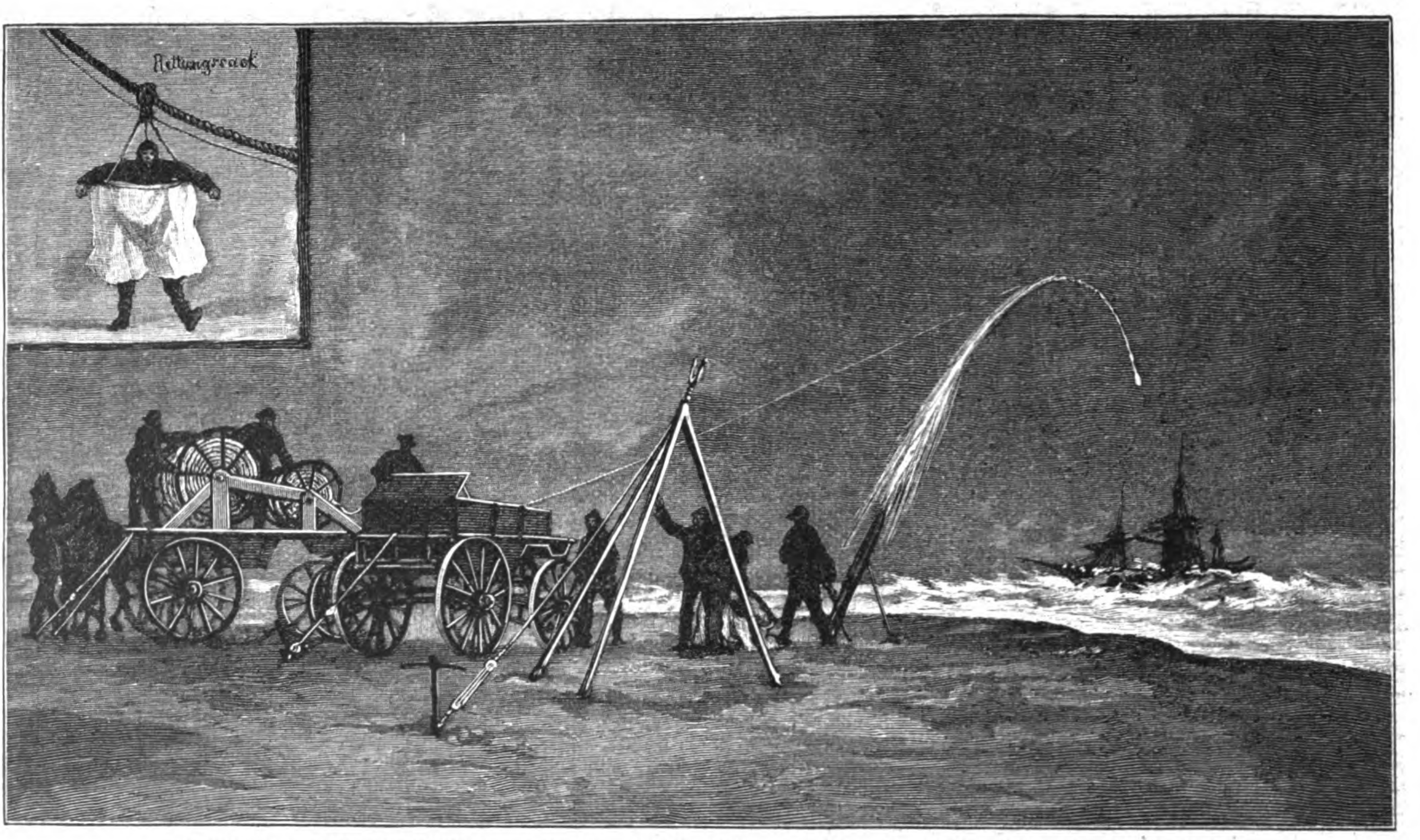
Sturmsignale der deutschen Seewarte. Elektrischer Nachtsignalapparat.

So läuft das Schiff von Signal zu Signal sicher dem Hafen zu.

Ein düsteres Bild entrollt sich, wenn Wind und Wetter wüten und das gegen die schwere See vergeblich ankämpfende Schiff auf den unheilvollen Strand geworfen ist. Ringsumher brechen die erzürnten Wellen des Wassermeeres und überschwemmen das Deck des unglücklichen Fahrzeuges. Schon drohen die Masten über Bord zu gehen. Am Lande hat man das verlorene Schiff entdeckt, und nun werden die Mannschaften der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger alarmiert. Das auf einem besonders konstruierten Wagen ruhende Rettungsboot wird aus dem Schuppen gezogen. Vier Pferde davor,



Boot der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger auf der Fahrt zur Unglücksstätte.



Raketenapparat der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Oben ein Schiffbrüchiger im Rettungssack.

stürmt das seltsame Gefährte der Unglücksstätte zu. An der günstigsten Stelle wird Halt gemacht, das Vorderteil dem Meere zugekehrt und nun gleitet das Boot mit seiner Besatzung von zehn Mann ab vom Wagen und schießt in die donnernde Brandung. Acht kräftige Männer ziehen an den Riemen, daß sie sich biegen, und hinaus geht es auf das wilderregte Element, um den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu eilen. Tausende sind schon auf diese Weise dem sicheren Tode entrissen worden.


Anzug der Mannschaft des Rettungsbootes.

An andrer Stelle ist es unmöglich, das Rettungsboot zu verwenden. Oft ist der Strand felsig oder sehr abschüssig, so daß das Auslaufen nicht stattfinden kann. Hier ist es der sogenannte Raketenapparat, welcher eine Verbindung des verunglückten Schiffes mit dem Lande herzustellen im stande ist. In fliegender Eile erscheinen zwei Wagen zur Unglücksstätte. Auf dem einen befinden sich die Raketen mit dem Ständer und einer dünnen in drei Kasten aufgeschossenen Leine, auf dem anderen zwei aufgerollte dicke Taue. Die Rakete wird nun von ihrem Ständer aus in der Richtung des Wrackes abgefeuert, und mit ihr schießt die dünne Leine weit hinaus bis über die Masten des Schiffes. An Bord hat die Mannschaft jene erfaßt und holt das sich vom Wagen abrollende Tau herüber. Oben am Maste befestigt, stellt dieses nun die Verbindung mit dem Lande her. An einem einfachen Scheerblock fährt ein Rettungssack herüber und hinüber, die Schiffbrüchigen besteigen denselben einer nach dem andern und werden so ans Land geholt. Die Wirksamkeit des Vereins erstreckt sich auch auf Eisgefahr, sowie die Rettung am Badestrande. Es finden sich in der Ausstellung viele interessante Modelle, welche diese Art der Gefahr und deren Verhütung vor Augen führen.

Außer der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat auch die Deutsche Seewarte die Ausstellung reichlich bedacht. Freilich sind die meisten Gegenstände nur für den Fachmann oder den Gelehrten. Da sind die nautischen Instrumente in der größten Vollkommenheit, und ein Lächeln der Befriedigung gleitet über unser Gesicht, wenn wir die herrlichen Produkte unsrer Industrie vergleichen mit den alten zu gleicher Zeit ausgestellten Apparaten früherer Perioden.

Die großen Dampfergesellschaften haben entzückende Modelle ihrer Fahrzeuge dem Publikum vor Augen geführt. Auch finden wir dort

die Rettungsapparate an Bord, wie zum Beispiel das zur Zeit auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd in Gebrauch befindliche Rettungsboot mit Patentvorrichtung zum Selbstausschwingen, eine Procedur, welche in früherer Zeit bei der Schwerfälligkeit der alten Vorrichtungen große Schwierigkeiten verursachte und häufig das Verderben den sich retten wollenden Passagieren herbeiführte.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf das Gesamtbild der Ausstellung. Der ideale Zweck, den Menschen auf das überall lauernde Unglück und dessen Abwehr aufmerksam zu machen, sowie jeden anzuregen, Mitarbeiter an der Wohlfart seiner Mitmenschen zu werden, ist glänzend erfüllt worden.

Mit Befriedigung blicken wir auf die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Genie und Talent zum Nutzen der Gesamtheit geschaffen haben, und dankbar erheben wir unsre Augen zum Himmel, der so Großes zum Heile der Menschheit hat gelingen lassen!

Anekdoten.

Selbst verschuldet.

„Kellner, warum bin ich nicht rechtzeitig geweckt worden? Nun ist es zu spät, jetzt ist der Schnellzug schon abgegangen.“ — „Ja, gnädiges Fräulein, Sie brauchten ja nur zu klingeln, wenn Sie geweckt sein wollten.“



Zurückhaltend.

Alfred hat mit seiner Cousine Brüderschaft geschlossen und will ihr soeben zur Besiegelung die Hand küssen: „Gertrud, reich mir die Hand, daß ich sie küsse!“ — „Ach, jetzt sagst du schon wieder „Sie“; wir wollten doch „Du“ sagen!“

Immer deutsch!

Im Kriege 1870 und 71 waren zwei biedere Bayern in einem französischen Wirtshause einquartiert, dessen Aushängeschild die Worte „Au sauvage“ trug. Auf die Frage ihres Hauptmanns, wo sie untergebracht seien, erfolgte die prompte Antwort: „In der Sau-Wage.“



Vom Kasernenhofe.

Feldwebel: „Einjähriger Häusler, Sie müssen sich beim Kommandieren eine tiefere Stimme angewöhnen, das klingt männlicher.“ — Einjähriger: „Bedaure, Herr Feldwebel, das kann ich nicht, ich bin Tenorist.“ — Feldwebel: „So, hm, (für sich): und solche Krüppel nimmt man zum Militär!“



Wohlthätigkeitskonzerte.

Erster Student (im Kaffeehaus zum zweiten): „Schon wieder ein Wohlthätigkeitskonzert für Überschwemmte!“ — Zweiter Student: „Unglaublich — immer für diese Überschwemmten! Weshalb arrangiert man denn nicht einmal eins für Leute, die auf dem Trocknen sind?“

Verräterisch.

Herr: „Was soll denn die alte Nähmaschine da im Hausflur?“ — Hausknecht: „Die haben der gnädige Herr gestern abend aus der „Sonne“ heimgebracht; dafür haben Sie Ihr Velociped stehen lassen.“

„La glorieuse rentrée“*).

Ein Gedenkblatt aus der Geschichte der Waldenser

von Leopold Witte.

In den Augusttagen 1889 feiern die Waldenser, unsre Glaubensbrüder in den cottischen Alpen westlich von Turin, die unter namenlosen, jahrhundertelangen Leiden und Verfolgungen die Treue gegen ihren himmlischen König und ihre irdischen Fürsten unbeweglich festgehalten und sich endlich Bahn gebrochen haben zur Freiheit nicht nur ihres Glaubensbekenntnisses, sondern auch der Verkündigung des evangelischen Glaubens im ganzen geeinten Italien, ein großartiges Fest zur Erinnerung an eine der glorreichsten Thaten ihrer Heldenväter, welche im Munde aller Eingeweihten den Namen „La glorieuse rentrée“ führt. Diesen Namen hat der eigentliche Held der Geschichte, Henri Arnaud, der „Leonidas“ der Waldenser, selbst den Aufzeichnungen gegeben, in welchen er die wunderbare Heimkehr seines Volkes beschrieben hat. Alle italienischen Zeitungen sind voll von Berichten über jene Erlebnisse ihrer „Brüder“; die Teilnahme der ganzen Nation an den bevorstehenden Festtagen ist den Waldensern gesichert; ein Nachkomme jenes Herzogs Viktor Amadeus, der zu Henri Arnaud sprach: „Seid mir treu, ihr Waldenser, wie ihr eurem Gotte treu gewesen seid, und solange ich ein Stück Brot habe, werde ich es mit euch teilen“, — der mit der Königskrone von Italien geschmückte Umberto hat seinen bis in die Gegenwart treu erfundenen waldensischen Unterthanen 5000 Frcs. für ihre Maison Vaudoise und eine zu errichtende gehobene Schule geschenkt, in welcher Lehrer, junge Kaufleute und Industrielle vorgebildet werden sollen. In den Festtagen des August und September werden die Herzen vieler Tausende in der ganzen Welt den Feiernden entgegenschlagen. Da dürfen auch die Leser des Daheimkalenders nicht dahinten bleiben. Und damit ihre Herzen sich für den Gegenstand der Feier erwärmen können, soll ihnen hier die Geschichte der glorieuse rentrée erzählt, und ein kurzer Überblick über das Arbeitsfeld der Waldenser in der Gegenwart gegeben werden.

In der Synode von Angrogna hatten sich die Waldenser 1532 den Kirchen der Reformation angeschlossen. Ihre ursprünglichen

---

*) Die ruhmreiche Heimkehr.

Herrscher, aus dem Hause Savoyen, seit 1538 besitzlos, weil deutsche Kaiser und französische Könige abwechselnd sich in ihr Land teilten, erhielten im Frieden von Château-Cambrésis 1559 ihr Herzogtum unter der Bedingung zurück, daß sie den Protestantismus in ihrem Gebiete ausrotteten. Damit wurde die Losung ausgegeben, nach welcher vier Menschenalter hindurch die Feldherren der Herzöge und der ihnen bald befreundeten, bald feindlichen französischen Könige gegen die Thalbewohner wüteten, also die: La Trinité, Castrocaro, Gastaldo, Pianezza, Catinat u. a. Die Greuel des „blutigen Ostern" von 1655, worin die Grausamkeiten der savoyischen Soldaten ihre Spitze fanden, riefen in ganz Europa einen Schrei der Entrüstung wach. Die Vertreter Englands, Hollands, der Schweiz legten förmlichen Protest gegen diese Schandthaten ein; der König von Schweden wandte sich brieflich an den Herzog Karl Emanuel II; der große Kurfürst Friedrich Wilhelm lud die Waldenser in seine Staaten. ein; selbst Ludwig XIV von Frankreich, damals noch nicht der bigotte Fanatiker seiner letzten Jahre, bat um Einhalt der Verfolgungen. Cromwell ließ dem Herzog in Gegenwart seiner bösen Mutter Christine eine Depesche zugehen, in welcher es hieß: „Wenn die Tyrannen aller Zeiten und Länder wieder lebendig würden, so müßten sie vor Scham erröten, weil sie sich sagen müßten, daß sie nichts geleistet hätten, was mit diesen Barbareien und Unmenschlichkeiten irgend verglichen werden könnte." Der Dichter des „Verlornen Paradieses" aber, John Milton, brandmarkte die unter römisch-katholischer Ägide ausgeführte Blutthat mit seinem berühmten Sonette: „Avenge, o Lord, thy slaught'red saints whose bones", das wir uns nicht versagen können, für unsre Leser hier zu übersetzen:

„O räche, Herr, den blut'gen Mord der Deinen!
Erschlagen sind auf Alpenfelsen hart
Die deine Wahrheit dir so rein bewahrt,
Als unsre Väter noch gefleht zu Steinen.

Vergiß nicht, Herr, ihr schmerzerfülltes Weinen;
Schreib's in dein Buch: die schwache Mutter ward
Vom Savoyarden mit dem Kindlein zart
Den jähen Fels hinabgestürzt! Es einen

In Klagen Himmel sich und Berg und Thal.
Und wo der Dreigekrönte überall
Noch herrscht, Italiens weite Flur besäe

Mit Märtyrblut, daß hundertfache Saat
Erwachse, die entrinne Babels Wehe,
Weil treulich, Herr, sie deinen Willen that."



Ludwig XIV hatte bald Veranlassung, auf seine milderen Regungen mit einem Gefühle des Bedauerns zurückzusehen. Der königliche Sünder bekam im Alter Gewissensbisse, und auf den Rat guter Freunde und Freundinnen suchte er sie durch das „gute Werk“ der Ketzervernichtung wieder loszuwerden. So hob er am 22. Oktober 1685 das Toleranzedikt von Nantes auf, durch welches der erste Bourbone auf Frankreichs Thron, Heinrich IV, das eigne Apostatengewissen beruhigt hatte, und erklärte seine loyalen protestantischen Unterthanen für vogelfrei. Das Gericht, das ein Jahrhundert später den letzten französischen Bourbonen auf das Schafott brachte, war die ausgereifte bittere Frucht der Blutsaat von 1685.

Nicht zufrieden aber damit, sein eignes Land von der „Pest“ des Protestantismus gesäubert zu haben, forderte Ludwig auch von dem jungen savoyischen Herzoge Viktor Amadeus II, daß er seinem Beispiele folge. Als derselbe zögerte, erklärte der König von Frankreich: dann werde er selbst die Waldenser mit einem Heere von 14000 Mann austreiben, demnächst aber das Land für sich behalten.

Um die schöne Provinz nicht zu verlieren, gab der Herzog nach und erließ am 30. Januar 1686 die Schreckensverfügung, welche die Räumung der Waldenserthäler von dem seit einem halben Jahrtausend daselbst angesessenen „Israel der Alpen“ zur Folge hatte. Bei Todesstrafe wurde der ketzerische Gottesdienst verboten; die Tempel der Waldenser sollten geschlossen und zerstört, die Prediger und Lehrer verbannt, alle Waldenserkinder in Zukunft von der römischen Kirche getauft und erzogen werden. Unter namenlosen Leiden der zum Schwert greifenden Waldenser, in deren Gebiet 10000 Franzosen von Westen und 2500 Piemontesen von Osten einrückten, gelang es, das grausame Edikt durchzuführen. Nach fünf Monaten war das Werk gethan. Über 14000 Gefangene wurden in die 13 Gefängnisse und Festungen des Reichs verteilt, 2000 Kinder in Klöster und katholische Familien untergebracht und fremde Ansiedler, welche für billige Pacht die verlassenen Ländereien und Gebäude übernahmen, in das blutgetränkte Waldensergebiet geschickt.

Nur ein Häuflein von kühnen Kämpfern blieb im Gebirge zurück und konnte sich nicht entschließen, die Waffen niederzulegen, solange ihre Brüder und Schwestern in den Kerkern schmachteten. Sie erschienen wie der Blitz zu den Häupten der abziehenden Truppen und schleuderten Felsblöcke und Geschosse in die erschreckten Reihen. Kein Versuch, sie zu überwältigen, gelang; man mußte sich endlich entschließen, ihnen Pässe und freies Geleit zur Auswanderung anzubieten. Aber die Männer erklärten, nicht ohne ihre Volks- und

Glaubensgenossen ziehen zu wollen. Der Herzog, welchem bei dem ganzen wüsten Kriegszuge nicht wohl gewesen war, willigte ein und drängte nun selbst dazu, je eher je lieber die unbequemen Ketzer loszuwerden.

Mitten im Winter wurden die Gefängnisse geöffnet, und die Entkräfteten, von Ungeziefer Zerfressenen, durch Krankheit und Wunden aus den letzten Kämpfen zu Schatten Abgemagerten gezwungen, das unwirtliche und grausame Vaterland zu verlassen. Die Kinder behielt man zurück: im Winter könnten sie den Weg doch nicht machen; voller Verzweiflung wehrten sich die Mütter und bargen in ihre Arme, was ihnen nur mit Gewalt entrissen werden konnte.

Bei Todesstrafe wurde den Verstoßenen als einzige Marschroute der Weg über den Mont Cenis vorgeschrieben, unter dessen Schlünden und Abgründen jetzt der schützende Tunnel der Eisenbahn von Thal zu Thal führt. In den Schneestürmen der Hochalpen — zu Weihnachten mußten die ersten Züge ihre mühselige Wanderung antreten — wurden Tausende verschüttet; andren erfroren Hände und Füße. Als zu Ende Februar 1687 die letzte Abteilung der Verbannten über den Berg zog, lagen noch überall die Leichen der Verunglückten im Schnee! Von den 14000, die man noch in den Kerkern gezählt hatte, fanden sich nur 2810 in Genf wieder zusammen, welche hochherzige Stadt den unglücklichen Glaubensbrüdern ein gastliches Heim angeboten hatte. In Thränen und laute Jammerrufe aber brachen nur die erschütterten Genfer aus, als sie das furchtbare Elend vor sich sahen; die Waldenser selbst, von Schmerz und Gram wie vernichtet, hatten keine Thränen und keine Klage mehr.

Noch weitere Trennungen konnten den Unglücklichen nicht erspart werden. Die eine Stadt Genf vermochte nicht allein auf die Länge die Opfer zu bringen, welche der Unterhalt der völlig mittellos Eingetroffenen forderte. Andre Schweizerstädte, Holland, Kurbrandenburg, Hessen boten die Hand, auch ihrerseits die Glaubensgenossen anzusiedeln; im strenglutherischen Württemberg, wo die Geistlichen die „Calvinisten" am liebsten ferngehalten hätten, gelang es nicht ohne ernste Bemühungen und englisches wie holländisches Geld, ihnen die Stätten zur Niederlassung auszuwirken, welche ihre Nachkommen zum Teil noch heute innehaben.

So schien denn das glückliche Piemont endgiltig von der „Ketzerei" gesäubert zu sein, welche den frommen Louis XIV so tief gekränkt hatte.



Allein die glorieuse rentrée bereitete sich schon langsam und in aller Stille vor.

Unter den Männern, welche in Genf ihre verbannten Volksgenossen begrüßen konnten, weil sie bereits früher als Geächtete oder vor allen Bedrohte ihrem Vaterlande hatten den Rücken kehren müssen, waren zwei, welche unermüdlich über die Heimkehr sannen: Josua Janavel und Henri Arnaud. Janavel, in heldenmütigem Kampfe vom „blutigen Ostern“ an Jahrzehnte hindurch an der Spitze der Seinen und der Schrecken der Feinde, war ein Greis, der nur noch durch seinen Rat und seine Erfahrung den Brüdern helfen konnte; Arnaud aber stand im Mittag des Lebens und wurde die Seele des heldenmütigen Unternehmens, das nun bald die Welt in Erstaunen setzen sollte.



Henri Arnaud, Pastor und Feldherr der Waldenser.
Nach einem gleichzeitigen Bildnis.

Henri Arnaud, ein Waldenser von Geburt, aber nicht aus den piemontesischen Thälern, sondern aus Embrun im Dauphiné stammend, wo wie in der Provence seit Jahrhunderten die Jünger des Petrus Waldus aus Lyon sich ausgebreitet hatten, war schon in zarter Kindheit mit seinen Eltern nach den Thälern übergesiedelt. In La Tour besuchte er die lateinische Schule; als das „Piemontesische Ostern“ 1655 über die Waldenser hereinbrach, war der Knabe vierzehn Jahre alt. Der Name „Janavel“ verband sich in seinen Vorstellungen mit allem, was kühn, treu und glaubensvoll war. 1662 bezog Arnaud die Universität Basel, wo er als unbemittelt umsonst immatrikuliert wurde (solvit nihil) und auch für die Vorlesungen nichts zu bezahlen brauchte (gratis propter paupertatem). 1666 ging er nach Genf, um seine theologischen Studien fortzusetzen. Von 1667 bis zum Jahre 1670 verschwindet er vor unsern Augen; daß er als junger Mann in Holland Kriegsdienste genommen habe, und damals schon von Wilhelm von Oranien zum Obersten befördert worden sei,

ist eine Legende, welche der Biograph Arnauds, Pfarrer Dr. Klaiber in Hirsau*), mit Glück beseitigt hat. Im Jahre 1670 wird Arnaud als Pfarrer von Maniglia im oberen Thale von S. Martino genannt, einer der beschwerlichsten und mühseligsten Gebirgsparochien der cottischen Alpen. Bei der Vertreibung der Waldenser im Jahre 1686 war er schon eine Zeitlang Pfarrer von La Tour, als auch ihn das Geschick ereilte, und er eiligst nach Genf flüchtete.

Aber unermüdlich arbeitete Arnaud, seit er die Straßen des „protestantischen Rom" betreten hatte, an der Vorbereitung auf die Rückkehr in die Thäler. Er knüpfte Unterhandlungen mit den protestantischen Mächten an und sicherte sich ihre Teilnahme und Unterstützung; er reiste wiederholt nach Holland zu Wilhelm von Oranien; er beriet mit Janavel sorgfältig alle Einzelheiten des geplanten Zuges. Zwei mißglückte Unternehmungen mahnten zur Vorsicht. Endlich war der Plan zur That reif. Der Freund der Waldenser, Wilhelm von Holland, hatte als König den englischen Thron bestiegen; eine allgemeine Liga gegen den Übermut Ludwigs XIV. war in der Vorbereitung; die über die Schweiz verstreuten Waldenser, ja die Württemberger waren benachrichtigt; und was sich losmachen konnte, befand sich heimlich unterwegs, um bei der großen Glaubensthat nicht zu fehlen.

Im Walde von Prangins zwischen Nyon und Rolle am Nordufer des Genfer Sees war das Stelldichein; der 16. August 1689, der Freitag nach dem Schweizer Buß- und Bettage, wo die Andächtigen sich noch still zu Hause hielten, und keine gewaltsame Hinderung zu befürchten war, sollte der Sammlungstermin sein. In den Abendstunden strömte es von allen Seiten in den Wald hinein. Auf den Knien hielt Arnaud mit allen der Gefahr in die Augen Schauenden ein ergreifendes Gebet, in welchem er die Waldenser mit dem Volke Israel verglich; auf der Wanderung nach ihrem Kanaan durch die Wüsten ewigen Schnees und Eises möge der Herr der Heerscharen sie geleiten in der Feuersäule des Nachts, in dem Wolkenschatten des Tages. Es gelte der Befreiung ihrer Kinder aus den Klöstern, ihrer Geistlichen aus den Gefängnissen, der Wiedereroberung des Landes ihrer Väter, aus dem sie durch Gewalt und Unrecht vertrieben seien. Dann erfolgte in fünfzehn Schiffen die Überfahrt nach dem savoyischen Ufer.

Am Morgen des 17. August musterte Arnaud seine Scharen.

*) Henri Arnaud, Pfarrer und Kriegsoberster der Waldenser. Stuttgart 1880.



Es waren 900 Bewaffnete, die meisten: Waldenser aus den Thälern, eine geringere Zahl: Waldenser aus den französischen Südprovinzen. Der militärische Oberkommandant war ein Mann vom Fache, ein französischer Offizier Turrel, der aber nichts unternehmen konnte, ohne mit Arnaud sich verständigt zu haben; und als Turrel einige Wochen später die Waldenser treulos verließ, trat Arnaud allein an die Spitze und leitete den ganzen Feldzug persönlich.

In neunzehn Kompanien geteilt, dreizehn waldensische nach der Zahl der heimischen Parochien, und sechs französische, marschierte das kleine Heer noch in der Morgendämmerung auf die Berge Savoyens zu. Für das ganze Verhalten auf dem Zuge hatte Javanel die genauesten Vorschriften aufgesetzt, die noch jetzt im Turiner Staatsarchiv aufbewahrt werden. Alle Lebensmittel wurden bezahlt; die musterhafteste Mannszucht nötigte auch feindlich gesinnten Ortschaften Achtung und Teilnahme ab; bald brachten die Dorfbewohner freiwillig reichliche Vorräte den kühnen Männern entgegen und verweigerten beharrlich die Annahme jeder Entschädigung. Dennoch schützte sich Arnaud durch regelmäßige Mitnahme von Geiseln, die gleichzeitig als Wegweiser dienen mußten, vor Verrat.

Die auf dem Wege zu überwindenden Hindernisse muteten den Vorwärtsdringenden oft übermenschliche Anstrengungen zu. Mehrere Male erklärten die mitgenommenen Geiseln, lieber sterben zu wollen, als die halsbrechenden Pfade mit der Armee zu erklimmen. Aber hinüber mußte man; nur durch Gewaltmärsche waren die Thäler zu erreichen, ehe feindliche Scharen sich entgegenstellten. Mit wagehalsiger Keckheit bewegte sich das kleine Heer, auf den Spuren der Steinböcke und Gemsen, in den Bergriesen der Montblanckette vorwärts; oft in strömendem Regen, fußtief in nassem Schnee watend, oder mitten im Dunkel der Nacht die steilen Abgründe hinunterkletternd, so stieg man von Felsrücken zu Felsrücken. Das Tagebuch, welches in der Arrieregarde des Zuges einen ganzen Monat hindurch von einem Waldenser Studenten Renaudin und von einem Franzosen François Huc sorgfältig geführt wurde, bekennt: „Was die Waldenser ausstanden, übersteigt alle Einbildungskraft.“ Arnaud selbst mit seinem geistlichen Amtsbruder Montoux (der übrigens am 18. Tage nach dem Aufbruche in piemontesische Gefangenschaft geriet) konnte erst nach acht Tagen eine ordentliche Mahlzeit zu sich nehmen und drei Stunden Schlafs hintereinander genießen. „Man mag sich vorstellen,“ sagt er treuherzig selbst in seiner Erzählung, „daß weder Mahlzeit noch Bett je willkommener gewesen ist.“

Nach der Schnee- und Eiswelt der westlichen Vorberge des



Montblanc galt es noch den Mont Iseran und den kleinen und großen Mont Cenis zu übersteigen. Als man am Sonnabend den 25. August vom Rücken des Mont Cenis in das Thal der Dora hinabkletterte, trat der Schar zum erstenmale eine feindliche Truppe aus der französischen Besatzung der Festung Exilles, von einer großen Anzahl Bauern verstärkt, entgegen. Es kam zum erbitterten Kampf. Die Waldenser siegten, doch nicht ohne den schmerzlichen Verlust von vierzig Mann, darunter zwei Kompanieführer und zwei Sergeanten.

Bei hereinbrechender Nacht langte man in der Sohle des Thales, am nördlichen Ufer der Dora, an. Unter allen Umständen mußte das jenseitige Ufer gewonnen werden; dann trennte nur noch ein Felsgrat die Waldenser von ihren Heimatsthälern. Allein im Thale flammten sechsunddreißig Biwakfeuer! Das bedeutete etwa 2000 Mann französischer Truppen, welche um die Brücke von Salabertrand, dem einzigen Übergang über die reißende Dora, sich schützend lagerten. Die Brücke mußte genommen werden. Arnaud sammelt seine Leute zum Gebet. Dann geht's zum Sturm vor. In drei Kolonnen Breite, mit mäßigen Entfernungen voneinander, rücken die Mannschaften vorwärts. Eine donnernde Salve aus tausend französischen Büchsen hallt im Felsenthale wieder; Arnaud kommandiert: „Alle Mann aufs Gesicht!“ So geht eine Viertelstunde lang das mörderische Feuer des Feindes über sie dahin, fast ohne sie zu schädigen; nur ein Mann wird verwundet. Aber der französische Befehlshaber, Marquis de Larrey, läßt ein Kommando abschwenken und den Waldensern in den Rücken fallen. Von der Übermacht zwischen zwei Feuer genommen, scheint das Israel der Alpen aufgerieben werden zu müssen. Da greifen einige Leute im Dunkel der Nacht zu einer Kriegslist. „Die Brücke ist genommen!“ so dröhnt's laut über die Reihen der Kämpfenden. Die Wirkung ist eine gewaltige. Voller Begeisterung stürmen die Waldenser vorwärts; der erstaunte Feind, der sich den Sieg entrissen glaubt, wankt, läßt die Waffe sinken, wendet sich zur Flucht, keine Macht der Erde vermag die betäubten Krieger mehr zu halten; umsonst wirft sich de Larrey ihnen entgegen; am Arm verwundet, wird er selbst mit fortgerissen; schließlich stimmt auch er in das allgemeine: „Sauve qui peut“ mit ein. Nun erst ist die Brücke frei und wird jubelnd überschritten.

In zwei Stunden war die Arbeit gethan, das französische Heer auseinandergejagt und wie spurlos verschwunden. Sechshundert Leichname des Feindes bedeckten den Boden; die Waldenser zählten nicht mehr als 15 Tote und 12 Verwundete. Die Beute und Munition,



soweit sie nicht mitgenommen werden konnte, wurde in den Fluß geworfen, die Pulverfässer ließ man mit brennender Lunte zurück, und dann ward eilends das Lager verlassen. Eine furchtbare Erschütterung durchbebte die Berge, bis nach Briançon über himmelhohe Felsen weg hörte man den Knall. In den wiederhallenden Donner mischte sich der Jubelgesang der den heimatlichen Höhen zueilenden Waldenser: „Dank sei dem ewigen Gott der Heerscharen, der uns den Sieg gegeben hat!"

Es war der erste Triumph der Waldenser bei Salabertrand; der Ort ist jetzt eine Station der Mont Cenis-Bahn.

Am Tage darauf, dem 25. August, stand das Heer auf den Höhen des Mont Sci. Es war ein Sonntag Morgen; im Osten brach eben die Sonne über den Rand des Horizonts. Zu ihren Füßen lag das Thal von Pragela, einst von Waldensern bewohnter Boden. Und nach Westen im purpurnen Morgenlicht ragten die Gipfel der Berge, welche ihre verlassenen Thäler umkränzten! Freudetrunken fielen die Männer auf ihre Knie, und Arnaud betete: „Herr mein Gott, der du die Kinder Israels aus dem Lande der Knechtschaft in das Land ihrer Väter geführt hast, vollende und segne dein Werk auch an uns, die wir in Schwachheit dich anbeten! O laß das Licht des Evangeliums, das sie so lange erleuchtet hat, nicht für immer erloschen sein! Gib Gnade zu unsrem Bemühen, es wieder anzuzünden und zu erhalten! Segne unsre fernen Familien! Dir, dem himmlischen Vater, und Jesu Christo, deinem eingebornen Sohne, unsrem Heilande, und dem Heiligen Geiste, unsrem Tröster, sei Ehre, Preis und Ruhm von nun an bis in Ewigkeit! Amen."

Dienstag, den 27. August, elf Tage nach der Überfahrt über den Genfer See, erreichten sie hoch oben im Nordwestende des Thales von San Martino das erste Dorf ihrer eignen Thäler, Balziglia. Ein Schrecken des Herrn ging vor den Siegern der Brücke von Salabertrand her; eine Abteilung savoyischer Soldaten ergriff schon beim Anblick der waldensischen Vorhut die Flucht.

Am 28. August vereinigten sich die in zwei Kolonnen marschierenden Krieger im Dorfe Prali, wo sie den alten Waldenser Tempel noch unzerstört vorfanden. Er wurde von den Heiligenbildern und andern Zeichen des inzwischen eingezogenen päpstlichen Kultus gereinigt. Dann legten die 700 Männer, welche noch übrig geblieben waren, ihre Waffen nieder und sangen in tiefer Bewegung den 74. Psalm, mit welchem sie vor drei Jahren als Exulanten in Genf eingezogen waren: „Gott, warum verstößest du uns so gar!

Mache dich auf und führe deine Sache!" Und dazu den 129., über welchen dann Arnaud predigte: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf. Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen lang gezogen. Der Herr, der gerecht ist, hat der Gottlosen Seile abgehauen! Ach, daß müßten zu Schanden werden und zurückkehren alle, die Zion gram sind!"

In drei weiteren Tagen waren sämtliche Thäler erobert, und am 1. September, einem Sonntage, feierte die ganze Schar angesichts der heimatlichen Berge auf den Wiesen von Sibaud in der Nähe von Bobbio einen feierlichen Gottesdienst. Montoux hielt auf einer ausgehobenen Thüre, welche über zwei Felsen gelegt war, die Predigt über Luk. 16, 16: „Das Reich Gottes wird durch das Evangelium geprediget, und jedermann dringet mit Gewalt hinein." Dann las Arnaud in dem Schein der leuchtenden Gottessonne und dem Blitzen des Schnees auf den Hochalpen folgenden feierlichen Eid vor, den alle Gegenwärtigen durch Handaufheben bekräftigten: „Da Gott durch seine allmächtige Gnade uns in das Erbe unsrer Väter zurückgeführt hat, um daselbst den reinen Gottesdienst unsrer heiligen Religion wieder aufzurichten, ... so schwören und geloben wir, Geistliche, Hauptleute und andre Führer, vor dem Angesichte des lebendigen Gottes, uns weder zu trennen noch zu veruneinigen, sollten wir auch das Unglück haben, auf drei oder vier zusammenzuschmelzen. Und damit diese Einigkeit, welche die Seele aller unsrer Angelegenheiten ist, unverletzt unter uns erhalten werde, so schwören die Führer ihren Soldaten und die Soldaten ihren Führern gegenseitige Treue, indem wir gemeinsam unsrem Herrn und Heilande Jesu Christo geloben, daß wir, so es möglich ist, unsre Brüder von der Gewalt des grausamen babylonischen Weibes*) erlösen und mit ihnen sein Königreich wieder aufrichten und bis in den Tod aufrecht erhalten, auch in Treue diesen gegenwärtigen Bund unser Leben lang bewahren wollen."

Das sind die großen Tage, welche die Waldenser in diesem Jahre feiern: vom 16. August bis zum 1. September, die glorreiche Heimkehr, welche der Predigt des reinen Wortes von der Gerechtigkeit durch den Glauben allein an Jesum Christum in Italien eine Stätte erkämpft hat, von wo aus, als nach Gottes Weisheit die Thüren sich aufthaten, die ganze apenninische Halbinsel mit dieser Verkündigung überflutet werden konnte.

Noch schwere Kämpfe waren allerdings auszufechten. Gegen

*) Offb. Joh. 17 u. 18; Arnaud meint natürlich die Kirche Roms.



7000 Mann — die Zahlen, welche Arnaud selbst angibt, sind nachweislich zu groß — französischer Truppen unter Catinat und ein kleines savoyisches Hilfscorps wurden gegen die siegreichen Waldenser ausgesendet. Arnaud hatte noch monatelang in einem zähen Guerillakriege der Übermacht zu widerstehen. Einmal rettete er sich mit seinen Soldaten nur wie durch ein Wunder unter dem Schutze eines nächtlichen Nebels auf die für unersteiglich geltenden Felsenspitzen bei Balziglia angesichts der ganzen belagernden Hauptmacht, welche schon eine Reihe der Verhaue und Befestigungen der Waldenser nach der anderen in Trümmer geschossen hatten. Dennoch wären die Waldenser wohl endlich erlegen, wenn nicht ihr Herzog, Victor Amadeus II, der Knechtschaft des erzwungenen Bündnisses mit Frankreich müde und schon längst von dessen Gegnern umworben, sich selbst gegen Ludwig XIV gekehrt, mit den Waldensern Frieden geschlossen und am 18. Juni 1690 um die Bundesgenossenschaft der tapferen Krieger gegen den gallischen Feind gebeten hätte. Er selbst wählte für ihre weiße, mit blauen Sternen besäete Fahne eine Inschrift: „Patientia læsa fit furor", „die mißbrauchte Geduld wird zur Wut." Unter dieser Fahne erkämpften die Waldenser noch manchen Sieg gegen die Franzosen, die sie bis tief hinein in ihr Land verfolgten. Arnaud selbst empfing den Rang eines Obersten, allerdings **nicht** in der piemontesischen Armee, wohl aber von seinem hochherzigen Gönner Wilhelm von Oranien, dem Könige Englands. Das Patent soll noch in den Thälern aufbewahrt werden. Viktor Amadeus verlieh dem „englischen Oberst" einen Kommandostab.

Nun erhielten die Waldenser ihre Thäler zurück. Die Familien siedelten sich in den verlassenen Wohnungen wieder an; ihre Prediger konnten ihr Amt ungehindert versehen; selbst die aus Zwang katholisch Gewordenen durften den Glauben ihrer Väter ungestraft wieder bekennen. Ein Edikt vom 23. Mai 1694 bestätigte die Restauration der Waldenser und versicherte, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sein sollte. Als Papst Innocenz XII gegen dieses Edikt Protest erhob, wurde die Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens in den piemontesischen Staaten verboten, „in Anbetracht, daß das Edikt vom 23. Mai mehr ein Akt der Gerechtigkeit als der Gnade gewesen sei."

Nur **ein** bitterer Tropfen floß noch in die Freude der Waldenser.

Schon im Jahre 1696 wurde Viktor Amadeus von Ludwig XIV bewogen, mit ihm einen Separatfrieden zu schließen. Die eine der Bedingungen war: die Entfernung aller ursprünglich französischen



Unterthanen aus den Thälern. Auch Arnaud mußte weichen! Er war ja im französischen Embrun geboren! Mit wundem Herzen trennte sich der edelmütige Mann von den Brüdern welchen er die Heimkehr erfochten hatte. Mit 3000 anderen Glaubensgenossen wurde er wieder in die Fremde gestoßen. Er wendete sich nach der Schweiz, Holland, England, endlich nach Württemberg. In Des Muriers, jetzt Dürrmenz-Schönenburg im Neckarkreis erhielt er das Pfarramt einer kleinen Waldensergemeinde, der er bis an sein Lebensende ein treuer Hirte blieb. Am 8. September 1721 starb er, ein achtzigjähriger Greis. Unter der Kanzel der kleinen von ihm erbauten Kirche wurde der Held von Salabertrand und Balziglia begraben. Ein steinernes Bildnis zeigt die Züge des „Pastors und Heerführers der Waldenser". Darunter befindet sich das in Relief ausgearbeitete Wappen der Arnauds, drei Vögel, wohl Tauben, von rechts nach links schreitend, zwei oben, eine unten; darüber ein Helm mit geschlossenem Visier; aus demselben steigt eine weibliche Figur, die Tugend empor, welche ein Spruchband mit der Devise nescit labi virtus (die Tugend kann nicht weichen) wie einen Schleier über das Haupt hält. Kriegerische Trophäen tragen das Ganze; unter ihnen hin schlingt sich noch ein Band mit der Inschrift: ad utrumque paratus (nach beiden Seiten hin gerüstet). Auf dem Körper der Platte sind unter dem Wappen die lateinischen Distichen eingegraben, die in deutscher Übertragung lauten:

Das Innere der alten von Arnaud erbauten Schönenburger Kirche.

Sieh hier Arnauds Gebeine, doch seine Thaten und Leiden,
Seinen gewaltigen Mut keiner zu malen vermag.
Einst schlug Isais Sohn allein zehntausend Philister,
Dieser allein überwand Führer und Lager des Feinds.

Im Jahre 1884 ist die kleine Schönenburger Kirche, deren Inneres die gegenüberstehende Abbildung zeigt, abgebrochen, und an ihre Stelle im romanischen Stil eine neue gebaut. Arnauds Grabmal ist in derselben unverändert wieder aufgerichtet, nur überdeckt mit einem schönen Steine, welcher das Waldenserwappen, eine leuchtende Kerze auf geöffneter Bibel, und die alte Waldenser Devise trägt: lux lucet in tenebris (das Licht leuchtet in der Finsternis).

Arnauds Bildnis, mit dem wir unsre Darstellung schmücken dürfen, das einzig echte unter den vorhandenen, ist nach einem der Familie Peyrot-Arnaud gehörigen Original gefertigt. Eine aus alter Quelle in der Rassegna settimanale di Roma veröffentlichte Schilderung seiner Erscheinung unmittelbar vor der glorieuse rentrée nennt sein Gesicht „lang, schmal, mit lebhaften Augen, frischer Farbe und langem kastanienbraunen Haar."

Es erübrigt noch ein kurzes Wort über den gegenwärtigen Zustand der Waldenser hinzuzufügen.

Am 17. Februar 1848 erhielten die Thalbewohner durch König Karl Albert, nachdem sie noch anderthalb Jahrhunderte lang zahllosen Willkürlichkeiten und Bedrückungen ausgesetzt gewesen waren, die Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern. „Die Waldenser," so hieß es in dem Edikte, „treten fortan in die bürgerlichen und politischen Rechte unsrer übrigen Unterthanen ein. Sie dürfen in voller Freiheit alle Schulen und Universitäten besuchen und die akademischen Grade erwerben." Aus diesen Bestimmungen sieht man, was sie alles bisher nicht gedurft hatten! Nicht einmal ihre Thäler mit anderen Wohnsitzen zu vertauschen oder irgendwo Grundbesitz zu erwerben war ihnen gestattet. Nun drängte es sie hinaus und in den neuen Beruf hinein, zu welchem Gott sie durch alle diese schweren Zeiten hindurch aufbewahrt hatte.

Erst in Turin, dann in Genua und weiter, wo nur immer infolge der politischen Umwälzungen ein größeres Maß religiöser Freiheit gewährt wurde, errichteten sie Gemeinden, Schulen, evangelische Jünglingsvereine, Bibelniederlagen, Fortbildungsschulen, Krankenhäuser, Rettungshäuser, ja in Florenz sogar zur Ausbildung ihrer jungen Prediger eine theologische Fakultät. Wer sich in dem ganzen weitumfassenden Arbeitsfelde, sowie in dem Werke, welches andre evangelische Kirchen seit einem Menschenalter in Italien getrieben haben, genauer umschauen will, den verweisen wir auf die ausführliche Geschichte der religiösen



Bewegung Italiens, welche der Verfasser dieser Zeilen im zweiten Bande von Wilhelm Pressels „Bausteine zur Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins“ geschrieben hat („Italien“, Freienwalde a. O. 1878).

An dieser Stelle genüge es, aus dem letzten Jahresbericht der Waldenser, der in Rom gedruckt ist, (wie es in Rom auch eine italienische Bibelgesellschaft gibt, und in dreizehn Kirchen und Kapellen sonntäglich evangelischer Gottesdienst in italienischer Sprache gehalten wird) einiges statistische Material zu geben.

Danach zählen die Waldenser gegenwärtig, außerhalb ihrer Alpenthäler, in Italien 44 Gemeinen, 44 Stationen, 180 regelmäßig besuchte und mit Gottesdiensten bedachte Ortschaften. Es arbeiten an diesen 38 Pastoren, 8 Evangelisten, 10 evangelisierende Lehrer, 37 Schullehrer und Lehrerinnen, 9 Kolporteure, 6 „Bibelleserinnen“. Als regelmäßige Kirchenbesucher werden 6218, als „zufällige“ 49 795, als Kommunikanten 4074, Katechumenen 469, Getaufte 190 angegeben. In die Wochenschulen sind 2323, in die Abendschulen 890, in die Sonntagsschulen 2621 Zöglinge aufgenommen. Die Beiträge sämtlicher Gemeinden für kirchliche Zwecke belief sich im Jahre 1888 auf 65 825 Lire (1 lira = 0,80 Pf.), eine für die dortigen Verhältnisse der Protestanten sehr erhebliche Summe, welche indessen selbstverständlich zur Unterhaltung des Werkes längst nicht ausreicht. Fremde Länder haben im letzten Jahre zu diesem Zwecke über 263 000 Frcs. beigetragen, und es freut uns berichten zu können, daß nun endlich auch das evangelische Deutschland, welches noch vor wenigen Jahren hinter Ländern wie die Schweiz und Schweden-Norwegen zurückstand, auf den Platz sich zu schwingen beginnt, der ihm in der Unterstützungder Evangelisation Italiens gebührt. Deutschland hat 31 734 Frcs. beigetragen, England freilich 88 344 und Schottland 78 852; aber die Schweiz (20 556) und Amerika (13 489) sind doch beträchtlich überflügelt. —

Und nun wünschen wir unsren Brüdern für ihre schönen Feiertage reichen Segen und eine bleibende Frucht aus der Hand des Gottes ihrer Väter. Der Herr hat Großes an ihnen gethan; des können sie fröhlich sein. Mache es sie treu ihrer Aufgabe und warm in der brüderlichen Liebe zu allen ihren Mitarbeitern in Italien.

Wir schließen mit dem Wunsche, welchen das Evangelisationskomitee in seinem Jahresberichte gelegentlich der Anzeige über die Säkularfeier am Ende ausspricht:

„Möge das Jahr 1889 nicht nur ein Gedächtnisjahr, sondern auch eine Weissagung, ja die Morgenröte eines neuen Abschnittes für die Evangelisation werden, der Anfang einer glorieuse rentrée des italienischen Volkes unter die Fahne des Evangeliums.“





Ein geduldiger Grosspapa.

Von C. Koch.

Anekdoten.



Immer schneidig.

Lieutenant: „Haben Sie schon gehört, Herr Kamerad, daß Gagen erhöht werden sollen?“ — „Was Sie sagen .... na, da wird Sekt wieder schön aufschlagen!“

Die Sache ist „sengerig“.

Hirsch (von der Börse zurückkehrend): „Aronstein — es riecht mer so sengerig hier im Komtor!“ — Aronstein: „Gott, was 'ne faine Nos' — ist uns doch durchgebrannt der Kassierer!“

Unpraktische Musik.

„Warum siehst du so böse aus, Anna?“ — „Ja, denke dir nur, Papa will mich nicht Klavier, sondern Guitarre lernen lassen. Da kann ich mit dem Vetter nicht vierhändig spielen.“

Gratulation.

„Darf man Ihnen gratulieren, lieber Freund? Sie sollen ja Villenbesitzer geworden sein?“ — „Danke sehr, in der Subhastation hab' ich sie leider kaufen müssen, diese Villa!“ — „Das ist etwas anderes, dann sind Sie freilich nur Wider-Willen-Besitzer.“

Schnell gefunden.

Student am Telegraphenschalter: „Hier, das Telegramm an meinen werten Alten: „„Prüfung glänzend bestanden. Schicke sofort Geld!““ Wieviel beträgt es mit der Adresse?“ — Beamter: „Sechzig Pfennige; aber Sie können noch ein Wort beifügen.“ — Student: „So! Dann telegraphieren Sie gefälligst: Schicke sofort viel Geld!“

Telegraphische Zärtlichkeit.



Ein Ehemann, der kurz nach seiner Hochzeit eine Geschäftsreise antreten mußte, machte sich den elektrischen Draht in origineller Weise dienstbar, indem er an seine Gattin folgendes Impromptu telegraphierte:

„Beim Reisen hat dein holdes Bild
Entzückend mich umstrahlt.
Wer ist wie du, so hold, so mild? —
Rückantwort ist bezahlt!“

Selbstverständlich.

Gräfin: „Ist der neue Leutnant ein hübscher Mann, Herr Oberst?“ — Oberst: „Aber, Gräfin! Preußischer Garde-Leutnant? Frage nötig?“

Gemütlich.

Fremder (auf dem Hof zur Magd): „Der Hund ist doch nicht bösartig, wie?“ — „O na! Wenn's dem a Stückel Wurst geb'n, können's dös ganze Haus ausstehl'n!“

Der akademische Schneider.

„Da sehen Sie einmal, Herr Meister, wie mir Ihr Nachbar, der Herr Patzer, den Rock verpfuscht hat.“ — „Verpfuscht, das kann ich nicht gerade sagen; im Gegenteil: die hinteren Partien weisen ganz prächtige Motive auf.“

Erinnerungsmittel.

Strohwitwer (im Gasthaus): „Kellner, bringen Sie mir die Suppe heute etwas versalzen, ich möchte einmal gern wieder an meine liebe Frau denken.“

Ein gefährlicher Mann.

Förster: „Heda! wo stecken denn die Treiber?“ — Gehilfe: „Sind alle beim Anblick des Herrn Apothekers ausgerissen.“

Totenschau

aus dem Jahre 1888 bis Juni 1889.

Wir schließen den diesjährigen Daheimkalender mit einigen Blättern der Erinnerung an eine Reihe hervorragender Personen, die seit dem Abschluß unsers letzten Kalenders aus dieser Zeitlichkeit geschieden sind. Es war nicht leicht, aus der großen Zahl von Heimgegangenen, neben deren Namen die letzten anderthalb Jahre ein † gesetzt haben, die richtige Auswahl zu treffen, und unsre Totenschau ist weit entfernt, den Anspruch auf Vollständigkeit machen zu wollen. Auch sind wir darauf gefaßt, daß mancher unsrer Leser diesen oder jenen Namen schmerzlich vermissen wird, den er für besonders wert gehalten hätte, hier aufgeführt zu sehen. Dennoch sind wir gewiß, daß alle, auf deren Grab wir in den nachfolgenden Blättern einen Palmenzweig wehmutsvoller Erinnerung niederlegen, zu den Edelsten und Besten ihrer Zeit gezählt werden dürfen. Wir beginnen unsre Totenschau mit einer erlauchten Frau, die zu den edelsten Zierden auf deutschen Fürstenthronen gehört hat. Am 17. Mai 1889 hat auf dem Schlosse Hohenschwangau die

Königin-Mutter Maria von Bayern

die längst ersehnte Erlösung von langen Leiden gefunden. Am 15. Oktober 1825 im Königsschlosse zu Berlin geboren, entstammte sie der Ehe des Prinzen Wilhelm von Preußen, des jüngsten Bruders König Friedrich Wilhelm III und der Prinzessin Marianne, geborenen Prinzessin von Hessen-Homburg. Der Name ihrer erlauchten Eltern ist mit der Geschichte Preußens in den Jahren der Erniedrigung nach der Niederlage von Jena, wie mit der Erhebung Preußens in den Jahren der Befreiungskriege zu unvergänglichem Gedächtnisse verknüpft. Die von bei-



Königin-Mutter Maria von Bayern.

den während der Franzosenzeit bewiesene Charakterstärke und Seelengröße hob dieselben weit über die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen hinaus und sichert ihnen für alle Zeiten das ehrenvollste Andenken im preußischen Königshause. Kaum siebzehnjährig verlobte sich Prinzeß Maria von Preußen, auf deren Erziehung und Charakterbildung ihre treffliche Mutter die größte Sorgfalt verwendet hatte, mit dem damaligen Kronprinzen Max, dem späteren König Maximilian II von Bayern. Am 10. Oktober 1842 fand in Berlin die Vermählung durch Prokura statt, welcher am 12. Oktober in der Allerheiligenkirche zu München die Trauung nach katholischem Ritus folgte. Am 20. März 1848, mitten unter den Unruhen der hereinbrechenden Revolution, legte König Ludwig I die Krone nieder, und Maximilian II ergriff in schwerer Zeit die den schwachen Händen des Vaters entfallenen Zügel der Regierung. Aber schon am 8. März 1864 wurde die nunmehrige Königin Maria von Bayern Witwe. Mit banger Sorge sah sie ihren eben erst zur Mündigkeit gelangten ältesten Sohn in unerfahrenem Alter als König Ludwig II den Thron besteigen. Seine Erziehung war eine noch völlig unvollendete, und seinen romantischen Neigungen fehlte die Klarheit und Festigkeit eines gereiften Willens. Schon in die ersten Jahre seiner Regierung fiel die Zeit des Krieges zwischen Preußen und Österreich, bei dem Bayern im Schlepptau der österreichischen Politik festgehalten wurde. Der Verlauf desselben mußte der Tochter des preußischen Königshauses die schwersten inneren Kämpfe bereiten. Vielfach von körperlichen Leiden heimgesucht, zog sie sich immer mehr in die Stille zurück, mit offner Hand und offnem Herzen für alle Hilfsbedürftigen ihre einzige Freude im Wohlthun findend. Noch einmal schlug ihr preußisches und deutsches Herz in freudiger Begeisterung bei den ruhmvollen Ereignissen der Jahre 1870/71, an denen Bayern einen so wesentlichen Anteil gewann. Mit freudigem Mutterstolze sah sie ihren zweiten inniggeliebten Sohn Otto ins Feld mithinausziehen. Aber kaum war derselbe aus dem Felde heimgekehrt, als sein Geist sich zu umnachten begann. In ihrem schweren Kummer glaubte sie durch den Übertritt zur katholischen Kirche Frieden zu finden, und vielleicht that sie diesen von dem gesamten Hohenzollernhaus schmerzlich empfundenen Schritt auch in der stillen Hoffnung, durch dieses von ihr gebrachte Opfer die Leiden des Sohnes zum Bessern zu wenden. Aber während die Umnachtung des Prinzen, des jetzigen Königs Otto, immer weiter fortschritt, sah sie mit scharfem Mutterauge ihren ältesten Sohn, den hochbegabten König Ludwig II, demselben Schicksal anheimfallen, lange bevor die Katastrophe am Starnberger See über ihn und das bayrische Haus hereinbrach. Mit bewundernswerter Seelengröße hat die Königin alle diese schweren Leiden und Schickungen ertragen, die Gottes Hand über sie verhängt hat. Aus ihrer Zurückgezogenheit ist sie zum letztenmal hervorgetreten, als es galt, Kaiser Wilhelm II in München zu begrüßen. Nun hat die unglücklichste aller Königinnen und Mütter in der bayrischen Königsgruft die langersehnte Ruhe gefunden.

Ein im Jahre 1866 während des österreichischen Krieges viel genannter Diplomat war der am 26. März dieses Jahres im nahezu vollendeten achtzigsten Jahre zu Berlin verstorbene ehemalige württembergische Minister

Friedrich Gottlob Karl Freiherr von Varnbüler.

Während sich derselbe auf dem wirtschaftlichen Gebiete allgemein anerkannte Verdienste erworben hat, führte ihn sein brennender Ehrgeiz in der auswärtigen Politik auf falsche Bahnen. Nach dem Regierungsantritt des

Königs Karl von Württemberg im Juni 1864 zum Minister des Auswärtigen ernannt, machte er mit Dalwigk, von der Pforten und Beust gemeinsame Sache gegen die deutsche Politik Bismarcks, und als es im Jahre 1866 zum Kriege zwischen Preußen und Österreich kam, trat Varnbüler mit großer Zuversicht auf die österreichische Seite. Durch das drohende „Vae victis", das er im württembergischen Abgeordnetenhause in einer kurz vor dem Ausbruch des Krieges gehaltenen Rede über Preußen aussprach, ist er zu einer nicht gerade beneidenswerten Berühmtheit gelangt. Doch soll es ihm unvergessen bleiben, daß er im Jahre 1870 mit großer Entschiedenheit für den deutschen Krieg gegen Frankreich eingetreten ist und nach der Errichtung des Deutschen Reiches mit unentwegter Treue zu Kaiser und Reich gehalten hat.



Friedrich Gottlob Karl Freiherr von Varnbüler.

Gleichbedeutend als wissenschaftlicher Gelehrter wie als Verwaltungsbeamter war der am 15. Februar zu Bonn verschiedene wirkliche Geheimrat und Oberberghauptmann a. D.

Ernst Karl Heinrich von Dechen.

Die geologische Wissenschaft hat in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter verloren. Am 25. März 1800 zu Berlin geboren, trat Heinrich von Dechen nach Vollendung seiner akademischen Studien, kaum 22 Jahre alt, in den praktischen Dienst des Bergbaus, und war als Bergbaueleve zunächst in dem rheinisch-westfälischen Gebiete von Bochum und Essen thätig, wo sich der Bergbau im Vergleich zu der heutigen Entwicklung desselben damals noch in den ersten Anfängen befand. Schon seine ersten fachwissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Geologie ließen die leitenden Behörden seine hohe Begabung erkennen, und nachdem er im Dienste des heimischen Bergbaus Belgien, Frankreich, England und Schottland bereist hatte, um die dortigen Bergwerke kennen zu lernen, wurde er im Jahre 1828 als Assessor am Oberbergamt zu Bonn angestellt. Seitdem ist das rheinische Land, abgesehen von einer Unterbrechung von zehn Jahren, während deren er als vortragender Rat im Handelsministerium zu Berlin und

als außerordentlicher Professor an der dortigen Universität thätig war, seine zweite Heimat geblieben. Im Jahre 1841 trat er als Berghauptmann an die Spitze des Obergbergamts zu Bonn, und seitdem ist er bis an sein Ende für die Wohlfahrt der rheinischen Lande unermüdlich thätig gewesen. Der Aufschwung des westdeutschen Montanbetriebes, namentlich des Steinkohlenbaues in Rheinland und Westfalen, ist zum weitaus größten Teile auf seine rastlose Thätigkeit zurückzuführen. Durch die in fast zwanzigjähriger Arbeit von ihm vollendete und von Alexander von Humboldt als ein Meisterwerk geologischer Forschung anerkannte „Geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen" durch seine Forschungen über die Vulkane der Vordereifel, über den Laacher See und über das Siebengebirge hat er sich unvergängliche Denkmäler errichtet, und auch in der von ihm entdeckten, viel besuchten Dechenhöhle in Westfalen wird sein Name noch jahrhundertelang fortleben. Daneben hat er sich um die Entwickelung des rheinischen Eisenbahnwesens unvergängliche Verdienste erworben, und die Stadt Aachen hat ihm vor allem die Erhaltung ihrer berühmten Heilquellen zu verdanken. Auch nachdem er im Jahre 1864 als Wirklicher Geheimrat aus seinem hohen Amte geschieden und in den Ruhestand getreten war, ist er als Vorsitzender des naturwissenschaftlichen Vereins für die Rheinprovinz und Westfalen bis an sein Lebensende unermüdlich für die Ausbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Forschungen thätig gewesen. Und solange der Rhein am Siebengebirge, das er wie für die Geologen so auch für die Touristen im eigentlichen Sinne erst erschlossen hat, vorüberrauscht, wird auch der Name „von Dechen" in dem Gedächtnis der dankbaren Nachwelt fortleben.



Ernst Karl Heinrich von Dechen.

Gerade ein Jahr und einen Monat nach Kaiser Wilhelm ist am 9. April 1889 dessen treuer Leibarzt

Generalstabsarzt Dr. von Lauer

heimgegangen, der 44 Jahre lang als ärztlicher Berater mit unermüdlicher Treue über dem Leben und der Gesundheit seines kaiserlichen Herrn gewacht hat. Er war, wie so viele um unser Volk verdiente Männer, der Sohn eines Pfarrers. Am 10. Oktober 1808 in Wetzlar geboren, trat er Ostern 1825 in das medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin ein, und vom Jahre 1828 ab hat er ununterbrochen dem Heere angehört, in den letzten zehn Jahren als Generalstabsarzt der Armee, Chef des Sanitätscorps und der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, sowie als Direktor der militärärztlichen Bildungsanstalten durch das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn

zur Leitung des gesamten Sanitätswesens der Armee berufen. Während seiner ruhmvollen Laufbahn hat der Verstorbene im Jahre 1848 am Kriege gegen Dänemark, 1849 an der Bekämpfung des Aufstandes in Dresden, 1866 am Feldzuge gegen Österreich, 1870—71 am Feldzuge gegen Frankreich teilgenommen. In den beiden zuletzt genannten Feldzügen befand er sich im großen Hauptquartier unmittelbar an der Seite seines kaiserlichen Herrn, mit dessen Namen der seine zu unvergänglichem Gedächtnis verknüpft bleibt. Mit Kaiser Wilhelms I Heimgang war sein Tagewerk vollbracht, und nachdem er im Dezember 1888, hochgeehrt von dem jetzigen Kaiser, noch sein 60jähriges Dienstjubiläum hatte feiern dürfen, war er kurz vor seinem Ende, am 7. Febr. 1889, in den wohlverdienten Ruhestand getreten.



Generalstabsarzt Dr. von Lauer.

Ebenso ausgezeichnet als praktischer Arzt wie als Vertreter der medizinischen Wissenschaft war der am 10. Februar 1888 in Leipzig verstorbene Direktor der medizinischen Klinik daselbst

Professor Lebrecht Wagner.

Er war am 12. März 1820 zu Delitzsch bei Weißenfels geboren. Nachdem er in Leipzig und Wien seine medizinischen Studien vollendet hatte, ließ er sich in Leipzig als praktischer Arzt nieder. Aber neben der Ausübung seiner ärztlichen Praxis, die bald eine ausgedehnte wurde, fand er doch Zeit zu eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung mit der pathologischen Anatomie, die infolge der in Wien empfangenen Anregung sein Lieblingsfach geworden war. Im Jahre 1862 wurde er zum ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und der pathologischen Anatomie an der Universität Leipzig ernannt. Aber er blieb auch nach dieser Berufung der praktischen Thätigkeit nicht fern, und als im Jahre 1877 der Direktor der medizinischen Klinik in Leipzig, Professor Wunderlich, starb, wurde Wagner zu dessen Nachfolger ernannt. Mit geradezu leidenschaftlicher Liebe gab er sich seiner Wissenschaft hin, immer weiter suchte er in die Geheimnisse derselben einzudringen; jedes Hilfsmittel, das ihm hierzu dienen konnte, machte er sich zu eigen, und mit

Freuden begrüßte er jeden Schritt, den seine Wissenschaft vorwärts machte, neidlos auch fremde Verdienste anerkennend. Auch als unermüdlich forschender Gelehrter und klinischer Lehrer blieb er in erster Linie helfender Arzt, und die ausgezeichneten Erfolge, die er als solcher erzielte, verdankte er nächst seinem scharfen, selten fehlendem Blicke seiner ungewöhnlich großen Erfahrung, seiner vollkommenen Beherrschung aller der heutigen Heilkunde zu Gebote stehenden Hilfsmittel, vor allem dem gewinnenden Zauber seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit. Bei dem geringsten Manne setzte er nicht minder wie bei dem höchst gestellten sein volles Können ein. Dabei nahm er den lebhaftesten Anteil an allem Schönen und Guten und war ein eifriger Förderer aller gemeinnützigen Bestrebungen. In der Ausübung seiner ärztlichen Praxis hatte er den Wert und die Bedeutung des Diakonissenwesens aus eigenster Erfahrung kennen gelernt, und noch im Tode hat er sich dadurch als einen warmen Freund der Kranken und Leidenden bewährt, daß er ein ansehnliches Vermächtnis zur Errichtung eines eigenen Diakonissen-Mutterhauses in Leipzig hinterlassen hat. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen."



Professor Leberecht Wagner.

Eine Zierde der theologischen Wissenschaft und einer der gefeiertsten Lehrer an der Leipziger Hochschule war der am 20. Juni 1888 nach langem schweren Leiden entschlafene



D. Karl Friedrich August Kahnis.

D. Karl Friedrich August Kahnis.

Aus geringem Bürgerstande stammend, hatte Kahnis unter vielen Entbehrungen es durchgesetzt, studieren zu dürfen. Ähnlich wie Luther hatte er in seiner Vaterstadt Greiz als Kurrendeschüler vor den Thüren singen müssen. Aber auch in seiner inneren Lebensentwickelung ist er durch schwere Kämpfe hindurchgegangen, bis ihm die am Kreuze Christi gewonnene Vergebung der Sünden, die Recht-

fertigung aus Gnaden allein durch den Glauben zur unerschütterlichen Gewißheit wurde. Um so mehr bildete diese Gewißheit sein ganzes Leben hindurch den festen Ankergrund, an den das Schiff seines Lebens und seiner Gedanken unauflöslich gebunden blieb. Auf dieser reformatorischen Grundwahrheit beruhte ihm das Wesen des Luthertums. Nachdem Kahnis seine theologischen Studien in Halle beendet hatte, habilitierte er sich i. J. 1840 in Berlin, wo er zu Hengstenberg und Ludwig von Gerlach in nähere Beziehungen trat. Im Jahre 1845 als außerordentlicher Professor nach Breslau berufen, verlebte er dort fünf Jahre voll schwerer Sorgen und innerer Kämpfe, unter deren Eindruck er zu den Altlutheranern übertrat, trotzdem er dadurch seine Zukunft in Preußen vernichtete. Zur vollen Entfaltung und Anerkennung gelangten seine Gaben erst in Leipzig, wohin er im Jahre 1850 berufen wurde. In wiederholten Streitschriften gegen die Vertreter der Union trat er hier als einer der eifrigsten Vertreter des strengen Lutherthums auf. Wie wenig er aber dabei engherzig in der Tradition der Vergangenheit befangen war, bewies seine im Jahre 1868 in erster Auflage vollendete „Lutherische Dogmatik", die ihn in heftige Kämpfe mit früheren Gesinnungsgenossen, besonders Hengstenberg, verwickelte. Seine eigentliche theologische Stärke aber lag auf dem Gebiet der Kirchengeschichte. Wenige haben es so wie Kahnis verstanden, mit einigen markigen Strichen geschichtliche Persönlichkeiten oder Zeiterscheinungen und Perioden zu charakterisieren und anschaulich vor die Augen zu stellen. Durch die Klarheit seiner Darstellung, die Fülle seines Wissens, das ihm stets zur Verfügung stand, die Lebhaftigkeit seines Geistes, den heiteren Wechsel des Tones, den er anzuschlagen wußte, verbunden mit der Innigkeit seines Gemütes und der Hingabe an seine Schüler, verstand er die Herzen der akademischen Jugend zu gewinnen, seine Zuhörer zu begeistern und an sich zu fesseln. Vor allem aber beruhte die nachhaltige Wirkung, die er auf die Jugend ausübte, auf der Macht eines reichen Innenlebens, das er führte.

Noch einen zweiten schweren Verlust hat binnen Jahresfrist die theologische Fakultät der Universität Leipzig und mit ihr die gesamte theologische Wissenschaft und die ganze evangelische Kirche in dem Heimgang des am 22. Mai 1889 zu Leipzig verstorbenen

Geheimen Kirchenrats, Professors D. Gustav Baur

erlitten. Er gehörte zu den gefeiertsten Kanzelrednern seiner Zeit. Nachdem er seine theologischen Studien auf der Universität seines hessischen Heimatlandes in Gießen vollendet hatte, war er an dieser zwei Jahrzehnte lang als Privatdozent wie als außerordentlicher und ordentlicher Professor thätig. Im Jahre 1861 folgte er einem Rufe nach Hamburg als Hauptpastor an der St. Jakobikirche, wo sich um seine Kanzel eine von Jahr zu Jahr wachsende Gemeinde sammelte. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges 1870 wurde Baur durch die Berufung auf den Lehrstuhl der praktischen Theologie an der Universität Leipzig der akademischen Thätigkeit zurückgegeben. Aber auch in dieser neuen Stellung war es ihm noch achtzehn Jahre hindurch vergönnt, als Universitätsprediger auf der Kanzel eine reich gesegnete Wirksamkeit zu entfalten. Mit tiefem, sittlich religiösem Ernst verband Baur einen sprudelnden Humor, mit inniger, auf positivem Glaubensgrunde ruhender Frömmigkeit eine in der Schule Schleiermachers gelernte und niemals verleugnete Weitherzigkeit, in der er sich von allem kirchlichen Parteiwesen grundsätzlich fernhielt. Auf seine Predigtweise konnte man buch=


Professor D. Gustav Baur.

stäblich das Wort anwenden: „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Einen besonders warmen Freund hat an ihm die Sache des Gustav-Adolf-Vereins verloren, dessen Zentralvorstand er fast zwei Jahrzehnte hindurch als hervorragendes Mitglied angehört hat, und dessen Feste er durch so manche ergreifende Festpredigt zu beleben und zu verherrlichen gewußt hat, so noch im Jahre 1875, die unter persönlicher Teilnahme Kaiser Wilhelms abgehaltene Hauptversammlung zu Potsdam, auf der er in der Hof- und Garnisonkirche daselbst die Hauptpredigt hielt. Sein Andenken wird im Segen fortleben!

Unter den zahlreichen Vertretern der Kunst, die in dem Zeitraum, den unsre Totenschau umfaßt, zum Teil aus der Fülle schaffensfreudigen Wirkens hinweggerafft worden sind, verdient vor allem **Wilhelm Riefstahl** hier genannt zu werden. Kam doch die Kunde von seinem am 11. Oktober 1888 erfolgten Ableben allen seinen Freunden und Verehrern völlig unerwartet. Lange Zeit wollte es dem am 15. August 1827 zu Neustrelitz geborenem Künstler nicht gelingen, einen durchschlagenden Erfolg zu erringen, bis eine im Jahre 1861 unternommene Reise nach dem schweizerischen Kanton Appenzell seiner schöpferischen Thätigkeit die rechten Bahnen wies. Aus den Studien, die er unter dem eigenartigen urwüchsigen Volksstamme machte, den er dort vorfand, erwuchs das stimmungsvolle Bild „Trauerversammlung in einem Hochthal am Sentis“, das seinen


Wilhelm Riefstahl.

Ruf dauernd begründete. Im Passeierthal, das er im Jahre 1862 besuchte, empfing er dann die Anregung zu der „Feldandacht Passeier Hirten“, die seinen Namen in immer weiteren Kreisen bekannt machte. Seine ernste Weltanschauung bewog ihn hauptsächlich, Begräbnisse und Prozessionen zum Gegenstande seiner Darstellung zu wählen. Sein Bild „Allerseelentag“, welches den Besuch der Lebenden bei den Toten darstellt, deren Gräber in nebliger Morgenfrühe mit Kerzenlicht geschmückt werden, gehört zu seinen ergreifendsten Schöpfungen. Ein neuer Aufschwung und eine neue Richtung wurde dem Schaffen Riefstahls durch eine im Jahre 1869 unternommene Reise nach Rom gegeben. Infolge der auf dieser Reise empfangenen Eindrücke fesselten ihn namentlich bedeutungsvolle Baudenkmäler, und eine Reihe von Werken, in denen die Architektur eine hervorragende Rolle spielt, sind auf diese Eindrücke zurückzuführen. Nach der Rückkehr von Rom wurde Riefstahl als Professor an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen. Zwar legte er seine Professur im Jahre 1874 nieder, weil ihn seine Lehrthätigkeit in seinem Schaffen beeinträchtigte. Doch ist er später noch einmal nach Karlsruhe und zwar als Direktor der Kunstschule zurückgekehrt. Freilich nur auf kurze Zeit. Die Last der mit dieser Stellung verbundenen Geschäfte war ihm drückend, und er nahm vom Jahre 1878 an seinen Wohnsitz in München. Gleich groß als Architekturmaler wie als gemütvoller Charakterzeichner nnd Schildner des Volkslebens hat sich Riefstahl unter den deutschen Malern der neueren Zeit einen Ehrenplatz errungen, der ihm für alle Zeiten ein bleibendes Gedächtnis sichert!

Wir greifen um ein weniges über den Zeitraum, den unsre Totenschau umfassen soll, zurück, wenn wir auch im diesjährigen Daheimkalender noch dem schon am 28. Januar 1888 verstorbenen

Professor Oskar Pletsch

einige Worte der Erinnerung widmen, der durch seine Kinderbücher den ersten Anstoß zur künstlerischen Ausstattung der für die Kinderwelt bestimmten Bilderbücher gegeben hat. Seitdem er mit seinem Erstlingswerk auf diesem Gebiete, der „Kinderstube“, das er dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kronprinzen und nachmaligen Kaiser Friedrich für dessen ältesten Sohn, den jetzigen Kaiser Wilhelm II, widmete, vor die Öffentlichkeit getreten war, wurde „Onkel Pletsch“ in allen Kinderstuben eine beliebte Persönlichkeit. Ein „Pletschbuch“ folgte dem andern. Sein „Was willst du werden?“ „Wie es im Hause geht“, „Gute Freundschaft“ wurden überall mit rasch wachsendem Beifalle auf-



Professor Oskar Pletsch.

genommen. War er doch mit allem, was das Kind angeht, in seltenem Maße vertraut, seine ganze Empfindung war von der Eigenart kindlicher Lebensäußerung durchtränkt. Um so schmerzlicher war es ihm, als in der wachsenden Flut von Kinderbüchern, welche jedes Weihnachtsfest vermehrte, bei dem wechselnden Tagesgeschmack die „Pletschbücher" von andern Erzeugnissen verdrängt wurden. Dazu kamen mancherlei äußere Sorgen, die auf seine letzten Lebensjahre einen dunklen Schatten warfen. Immer aber wird Oskar Pletsch einen Ehrenplatz unter den deutschen Künstlern behaupten. Noch lange Zeit wird das Auge von Müttern und Kindern aufleuchten beim Klange seines Namens und hoffentlich noch recht lange das „Pletschbuch" nicht aus der Zahl der Weihnachtsspenden verschwinden.

Auch in den Reihen der Dichter hat der Tod in den beiden letztvergangenen Jahren manche empfindliche Lücke gerissen. Wir gedenken hier nur des am 4. Juli 1888 heimgegangenen nordfriesischen Dichters

Theodor Storm,

der als der Dichter von „Immensee" sich für alle Zeit in der Geschichte der deutschen Litteratur einen Ehrenplatz erworben hat. Neben dieser gelesensten seiner Dichtungen, die seinen Ruhm zuerst begründete, werden die stimmungs- und wirkungsvollsten Novellen „Abseits" und „Unter dem Tannenbaum", „Im Schloß" und „Von jenseits des Meeres", „Späte Rosen" und „Veronika", und was er sonst unserm Volke in stetig ausreifender, bis in das Greisenalter jugendlich frischer Schaffenslust gesagt und gesungen, noch lange in vieler Herzen fortklingen. Mit welcher Feinheit und Herzenskenntnis hat Storm in den beiden letztgenannten Erzählungen die psychologischen Probleme des ehelichen Lebens behandelt, wie verstand er es, das deutsche Heim und das stille Walten der Frau in engen Verhältnissen dichterisch zu verklären! Wie gern läßt man sich in die anmutig verschnörkelte gute alte Zeit zurückführen, wenn es so sinnig geschieht, wie in den „Söhnen des Senators". Wohl herrschte in den meisten Erzählungen Storms ein tief tragischer Zug vor, aber es war nicht ein trostloser Pessimismus, der seine Feder leitete, sondern die sich ihm aufdrängende Thatsache des vorherrschenden Übels in der Welt, die Wahrheit der bitteren rauhen Wirklichkeit. Noch kurz vor seinem Tode hat der 71jährige Dichter in der letzten Erzählung seines Lebens: „Der Schimmelreiter", dem deutschen Volk ein köstliches Vermächtnis hinterlassen. Und neben seinen Novellen sollten auch seine lyrischen Gedichte unvergessen bleiben.



Theodor Storm.

Ein treuer Arbeiter auf dem Gebiete der inneren Mission, in seiner rastlosen Thätigkeit an Männer wie Fliedner und Wichern erinnernd, war der am 29. März 1888 heimgegangene Vorsteher der Rettungsanstalt zu Züllchow bei Stettin,

Gustav Jahn.



Gustav Jahn.

Am 23. Februar 1818 als zweiter Sohn des Ackerbürgers und Weißgerbermeisters Jahn zu Sandershausen in Anhalt-Dessau geboren, wurde er vom Vater für das Gerberhandwerk bestimmt und wenn auch unter vielen Kämpfen fügte sich der von höherem Streben erfüllte Sohn dem väterlichen Willen. Er genoß schon als Dichter des „Hohen-Liedes" einen litterarischen Ruf, als er noch geduldig als Gerbergeselle seine Felle wusch. Doch war es ihm eine Erlösung, als er mit Zustimmung des Vaters das Handwerk aufgeben und sich auf die Ackerwirtschaft beschränken durfte. Nachdem er sechs Jahre als Bürgermeister in seiner Vaterstadt thätig gewesen war, wurde ihm im Sommer 1858 das Vorsteheramt an dem Züllchower Rettungs- und Brüderhause angetragen. Fast 30 Jahre lang hat er hier ununterbrochen im Segen gewirkt und in dieser langen Zeit nicht nur die damals noch kleine Anstalt zu einer bedeutenden Entwickelung gebracht, sondern auch nach vielen Seiten neue Anregungen gegeben. In seiner urkräftigen Persönlichkeit verkörperte sich so recht die deutsche Volksseele in ihrer heiteren Gemütlichkeit und Herzenstiefe, in ihrer durchaus auf das Praktische gerichteten Thätigkeit und Arbeitsfreude, geheiligt durch einen auf die höchsten Ideale der Menschheit gerichteten christlichen Sinn. Gustav Jahn ist durch Wort und Werk ein Laienprediger im besten Sinne des Wortes gewesen, und weit über den Kreis der von ihm geleiteten Anstalt hinaus erstreckte sich seine gesegnete Wirksamkeit. Mehr noch als die vorhin erwähnte dichterische Bearbeitung des Hohenliedes sichern ihm die von ihm herausgegebenen Volksbücher: „Die Geschichte der französischen Revolution", „die Befreiungskriege", „Kamerad Hechel", „Der lahme Fried", die Geschichten des deutschen und französischen Krieges ein bleibendes Andenken.



Gemeinnütziges.

Inhalt:

Deutsches Maß und Gewicht.

1. Längenmaß.

Die Einheit des Längenmaßes ist das Meter (m).

Der hundertste Teil des Meters heißt das Centimeter (cm).

Der tausendste Teil des Meters heißt das Millimeter (mm).

Tausend Meter heißen das Kilometer (km).

Vergleichungen mit den früheren Maßen:

1 m = 1½ früh. preuß. Elle (genauer 1,4994) = 3³/₁₆ preuß. Fuß (3,1862) = 38¼ preuß. Zoll (38,234).
1 cm = 4³/₅ früh. preuß. Linien (genauer 4,5881).
1 km = 3186,2 früh. preuß. Fuß = 265,52 preuß. Ruten = 0,1348 geogr. Meile (ca. 1/7) = 1,1328 preuß. Meile (ca. 1/8).
1 geogr. Meile = 7420,44 m.
1 preuß. Meile = 7532,48 m.
1 „ Rute = 3,7662 m (3¾ m).
1 „ Elle = 66,694 cm (⅔ m).
1 „ Fuß = 31,385 cm (5/16 m).
1 „ Zoll = 2,6154 cm (2³/₅ cm).

2. Flächenmaß.

Die Einheit des Flächenmaßes ist das Quadratmeter (qm).

Hundert Quadratmeter heißen das Ar (a).

Zehntausend Quadratmeter oder hundert Ar heißen das Hektar (ha).

Hundert Hektar heißen das Quadratkilometer (qkm).

Vergleichungen mit den früheren Maßen:

1 a = 7,0499 früh. preuß. □Ruten.
= 224,82 „ „ □Ellen.
= 1015,2 „ „ □Fuß.
1 qm = 2,2482 „ „ □Ellen.
= 10,152 „ „ □Fuß.
1 ha = 3,9166 „ „ Morgen (3¹¹/₁₂ Morgen).
1 früh. preuß. Morgen = 25,532 a.
1 geogr. □Meile = 5506,3 ha.
1 preuß. □Meile = 5673,5 ha.

3. Körpermaß.

Die Einheit des Körpermaßes ist das Kubikmeter (cbm).

Der tausendste Teil des Kubikmeters heißt das Liter (l).

Der zehnte Teil des Kubikmeters oder hundert Liter heißen das Hektoliter (hl).

Vergleichungen mit den früheren Maßen:

1 l = 0,8733 (⅞) früh. preuß. Quart.
1 hl = 87,33 (87⅛) „ „ „
= 1,4556 „ „ Eimer.
= 1,8194 „ „ Scheffel.
50 l (1 Scheffel) = 0,9097 frühere preuß. Scheffel.
1 früh. preuß. Kubikfuß = 30,915 l.
1 „ „ Scheffel = 54,961 l.
1 „ „ Eimer = 68,702 l.
1 „ „ Quart = 1,145 (1⅐) l.
1 „ „ Metze = 3,4351 (3⁷/₁₆) l.
1 cbm = 32,346 Kubikfuß.



4. Gewicht.

Die Einheit des Gewichts ist das Kilogramm (kg).

Der tausendste Teil des Kilogramms heißt das Gramm (g).

Der tausendste Teil des Gramms heißt das Milligramm (mg).

Tausend Kilogramm heißen die Tonne (t).

Vergleichungen mit den früheren Gewichten:

1 kg = 2 früh. Pfd. = 60 früh. Lot = 600 früh. Quentchen.
1 g = 3/5 des früh. Quentchen = 6 früh. Cent = 60 früh. Korn.
1 früh. Lot = 16 2/3 g.
1 früh. Quentchen = 1 2/3 g.
1 früh. Zentner = 50 kg.

Banknoten und Geldwesen.

Umlaufsfähig im gesamten Reichsgebiete

sind außer den Reichskassenscheinen (zu 5, 20, 50 M. vom 10. Jan. 1882) die Noten nachfolgender Banken in Markwährung, zu 100 M. und darüber lautend:

1) Reichsbank in Berlin, sowie Noten der vormaligen preußischen Bank von 500 und 1000 M.
2) Badische Bank in Mannheim.
3) Bank für Süddeutschland in Darmstadt.
4) Bayrische Notenbank in München.
5) Bremer Bank.
6) Breslauer Stadtbank.
7) Chemnitzer Stadtbank.
8) Danziger Privat-Aktienbank.
9) Frankfurter Bank.
10) Hannoversche Bank.
11) Leipziger Kassenverein.
12) Magdeburger Privatbank.
13) Posener Prov.-Aktienbank.
14) Sächsische Bank zu Dresden.
15) Württemberg. Notenbank in Stuttgart.

Noten mit beschränktem Umlaufsgebiet,

welche nur innerhalb des Gebiets des betr. Landes zu Zahlungen verwendet werden dürfen:

1) Braunschweigische Bank zu 100 M. vom 1. Juli 1874 (nur zulässig im Herzogtum Braunschweig).
2) Hannoversche Stadtkassenscheine zu 100 M. (nur zulässig in Preußen).
3) Landständische Bank in Bautzen zu 100 M. vom 1. Jan. 1875 (nur zulässig im Königr. Sachsen).

Diese Noten dürfen außerhalb desjenigen Staates, welcher ihnen die Befugnis zur Notenausgabe erteilt hat, bei einer Geldstrafe von 150 M. zu Zahlungen nicht verwendet werden. Dagegen können sie gegen andere Banknoten, Papiergeld oder Münzen umgetauscht werden.

Außer Kurs gesetztes Papiergeld, welches noch eingelöst wird:

1) Reichskassenscheine von 5, 20, 50 M. v. 11. Juli 1874, werden nur noch bei der königl. preuß. Kontrolle der Staatspapiere in Berlin eingelöst.
2) Preuß. Banknoten zu 100 M. v. 1. Mai 1874, sowie Thalernoten zu 10, 25, 50, 100, 500 Thalern von 1846—67 werden nur noch in der Reichsbank-Hauptkasse in Berlin eingelöst.
3) Lübecker Kommerzbank zu 100 M. v. 1. Jan. 1875, haben nur noch die Kraft einfacher Schuldscheine und werden als solche bis zum 31. Dez. 1889 von der Kommerzbank eingelöst.

Verboten sind im Deutschen Reich:

Dänische 1/2, 1/1 Rigsdaler, 48-, 32-, 16-, 8-, 4-, 3 Schill. in Silber, 2-, 1-, 1/2 Schill. in Kupfer.
Finnische 2- u. 1-Markka-, 50- u. 25-Penniästücke.
Luxemburger Nationalbanknoten. Noten der Internationalen Bank zu Luxemburg.



Niederländische ½-, 1- u. 2-Guldenstücke.
Österr.-ungar. ¼-, 1- u. 2-Guldenstücke.
Polnische ⅙- u. ½-Talarastücke.

Ausgenommen von dem Verbote des Umlaufs sind 1) die Scheidemünzen der Frankenwährung innerhalb der Zollgrenzbezirke einiger bad. Hauptsteuerämter an der Schweizer Grenze und der Stadt Lindau, sowie der württembg. Eisenbahn- u. Bodensee-Dampfschiffahrts-Verwaltung in Friedrichshafen; 2) die Scheidemünzen der österr. Währung innerhalb der Zollgrenzbezirke der bayr. Hauptzollämter an der österr. Grenze, sowie einiger Städte und Ortschaften in den preuß. Regierungsbezirken Oppeln, Liegnitz, Breslau.

Deutscher Wechselstempel.

Die Stempelabgabe beträgt von einer Summe

von 200 M. und weniger			10 Pf.	
von über 200	bis 400 M.		20	"
" 400	" 600	"	30	"
" 600	" 800	"	40	"
" 800	" 1000	"	50	"

und von jedem ferneren angefangenen oder vollen 1000 M. 50 Pf. mehr.

Anweisungen und Akkreditive sind demselben Stempel unterworfen.

Von der Stempelabgabe befreit sind: 1) die vom Ausland auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande zahlbaren Wechsel; 2) die vom Inland auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb zehn Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittiert werden; 3) Platzanweisungen und Checks, wenn sie auf Sicht lauten und ohne Accept bleiben; 4) Akkreditive, durch welche lediglich einer bestimmten Person ein nach Belieben zu benutzender Kredit zur Verfügung gestellt wird.

Verwendung von Wechselstempelmarken. Die den Steuerbetrag darstellenden Marken müssen stets auf die Rückseite des Wechsels geklebt werden; bei inländischen Wechseln an einem Rande, bei ausländischen unmittelbar unter den letzten Vermerk, also vor das erste inländische Indossament. — Jede einzelne Marke ist zu kassieren, indem man das Datum in arabischen Ziffern darauf schreibt, z. B. 18. Juni 1889, 11. Febr. 1889.

Stempelmarken, welche nicht in der vorgeschriebenen Weise verwendet worden sind, werden als nicht verwendet angesehen. Jede Durchkreuzung der Marken ist unstatthaft. Die Entrichtung der Stempelabgaben muß erfolgen, ehe ein inländischer Wechsel vom Aussteller, ein ausländischer vom ersten inländischen Inhaber aus den Händen gegeben wird.

Die Hinterziehung der Stempelabgabe wird mit dem 50fachen Betrage der hinterzogenen Abgabe bestraft.

Postwesen.

Posttarif für den innern Verkehr des Deutschen Reiches.*)

	M.	Pf.
1) **Postkarten**	—	5
2) " mit Antwort	—	10
3) **Briefe** bis 15 Gramm	—	10
" von 15—250 Gr.	—	20
" unfrankiert 10 Pf. mehr.		
4) **Lokal- und Lokallandbriefe**		
bis 250 Gr. frankiert	—	5
unfrankiert	—	10
5) **Bücherzettel**	—	3

*) Im Verkehr mit Österreich-Ungarn kommen für die unter 1—3, 5—7, 16—20 aufgeführten Gegenstände die gleichen Taxen wie im Deutschen Reiche zur Anwendung.



	M.	Pf.
6) **Drucksachen und Büchersendungen** bis 50 Gramm	—	3
über 50—250 Gramm	—	10
„ 250—500 „	—	20
„ 500—1 Kilogramm	—	30
7) **Warenproben** bis 250 Gr.	—	10
8) **Einschreibegebühr** (Rekommandationsgebühr)	—	20
9) **Schreiben mit Zustellungsurkunde**; Zustellungsgebühr außer dem gew. Briefporto	—	20
für Rücksendung des Behändigungsscheines	—	10
10) **Postanweisungen** bis 100 M.	—	20
„ über 100—200 „	—	30
„ „ 200—400 „	—	40
Telegraphische Postanweisungen s. S. 315.		
11) a. **Postaufträge** (Postmandate) bis 800 Mark	—	30
b. Einholung von **Wechselaccepten** im Wege des Postauftrags	—	70
12) **Bestellung** der Postsendungen:		
a. im Postort. Postanweis.	—	5
Geldbriefe bis 1500 M. 5 Pf., über 1500—3000 M. (über 3000 M. müssen vom Adressaten abgeholt werden)	—	10
gewöhnliche Pakete bis 5 Kilo je nach der Größe der Orte 5 Pf., 10 Pf.	—	15
darüber je nach der Größe der Orte 10, 15 Pf.	—	20
b. im Landbestellbezirke. Wertbriefe, Pakete, bis 400 M. Wert, 2½ Kilo Gewicht, Postanweisungen	—	10
für Pakete über 2½ Kilo bis 5 Kilo	—	20
(über 5 Kilo und 400 M. Wert müssen abgeholt werden).		
13) **Bezug von Zeitungen.** Die Bestellung von Zeitungen muß spätestens 2 Tage vor Beginn der Bezugszeit erfolgen, bei späterer Bestellung werden die bereits erschienenen Nummern nur gegen die Gebühr von 10 Pf. nachgeliefert.		
Die Zeitungen können entweder bei der Postanstalt abgeholt oder den Beziehern gegen Bestellgeld ins Haus gebracht werden.		
Zeitungsbestellgeld, vierteljährlich:		
a. bei wöchentl. 1mal. Erscheinen oder seltener	—	15
b. bei wöchentl. 2—3mal. Erscheinen	—	25
c. bei wöchentl. 4—7mal. Erscheinen	—	40
d. bei täglich 2mal. Erscheinen	—	50
e. bei täglich 3mal. Erscheinen	—	75
f. für amtl. Verordnungsblätter	—	15
14) **Überweisungsgebühr** einer Zeitung im Laufe der Bezugszeit auf eine andre deutsche Postanstalt	—	50
nach Österreich-Ungarn, Luxemburg, Dänemark	1	—
nach andern Ländern nur unter Band und gegen Entrichtung des Drucksachen-Portos.		
Rücküberweisung nach dem ursprünglichen Bezugsort kostenfrei.		
15) **Zeitungsbeilagen**, nicht über 2 Bogen stark, auch nicht geheftet, gefalzt oder gebunden, pro Exemplar ¼ Pf., unter Abrundung der Pfennige auf 5 Pf. aufwärts (z. B. würden 4552 Beilagen statt 11 M. 38 Pf. — 11 M. 40 Pf. kosten).		
16) **Laufzettel**	—	20
17) **Eilbestellung** (durch den Vermerk: „durch Eilboten“, „sofort zu bestellen“,		

M. Pf.

oder: „durch Eilboten, jedoch nicht des Nachts zu bestellen“, auszudrücken; Bezeichnungen wie: dringend, eilig, cito, werden nicht berücksichtigt) bei Vorausbezahlung für

a. gewöhnliche und eingeschriebene Briefe, Postkarten, Drucksachen, Warenproben, Nachnahmebriefe, Geldbriefe bis 400 M., Ablieferungsscheine über Geldbriefe mit höherer Wertangabe, Postanweisungen nebst den dazu gehörigen Beträgen, Paketadressen ohne die zugehörigen Pakete im Ortsbestellbezirke außer dem Porto für jede Sendung — 25

b. für Pakete ohne und mit Wertangabe, wenn die Sendungen selbst durch Eilboten bestellt werden, für jedes Paket im Ortsbestellbezirke . . . — 40

c. für die unter a aufgeführten Gegenstände im Landbestellbezirk . — 60

d. für Pakete, wenn solche selbst durch Eilboten bestellt werden sollen, für jedes Paket im Landbestellbezirk . . . — 90

18) **Sendungen mit Wertangabe.**

1. Porto und zwar
   a. für Briefe ohne Unterschied des Gewichts bis 10 geogr. Meilen . . — 20
   unfrankiert . . . . — 30
   b. auf alle weiteren Entfernungen . . . . . — 40
   unfrankiert . . . . — 50
   c. für Pakete das entfallende Paketporto.
2. Versicherungsgebühr, ohne Unterschied der Entfernung für je 300 M. oder einen Teil von 300 M. 5 Pf., mindestens aber . . . — 10

19) **Postnachnahmen** bis 400 M.

1. Porto für Briefe, Postkarten, Warenproben, Drucksachen (Höchstgewicht 250 Gr.) bis 10 geogr. Meilen (1. Zone) . . . — 20
   auf alle weiteren Entfernungen (2.—6. Zone). . — 40
   unfrank. je 10 Pf. mehr.
   für Pakete das entfallende Paketporto.
2. Postnachnahmegebühr, für jede Mark oder jeden Teil einer Mark 2 Pf., mindestens aber . . . . — 10
   Ein bei Berechnung der Gebühr sich ergebender Bruchteil einer Mark wird nötigenfalls auf eine durch 5 teilbare Pfennigsumme aufwärts abgerundet. (So z. B. würden 8 Mark Postnachnahme nicht 16 Pf., sondern 20 Pf. Gebühr machen.)

20) **Paketporto.**

1. bis 5 Kilogramm:
   a. auf Entfernungen bis 10 geogr. Meilen (1. Zone) frankiert . . . . . — 25
   b. auf alle weiteren Entfernungen, frankiert . — 50
2. über 5 Kilogramm:
   a. für die ersten 5 Kilogramm die Sätze unter 1.
   b. für jedes weitere Kilogramm auf Entfernungen innerhalb der

Zone	Entfernung	M.	Pf.
1. Zone	(bis 10 geogr. M.)	—	5
2. „	(10— 20 „ „)	—	10
3. „	(20— 50 „ „)	—	20
4. „	(50—100 „ „)	—	30
5. „	(100—150 „ „)	—	40
6. „	(über 150 „ „)	—	50

Für unfrankierte Pakete bis 5 Kilo wird außerdem ein Portozuschlag von 10 Pf. erhoben.

Ausgeschlossen von der Post-



beförderung sind: Gegenstände, deren Beförderung mit Gefahr verbunden ist, namentlich alle leicht entzündlichen Sachen, ätzende Flüssigkeiten und Gegenstände, die dem schnellen Verderben, der Fäulnis ausgesetzt sind oder stark riechen.

Für **Sperrgut,** welches in irgend einer Ausdehnung $1^1/_2$ m, oder in einer Ausdehnung 1 m, in einer andern $^1/_2$ m überschreitet und dabei weniger als 10 kg wiegt, auch unverhältnismäßig großen Raum oder sorgsame Behandlung erfordert, z. B. Körbe mit Pflanzen, Kartons in Holzgestell, Möbel, Korbgeflechte, Käfige leer oder mit lebenden Tieren, Spiegel, Büsten u. dgl. wird das Porto um die Hälfte der Taxe erhöht.

21) **Dringende Paketsendungen** müssen mit einem farbigen Zettel, welcher die Aufschrift dringend und die kurze Angabe des Inhalts (z. B. Dringend! Blumen! oder Lebende Tiere!) enthält, versehen sein. Taxe: außer dem tarifmäßigen Porto und dem etwaigen Eilbestellgelde (falls auch Eilbestellung verlangt wird) . . 1 M.

22) **Bücherpostsendungen mit Postauftrag** (Kreuzbandsendungen mit Büchern, Musikalien, Zeitschriften, Landkarten und Bildern).

Diesen Sendungen, sofern sie über 250 Gramm wiegen, darf gegen Zahlung der Drucksachentaxe und einer besonderen Gebühr von 10 Pf. ein Postauftrag zur Einziehung der die Sendung betreffenden Rechnung beigefügt werden. Sendungen im Gewichte von weniger als 250 Gr. werden nur dann befördert, wenn sie mit 30 Pf. frankiert sind.

23) **Postlagernde Sendungen** aus Deutschland werden nach 1 Monate, solche vom Auslande nach 2 Monaten an den Aufgabeort zurückgesandt, wenn sie nicht innerhalb dieser Zeit von der Post abgeholt worden sind. Nachnahmesendungen lagern jedoch nur 7 Tage.

24) **Portoermäßigungen für Militärpersonen.**

Die in Reih und Glied stehenden Soldaten und die bei der Marine dienenden Mannschaften bis zum Feldwebel oder Wachtmeister aufwärts genießen für ihre Person innerhalb des Deutschen Reiches folgende Portoermäßigungen:

a. für gewöhnliche Briefe bis 60 Gramm und Postkarten **an** die Soldaten kommt Porto nicht in Ansatz, sofern diese Briefe als „Soldatenbrief, eigene Angelegenheit des Empfängers" bezeichnet sind. Ausgenommen hiervon sind die Stadtpostbriefe, welche das volle Porto zahlen müssen.

b. für die **an** Soldaten gerichteten Postanweisungen bis 15 M. beträgt das Porto 10 Pf. Aufschrift wie unter a.

c. für die **an** Soldaten gerichteten Pakete ohne Wertangabe bis 3 Kilo 20 Pf. Porto ohne Unterschied der Entfernung. Aufschrift wie unter a.

d. Meldungen der Reservisten, Landwehr- und Seewehrmänner bei ihrer vorgesetzten Kompanie bezw. den Bezirksfeldwebeln sind portofrei, wenn sie offen versendet oder unter Siegel der Ortspolizeibehörde verschickt werden.

Alle Sendungen **von** Soldaten, sowie die unter a/c nicht bezeichneten Sendungen genießen keine Portovergünstigungen; auf beurlaubte Militärs und auf Einjährig-Freiwillige finden die Ermäßigungen unter a/c keine Anwendung.

25) **Portoermäßigungen für die Marine.**

Für die durch Vermittelung des Marine-Postbüreaus in Berlin zu befördernden Briefe, Postanweisungen und Zeitungen unter Band an Personen der Schiffsbesatzung solcher deutschen Kriegsschiffe, welche sich außerhalb des Deutschen Reichs befinden, ist zu entrichten:

a. bei Sendungen an Offiziere und die im Offiziersrang stehenden Marinebeamten für den gewöhnlichen Brief bis 60 Gr. 20 Pf. — für Postanweisungen die für inländische Postanweisungen festgesetzte Gebühr — für Zeitungen unter Kreuzband für je 50 Gr. 5 Pf.

b. bei Sendungen an die Mannschaften, vom Obersteuermann abwärts und für Sendungen an die bei der Marine im Dienst stehenden Militärpersonen vom Feldwebel abwärts für den gewöhnlichen Brief bis 60 Gr. 10 Pf. — für Postanweisungen bis 15 Mark 10 Pf., über 15 Mark die gewöhnliche Gebühr wie für inländische Postanweisungen — für Zeitungen unter Kreuzband für je 50 Gr. 5 Pf.

Die Aufschrift der Sendungen muß enthalten: 1) den Grad und die dienstliche Eigenschaft des Empfängers; 2) den Namen des Schiffes, an dessen Bord der Empfänger sich befindet; 3) die Angabe: durch Vermittelung des Hofpostamts in Berlin.

Alle anderen Sendungen, wie Einschreibe-, Wert- und Paketsendungen, sowie gewöhnliche Briefe über 60 Gr. sind von der Beförderung durch das Marine-Postbüreau in Berlin ausgeschlossen. Postanweisungen dürfen auf dem Abschnitt schriftliche Mitteilungen nicht enthalten.

Tabelle

zur Berechnung des Portos für gewöhnliche Pakete und für Geldbriefe nach und von Orten Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Porto für frankierte Pakete							Porto u. Versicherungsgebühr für frankierte Geldbriefe		
Gewicht	Zone 1	2	3	4	5	6	Angegebener Wert	Zone 1	2—6
	Pfennig							Pfennig	
bis 5 Kilogramm . .	25	50	50	50	50	50	bis 300 M.	30	50
über 5— 6 Kilogramm	30	60	70	80	90	100	über 300— 600 „	30	50
„ 6— 7 „	35	70	90	110	130	150	„ 600— 900 „	35	55
„ 7— 8 „	40	80	110	140	170	200	„ 900—1200 „	40	60
„ 8— 9 „	45	90	130	170	210	250	„ 1200—1500 „	45	65
„ 9—10 „	50	100	150	200	250	300	„ 1500—1800 „	50	70
„ 10—11 „	55	110	170	230	290	350	„ 1800—2100 „	55	75
„ 11—12 „	60	120	190	260	330	400	„ 2100—2400 „	60	80
„ 12—13 „	65	130	210	290	370	450	„ 2400—2700 „	65	85
„ 13—14 „	70	140	230	320	410	500	„ 2700—3000 „	70	90
„ 14—15 „	75	150	250	350	450	550	„ 3000—3300 „	75	95
„ 15—16 „	80	160	270	380	490	600	„ 3300—3600 „	80	100
„ 16—17 „	85	170	290	410	530	650	„ 3600—3900 „	85	105
„ 17—18 „	90	180	310	440	570	700	„ 3900—4200 „	90	110
„ 18—19 „	95	190	330	470	610	750	„ 4200—4500 „	95	115
„ 19—20 „	100	200	350	500	650	800	„ 4500—4800 „	100	120
für jedes weitere Kilogramm mehr . . .	5	10	20	30	40	50	für je 300 M. mehr	5	5

Weltpostverein.

Dem Weltpostverein gehören folgende Länder an:

1) sämtliche Staaten Europas;
2) von Asien: Aden, Afghanistan, asiat. Rußland, asiat. Türkei, Balutschistan, Birma, Britisch-Indien, Ceylon, China, Cypern, Hongkong, Japan, Kaschmir, Korea, Labuan, Mascat, Persien, Siam, Straits Settlements (Malakka, Penang, Sin-

gapore), Tibet, französische, niederländische, portugiesische, spanische Kolonien;

3) von Afrika: Algerien, Ägypten mit Nubien u. d. Sudan, Deutsch-Südwest-Afrika (Groß Namaqualand, Damaraland und der südliche Teil des Ovambolands) Kamerun, Kongostaat, Liberia, Madagaskar, Marokko, Togogebiet, Tripolis (nur die Hauptstadt), Tunis, Zanzibar; französische, italienische, portugiesische, spanische Kolonien; von den britischen nur: Mauritius nebst Amiranten, Seychellen, Insel Rodriguez, Goldküste, Gambien, Lagos, Sierra Leone.

4) von Amerika: sämtliche Staaten und Inseln;

5) von Australien: Deutsches Schutzgebiet der Marschall-Inseln, Deutsches Neu-Guinea Schutzgebiet einschließlich Bismarck-Archipel, Hawaii (Sandwichs-Inseln, Samoa-Inseln (Apia), französische, niederländische, spanische Kolonien.

Portosätze:

Briefe, Gewicht unbeschränkt, für je 15 Gr. 20 Pf., unfrankiert das Doppelte. Im Grenzverkehr (30 Kilometer) zwischen Deutschland und Belgien, Dänemark, Niederlande und der Schweiz frank. Briefe 10 Pf., unfrankierte 20 Pf. für je 15 Gr.

Postkarten 10 Pf.

Postkarten mit Antwort nach sämtlichen Ländern des Weltpostvereins zulässig 20 Pf.

Drucksachen 5 Pf. für je 50 Gr. Höchstgewicht 2 Kg.

Warenproben 5 Pf. für je 50 Gr., mindestens aber 10 Pf., Höchstgewicht 250 Gr.

Geschäftspapiere 5 Pf. für je 50 Gr., mindestens aber 20 Pf., Höchstgewicht 2 Kg.

Einschreibsendungen, Einschreibgebühr 20 Pf.

Rückscheine über Zustellung von Einschreibbriefen 20 Pf.

☛ **In betreff des Verkehrs mit Österreich-Ungarn** siehe die Bemerkung beim Posttarif für den innern Verkehr des Deutschen Reiches.

Dem Weltpostverein gehören nicht an:

1) von Afrika: Ascension, Kapland, Betschuanaland und Natal, St. Helena, Transvaal, Oranje-Freistaat.

2) von Australien: West- und Südaustralien, Victoria, Neu Süd-Wales, Queensland und Neu-Seeland, Tasmania (Vandiemensland), die sonstigen britischen Kolonien und unabhängigen Inselgruppen außer Hawaii und dem Schutzgebiet der deutschen Neu-Guinea-Kompagnie.

Portosätze:

Briefe, frankierte 40 Pf. } für je 15 Gr.
„ unfrankierte 80 „ }

Drucksachen bis 2 Kg., 10 Pf. für je 50 Gr.

Warenproben 10 Pf. für je 50 Gr., mindestens aber 20 Pf.

Geschäftspapiere bis 2 Kg., 10 Pf. für je 50 Gr., mindestens aber 40 Pf.

Einschreibsendungen außer dem Porto 20 Pf. Einschreibgebühr.

Postkarten sind unzulässig.

Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland

sind zulässig nach	Meistbetrag der Wertangabe.	Porto	Versicherungsgebühr für je 160 M. nötigenfalls auf eine durch 5 Pf. teilbare Pf.-Summe aufwärts abzurunden.
Ägypten	8000 M.	wie für eingeschriebene Briefe, mithin 20 Pf. für je 15 Gr. u. 20 Pf. Einschreibgebühr.	28 Pf.



Briefe mit Wertangabe nach dem Ausland

sind zulässig nach	Meistbetrag der Wertangabe.	Porto	Versicherungsgebühr für je 160 M. nötigenfalls auf eine durch 5 Pf. teilbare Pf.-Summe aufwärts abzurunden
Belgien	8000 M.	wie für eingeschriebene Briefe, mithin 20 Pf. für je 15 Gr. u. 20 Pf. Einschreibgebühr.	8 Pf.
Bulgarien	"		20 Pf.
Dänemark nebst Island und Farör	unbeschränkt		8 Pf.
Dänische Kolonien in Westindien	"	"	16 Pf.
in Grönland	"	"	28 Pf.
Frankreich mit Algerien und Tunis	8000 M.	"	8 Pf.
Französische Kolonien (Guadeloupe, Martinique, frz. Guyana, Senegambien, Réunion, Pondichery, Cochinchina, Neu-Kaledonien, Annam u. Tonkin)	"	"	28 Pf.
Griechenland (nur nach bestimmten Orten)	unbeschränkt	1 M. 60 Pf.	a) deutsche für je 300 M. 5 Pf., mindestens 10 Pf. b) Seeversicherung 40 Pf. für je 200 M.
Helgoland	unbeschränkt	20 Pf. für je 15 Gr. u. 20 Pf. Einschreibgebühr.	8 Pf.
Italien	8000 M.	"	20 Pf.
Luxemburg	"	"	8 Pf.
Montenegro	Taxen sind bei den Postanstalten zu erfragen.		
Niederland	8000 M.	20 Pf. für je 15 Gr. u. 20 Pf. Einschreibgebühr.	8 Pf.
Norwegen	unbeschränkt	"	20 Pf.
Portugal mit Madeira und Azoren	8000 M.	"	20 Pf.
Portugiesische Kolonien (Santiago [Capverdische Inseln], San Thomé [Guinea-Insel San Thomé], Loanda [Angola])	"	"	28 Pf.
Rußland (ausländ. Lotterielose verboten)	unbeschränkt	"	8 Pf.
Schweden	"	"	20 Pf.
Schweiz	"	"	8 Pf. für je 240 M.
Serbien	8000 M.	"	20 Pf.
Spanien mit Balearen und Canarischen Inseln	"	"	20 Pf.
Türkei durch Vermittelung v. österr. Postanstalten (nur nach bestimmten Orten)	unbeschränkt	1 M. 60 Pf. (unfrankiert 10 Pf. (mehr).	deutsch-österr. 5 Pf. für je 300 M., mindestens jedoch 10 Pf.; Seeversicherung 40 Pf. für je 200 M.
Tunis	8000 M.	20 Pf. für je 15 Gr. u 20 Pf. Einschreibgebühr	über Italien 20 Pf. " Frankreich 28 Pf.



Postanweisungen nach dem Ausland

sind zulässig nach	Höchstbetrag	Porto für je 20 M.	mindestens aber M. Pf.
Ägypten (nach allen Orten Mittel- u. Ober-Ägyptens bis Wadi-Halfa, sowie nach Suakim) . .	500 Frks.	20 Pf.	— 40
Argentinien (nur nach Buenos Aires)	100 Pesos	20 „	— 40
Belgien	500 Frks.	20 „	— 40
Bulgarien (nur nach bestimmten Orten)	500 „	20 „	— 40
Chile (nur nach bestimmten Orten)	100 Pesos	20 „	— 40
Dänemark mit Island u. Farör-Inseln	360 Kr.	10 „	— 40
Dänische Antillen	360 „	20 „	— 40
Frankreich mit Algerien, sowie Tanger (Marokko)	500 Frks.	20 „	— 40
Großbritannien und Irland	210 M.	20 „	— 40
Hawaii (Sandwichs-Inseln), von San Francisco ab wird eine weitere Gebühr von 3/4 % des Betrags vom Empfänger eingezogen.	50 Doll.	20 „	— 40
Helgoland	400 M.	10 „	— 40
Japan (nur nach Yokohama, Tokio u. einigen and. Orten zulässig)	500 Frks.	20 „	— 40
Italien (auch nach Susa, La Goletta, Tripolis zulässig) . . .	500 „	20 „	— 40
Kanada mit Britisch Kolumbien, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz-Edward-Inseln	100 Doll.	20 „	— 40
Luxemburg	400 Mk. wie im deutschen Verkehr.		
Niederland	250 Fl. holl.	20 „	— 40
Niederländische Besitzungen in Ostindien	250 „ „	20 „	— 40
Norwegen	360 Kr.	20 „	— 40
Österreich-Ungarn	400 M.	10 „	— 40
Ostindien (brit. Vorder-Indien, einschl. der nicht britischen Besitzungen und Birmas, dagegen mit Ausschluß von Ceylon) . .	20 Pf. St.	20 „	— 40
Portugal (mit Madeira und den Azoren, nur nach bestimmten Orten)	90 Milreïs	20 „	— 40
Rumänien (nur nach bestimmten Orten)	500 Frks.	20 „	— 40
Salvador (nur nach San Salvador)	100 Pesos	20 „	— 40
Schweden	360 Kr.	20 „	— 40
Schweiz	500 Frks.	20 „	— 40
Türkei (Konstantinopel) . . .	400 M.	10 „	— 40
„ (Adrianopel, Beirut, Philippopel, Salonichi, Smyrna) .	500 Frks.	20 „	— 40



Postanweisungen nach dem Ausland

sind zulässig nach	Höchstbetrag	Porto für je 20 M.	mindestens aber M. Pf.
Tunis (nur nach bestimmten Orten)	500 Frks.	20 Pf.	— 40
Vereinigte Staaten v. Nordamerika	100 Doll.	20 "	— 40

Ferner bis 10 £ nach einigen britischen Besitzungen resp. britischen Postanstalten in Europa (Gibraltar, Malta) Asien, Afrika, Amerika, Australien.

Postaufträge nach dem Ausland

sind zulässig nach

Ägypten . . .	bis	1000 Frks.
Belgien	"	1000 "
Frankreich (mit Algerien) . .	"	1000 "
Helgoland . . .	"	800 M.
Italien	"	1000 Frks.
Luxemburg . .	"	800 M.
Niederland . .	"	150 Fl.
Norwegen (nur nach größeren Orten) .	bis	730 Kronen
Österreich-Ungarn	"	400 Fl.
Portugal . . .	"	180 Milreis
Rumänien . . .	"	1000 Frks.
San Salvador (nur Hauptstadt) . . .	"	200 Pesos
Schweiz	"	1000 Frks.
Tunis	"	1000 "

Porto wie für Einschreibebriefe von entsprechendem Gewicht, ausgenommen Frankreich mit Algerien und Tunis, wohin nur 20 Pf. ohne Rücksicht auf das Gewicht berechnet werden.

Postpakettarif nach dem europäischen Ausland

für Pakete bis 3 Kilo resp. 5 Kilo, worauf Nachnahmen zulässig sind. Nachnahmegebühr 2 Pf. pro Mark — nötigenfalls unter Abrundung auf 5 Pf. aufwärts — mindestens jedoch 10 Pf.

Belgien (bis 5 Kilo)	—	M.	80	Pf.
Bulgarien (bis 3 Kilo)	1	"	80	"
Corsika, Hafenorte (bis 3 Kilo)	1	"	—	"
" andere Orte (bis 3 Kilo)	1	"	20	"
Dänemark mit Faröer und Island (bis 5 Kilo) . . .	—	"	80	"
Frankreich (bis 3 Kilo)	—	"	80	"
Gibraltar (bis 1 Kilo)	1	"	80	"
" (über 1—3 Kilo)	2	"	80	"
Griechenland (bis 5 Kilo)	1	"	60	"
Großbritannien und Irland				
bis 1 Kilo } über Ostende 1 M. 30 Pf. } über Hamburg	1	"	—	"
über 1—3 Kilo } über Ostende 1 " 70 " } oder Bremen	1	"	50	"
Helgoland (bis 5 Kilo)	—	"	75	"
Italien (bis 3 Kilo)	1	"	40	"
Luxemburg (bis 5 Kilo)	—	"	70	"
Malta (bis 3 Kilo)	2	"	—	"
Montenegro (bis 5 Kilo)	1	"	40	"
Niederland (bis 5 Kilo)	—	"	80	"
Norwegen (bis 3 Kilo), Hauptweg üb. Dänemark u. Schweden	1	"	60	"
(bis 5 Kilo über Frederikshavn)	1	"	40	"
(bis 5 Kilo über Hamburg)	1	"	—	"
Portugal (bis 3 Kilo)	1	"	80	"
Rumänien (bis 3 Kilo)	1	"	40	"



Schweden (bis 3 Kilo)	1 M.	60 Pf.
Schweiz (bis 5 Kilo)	— „	80 „
Serbien (bis 3 Kilo)	1 „	40 „
Spanien (bis 3 Kilo)	1 „	40 „
Türkei (Konstantinopel, bis 5 Kilo)	über Triest . . .	2 „	— „
„ (Hafenorte, bis 5 Kilo)	über Triest . . .	2 „	— „
„ (Orte im Innern, bis 5 Kilo)	über Triest . . .	2 „	20 „

Postgarantie.

Die Postverwaltung leistet dem Absender in folgenden Fällen Schadenersatz:

1) für verloren gegangene Einschreibsendungen und Postauftragsbriefe 42 M.
2) für verlorene oder beschädigte Geldbriefe und Wertpakete den angegebenen (versicherten) Wertbetrag;
3) für gewöhnliche Pakete im Falle eines Verlustes oder einer Beschädigung den wirklich erlittenen Schaden, jedoch höchstens 3 M. pro halbes Kilogramm;
4) für die auf Postanweisungen eingezahlten Geldbeträge wird volle Garantie geleistet;
5) für einen durch verzögerte Beförderung oder Bestellung von Sendungen unter 2, 3, entstandenen Schaden leistet die Post Ersatz, wenn die Sache infolge der Verzögerung verdorben ist oder ihren Wert bleibend ganz oder teilweise verloren hat.

Außerdem wird in obigen Fällen das etwa bezahlte Porto erstattet.

Die Ersatzansprüche sind innerhalb sechs Monaten bei derjenigen Postanstalt anzubringen, bei welcher die Sendung aufgegeben wurde. Für gewöhnliche Briefpostsendungen wird weder im Falle eines Verlustes oder einer Beschädigung, noch im Falle verzögerter Beförderung oder Bestellung Ersatz geleistet.

Im Weltpostverein zahlt diejenige Postverwaltung, auf deren Gebiet eine Einschreibsendung verloren gegangen ist, 50 Frcs. (40 M.). Eine Ersatzpflicht für in Verlust geratene Einschreibsendungen lehnen jedoch ab: Vereinigte Staaten von Amerika, Kanada, Mexiko, San Salvador, Peru, die Argentinische Republik, Brasilien, Ecuador, Guatemala, Republik Honduras, Paraguay, San Domingo, Uruguay. Für den Verlust oder die Beschädigung von Postpaketen ohne Wertangabe wird im Weltpostverkehr ein dem wirklichen Betrage des Verlustes entsprechender Ersatz, höchstens jedoch 12 M. für ein Paket bis 3 Ko. und 20 M. für ein Paket bis 5 Ko. geleistet.

Telegraphenwesen.

Für alle Sprachen gültige Abkürzungen bei besonderen Arten von Telegrammen:

(D) = dringendes Telegramm.
(RP) = Antwort bezahlt.
(RPD) = dringende Antwort bezahlt.
(CR) = Empfangsanzeige.
(FS) = nachzusenden.
(TC) = verglichenes Telegramm.
(PP) = Post bezahlt.
(PR) = Post eingeschrieben.
(XP) = Eilbote bezahlt.
(RO) = offen zu bestellendes Telegramm.

Diese Zeichen sind in Klammern unmittelbar vor die Telegrammadresse zu setzen und werden für je ein Wort gezählt.

Wortzählung. Die größte Länge eines Wortes ist für Telegramme innerhalb Europas, sowie für die Korrespondenz mit Algerien, Tunis, dem kaukasischen Rußland und der asiatischen Türkei auf 15, für die übrige außer-



europäische Korrespondenz auf 10 Morse-Alphabet-Buchstaben festgesetzt. Der Überschuß, immer bis zu 15, beziehungsweise 10 Buchstaben, zählt für je ein Wort. Die durch Bindestrich verbundenen oder durch Apostroph getrennten Wörter werden für ebenso viele einzelne Wörter gezählt. — Die Namen der Bestimmungsanstalt und des Bestimmungslandes werden ohne Rücksicht auf die Zahl der gebrauchten Buchstaben in der Adresse nur als je ein Taxwort gezählt, sobald die Bezeichnung nach dem amtlichen Verzeichnisse gemacht ist, z. B. Reußgreiz, Frankfurtmain. Die Eigennamen von Städten und Personen, die Namen von Ortschaften, Plätzen, Straßen 2c., ebenso die ganz in Buchstaben geschriebenen Zahlen werden nach der Zahl der zum Ausdruck derselben vom Aufgeber gebrauchten Wörter gezählt. — Sprachwidrige Wortzusammensetzungen sind unzulässig. — Je fünf Zahlen- oder Buchstabengruppen werden für ein Wort gerechnet; im außereuropäischen Verkehr je drei. — Jedes einzeln stehende Schriftzeichen, Buchstabe oder Ziffer, sowie jedes Unterstreichungszeichen wird für ein Wort gezählt. — Punkte, Kommata, Buchstaben und Bruchstriche, welche zur Bildung von Zahlen gebraucht, werden für je eine Ziffer gezählt. — Dagegen werden Interpunktionszeichen, Bindestriche, Apostrophe, Anführungszeichen, Klammern und das Zeichen für einen neuen Absatz nicht mit berechnet.

Gebühr. Die Telegrammgebühr wird lediglich für das Wort erhoben und beträgt innerhalb Deutschlands und Luxemburgs 6 Pf., mindestens aber 60 Pfennig für ein gewöhnliches Telegramm. Bei Berechnung der Gebühren sich ergebender durch 5 nicht teilbarer Pfennigbetrag wird aufwärts abgerundet. Für die Stadttelegramme pro Wort 3 Pf., mindestens aber 30 Pf. für jedes Telegramm.

Für das dringende Telegramm (D) kommt die dreifache Taxe eines gewöhnlichen Telegramms zur Erhebung. Dringende Telegramme haben bei der Beförderung den Vorrang vor den übrigen Privattelegrammen.

Die Vorausbezahlung der Antwort (RP) ist bis zu der Gebühr eines beliebigen (also auch eines dringenden) Telegramms von 30 Taxworten für denselben Weg gestattet. Will der Aufgeber eines Telegramms eine dringende Antwort vorausbezahlen, so hat er vor der Adresse den Vermerk (RPD) niederzuschreiben. Der Vermerk ohne nähere Angabe gilt für die Vorausbezahlung von 10 Wörtern. Wird eine andere Wortzahl verlangt, so ist sie im Vermerk anzugeben, z. B. (RP_{15}), (RPD_{20}). Der Empfänger erhält eine Anweisung, welche ihn bei dem Ankunftsamte innerhalb 6 Wochen zur Aufgabe eines Telegramms zum Gebührenbetrage der vorausbezahlten Antwort an eine beliebige Bestimmung berechtigt.

Empfangsanzeige (CR). Gebühr wie beim gewöhnlichen Telegramm von 10 Worten (60 Pf.). Durch die Empfangsanzeige wird dem Aufgeber eines Telegramms die Zeit, zu welcher sein Telegramm seinem Korrespondenten zugestellt worden ist, unmittelbar nach der Bestellung telegraphisch mitgeteilt.

Verglichene Telegramme (TC) werden von jedem bei der Abtelegraphierung derselben mitwirkenden Amt vollständig wiederholt (verglichen). Die Gebühr beträgt ein Viertel der für das Telegramm selbst erhobenen Gebühr.

Weiterbeförderung von Telegrammen durch Post- oder Eilboten. Die Zustellung von Telegrammen an Empfänger außerhalb des Ortsbestellbezirks der Bestimmungs-Telegraphenanstalt durch besondere Boten kann vom Aufgeber durch Entrichtung einer festen Gebühr von 60 Pf. für das Telegramm vorausbezahlt werden.

Ist der Botenlohn vom Absender nicht im voraus bezahlt, so hat der



Empfänger die wirklich erwachsenden Botenlöhne zu zahlen.

Telegramme, welche mit der Post weiter zu befördern oder postlagernd niederzulegen sind, werden von der Ankunftsanstalt zur Post gegeben und zwar die gegen Empfangsbescheinigung zu bestellenden Telegramme als eingeschriebene, die übrigen Telegramme als gewöhnliche Briefe.

Unbestellbare Telegramme. Von der Unbestellbarkeit eines Telegramms wird der Aufgabestelle telegraphisch Meldung gemacht. Diese übermittelt die Unbestellbarkeitsmeldung dem Aufgeber gegen Bezahlung einer Gebühr von 30 Pf. Der Aufgeber kann die Adresse des unbestellbar gemeldeten Telegramms nur durch ein bezahltes Telegramm vervollständigen oder berichtigen.

Quittung über die für ein Telegramm erhobenen Gebühren wird nur auf Verlangen und gegen Entrichtung von 20 Pf. erteilt.

Telegrammbestellung im Orte des Telegraphenamts erfolgt unentgeltlich. Für jedes Telegramm, welches seitens des Aufgebers einem Telegraphenboten oder Landbriefträger zur Beförderung an das Telegraphenamt mitgegeben wird, kommt im deutschen Reichspostgebiet eine Zuschlagsgebühr von 10 Pf. zur Erhebung.

Weglassung der Unterschrift eines Telegramms ist gestattet.

Gewährleistung und Beschwerden. Sämtliche Telegraphenverwaltungen leisten für richtige Überkunft bzw. Zustellung der Telegramme innerhalb bestimmter Frist keinerlei Gewähr und haben Nachteile, welche durch Verlust, Verstümmelung oder Verspätung der Telegramme entstehen, nicht zu vertreten.

Es wird jedoch die Gebühr erstattet:

1) für Telegramme, welche durch Schuld der Telegraphenverwaltung gar nicht oder nicht früher als bei gleichzeitiger Absendung durch die Post in die Hände der Empfänger gelangt sind oder wenn die Verzögerung im europäischen Verkehr 2 × 24 Stunden, im außereuropäischen Verkehr 6 × 24 Stunden beträgt;
2) für jedes verglichene Telegramm, welches infolge wesentlicher Verstümmelung erweislich seinen Zweck nicht hat erfüllen können.

Der Anspruch auf Rückerstattung der Gebühr erlischt bei Telegrammen innerhalb Europas nach 2 Monaten und bei Telegrammen nach außereuropäischen Ländern nach 6 Monaten vom Tage der Aufgabe an gerechnet.

Die Beschwerden oder Rückforderungen sind bei der Aufgabe-Postanstalt einzureichen.

Telegraphische Postanweisungen sind im innern deutschen Verkehr bis zu 400 M. zulässig. Die Einzahlung erfolgt mittels eines gewöhnlichen Postanweisungsformulars, welches am Kopf den Vermerk: „mittels Telegraph" tragen muß, bei den Postanstalten und nach Dienstschluß der letztern bei den Telegraphenanstalten.

Gebühr: a) das gewöhnliche Postanweisungsporto; b) die Kosten des Telegramms; c) das Eilbestellgeld (25 Pf.) für die Bestellung der telegr. Postanweisung am Bestimmungsort.

Bei telegr. Postanweisungen, welche an Orten ohne Telegraphenanstalt zur Post gegeben werden, wird das Überweisungstelegramm von der Annahmeanstalt mit der nächsten Postgelegenheit der am schnellsten zu erreichenden Telegraphenanstalt als Einschreibsendung portopflichtig zugeführt.

Ist eine telegraphische Postanweisung nach einem mit einer Telegraphenanstalt nicht versehenen Orte gerichtet, so erfolgt die Weiterbeförderung des betreffenden Überweisungstelegramms von der letzten Telegraphenanstalt bis zur Bestimmungsanstalt ebenfalls mit der nächsten Postgelegenheit als portopflichtige Einschreibsendung.

Telegraphische Postanweisungen sind ferner zulässig nach Ägypten (nur nach Alexandrien, Kairo, Ismaila, Port-Said und Suez), Belgien, Bulgarien, Dänemark (mit Ausschluß von Island und Faröer), Frankreich mit Algerien und Tunis, Helgoland, Italien, Japan (nur nach Tokio und Yokohama), Luxemburg, Niederland, Norwegen (nur nach größeren Orten), Österreich-Ungarn (nur nach den wichtigeren Orten), Portugal (nur nach Lissabon und Oporto), Salvador und der Schweiz. Der Aufgeber hat die gewöhnliche Postanweisungsgebühr und die Gebühr für das Telegramm zu entrichten.

Gebührentarif für Telegramme im europäischen Verkehr.

(Für den billigsten und gebräuchlichsten Weg berechnet.) Die Zulässigkeit der **dringenden** Telegramme ist durch den Vermerk (D) hinter den Ländernamen angedeutet.

Für Telegramme nach:	Worttaxe. Pf.	Für Telegramme nach:	Worttaxe. Pf.
Deutschland (inn. Verkehr) (D)	6	Malta	40
Belgien (D)	10	Montenegro	20
Bosnien u. Herzegowina (D)	20	Niederland (D)	10
Bulgarien	25	Norwegen (D)	20
Dänemark (D)	10	Österreich-Ungarn und Liechtenstein (D)	10
Frankreich (D)	15	Portugal (D)	25
Gibraltar	25	Rumänien (D)	20
Griechenland (D) (Festland und den Inseln Poros und Euböa)	40	Rußland, europäisches und kaukasisches (D)	25
nach den übrigen Inseln	45	Schweden (D)	20
Großbritannien und Irland	15	Schweiz	10
Helgoland (D)	15	Serbien	20
Italien (D)	20	Spanien (D)	25
Luxemburg (D)	6	Türkei (D)	45

Eisenbahnwesen.

Auszug aus dem Betriebsreglement des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen, enthaltend die Bestimmungen über Beförderung von Personen.

Die bei einzelnen Paragraphen mit lateinischen Buchstaben gedruckten Bemerkungen sind allgemeine Zusatzbestimmungen für die Preußischen Staatseisenbahnen.

1. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. **Pflichten des Dienstpersonals.** Das bei den Eisenbahnen angestellte Dienstpersonal ist zu einem bescheidenen und höflichen, aber entschiedenen Benehmen gegen das Publikum, sowie ferner verpflichtet, sich innerhalb der ihm angewiesenen Dienstgrenzen gefällig zu bezeigen.

Dasselbe hat die ordnungsmäßigen Dienstleistungen unentgeltlich zu verrichten; es ist ihm strenge untersagt, für solche vom Publikum ein Geschenk anzunehmen.

§ 2. **Rechte des Dienstpersonals.** Den dienstlichen Anordnungen des in Uniform befindlichen, mit Dienstabzeichen oder mit einer Legitimation versehenen Dienstpersonals ist das Publikum Folge zu leisten verbunden.

§ 3. **Entscheidung von Streitigkeiten.** Streitigkeiten zwischen dem Publikum und dem Dienstpersonal entscheidet auf den Stationen der Stationsvorstand, während der Fahrt der Zugführer.

§ 4. **Beschwerdeführung.** Beschwerden können bei den Dienstvorgesetzten mündlich oder schriftlich angebracht, auch in das auf jeder Station befindliche Beschwerdebuch eingetragen werden.

Die Verwaltung hat baldmöglichst auf alle Beschwerden zu antworten, welche unter Angabe des Namens und des Wohnortes des Beschwerdeführenden erfolgen. Beschwerden über einen Dienstthuenden müssen dessen thunlich genaue Bezeichnung nach dem Namen oder



der Nummer oder einem Uniformmerkmale enthalten.

§ 5. Betreten der Bahnhöfe und der Bahn. Das Betreten der Bahnhöfe und der Bahn außerhalb der bestimmungsmäßig dem Publikum für immer oder zeitweilig geöffneten Räume ist jedermann, mit Ausnahme der dazu nach den Bestimmungen des Bahnpolizeireglements befugten Personen, untersagt.

§ 6. Beschränkung der Verpflichtung zum Transporte. Zahlungsmittel. Die Beförderung von Personen, Tieren und Sachen kann verweigert werden, wenn außergewöhnliche Hindernisse oder höhere Gewalt entgegenstehen, oder die regelmäßigen Transportmittel nicht ausreichen.

Als Zahlungsmittel ist überall das auf den Nachbarbahnen gesetzlichen Kurs besitzende Gold- und Silbergeld, mit Ausschluß der Scheidemünze, zu dem von der Eisenbahnverwaltung festgesetzten und bei jeder Expedition durch Anschlag veröffentlichten Kurse anzunehmen, insoweit der Annahme ein gesetzliches Verbot nicht entgegensteht.

2. Beförderung von Personen.

§ 7. Abfahrtszeit. Für den Abgang der Züge sind die auf den Bahnhöfen befindlichen Stationsuhren maßgebend.

§ 8. Fahrpreise. Die Fahrpreise bestimmt der auf allen Stationen ausgehängte Tarif.

Für Kinder unter 10 Jahren bestehen folgende Fahrpreis-Ermässigungen:

1. **Kinder unter 4 Jahren werden frei befördert, wenn für dieselben ein besonderer Platz nicht beansprucht wird.**
2. **Ein Kind im Alter von 4 bis 10 Jahren wird in allen Wagenklassen und bei allen Zuggattungen zur Hälfte des Fahrpreises für Erwachsene befördert. Die Fahrpreise für Kinder-Fahrkarten werden, wenn der Fahrpreis für Erwachsene 10 oder 30 Pf. beträgt oder auf 5 Pf. ausläuft, auf volle fünf Pfennig, in allen übrigen Fällen auf volle zehn Pfennig aufgerundet.**
3. **Zwei Kinder im Alter von 4 bis 10 Jahren werden in allen Wagenklassen und Zuggattungen auf eine einfache Fahrkarte der betreffenden Klasse befördert.**
4. **Diese Bestimmungen finden auch auf Rückfahrkarten und Rundreisekarten, sowie auf in Buchform hergestellte Fahrkarten Anwendung.**

§ 9. Fahrkartenverkauf. Zurücknahme gelöster Fahrkarten. Der Verkauf der Fahrkarten kann auf Stationen von geringerem Verkehr nur innerhalb der letzten halben Stunde, auf Stationen mit größerem Verkehr aber innerhalb einer Stunde vor Abgang desjenigen Zuges, mit welchem der Reisende befördert sein will, wenn jedoch zwischen zwei nach derselben Richtung abgehenden Zügen eine noch kürzere Zwischenzeit liegt, nur innerhalb dieser Frist verlangt werden. Diejenigen, welche bis 5 Minuten vor Abgang des Zuges noch keine Fahrkarte gelöst, haben auf Verabfolgung einer solchen keinen Anspruch.

Das zu entrichtende Fahrgeld ist abgezählt bereit zu halten, damit Aufenthalt durch Geldwechseln vermieden werde.

Die Fahrkarten geben Anspruch auf die entsprechende Wagenklasse, soweit in dieser Plätze vorhanden sind resp. beim Wechseln der Wagen vorhanden bleiben. Wenn einem Reisenden der seinem Billet entsprechende Platz nicht angewiesen und ihm auch zeitweilig ein Platz in einer höheren Klasse nicht eingeräumt werden kann, so steht es ihm frei, die Fahrkarte gegen eine solche der niedrigeren Klasse, in welcher noch Plätze vorhanden sind, und gegen Erstattung des Unterschiedes umzuwechseln, oder die Fahrt zu unterlassen und das bezahlte Fahrgeld zurückzuverlangen.

Jedenfalls haben die mit durchgehenden Fahrkarten ankommenden Reisenden den Vorzug vor den neu Hinzutretenden.

Auf der Abgangsstation ist bis spätestens 20 Minuten vor Abgang des betreffenden Zuges die Bestellung ganzer Kupees oder Wagenabteilungen der ersten zwei Wagenklassen gegen Bezahlung höchstens so vieler Fahrkarten der betreffenden Klasse, als das Kupee Plätze enthält, zulässig. Auf Zwischenstationen können ganze Kupees nur dann beansprucht werden, wenn solche unbesetzt in dem ankommenden Zuge vorhanden sind.

Für den Fall, daß ein Reisender ein besonderes Kupee bezahlt, wird demselben darüber ein Schein ausgestellt. Dem Reisenden steht kein Anspruch darauf zu, mehr Personen in das Kupee aufzunehmen, als Fahrkarten bezahlt sind.

Wenn auf der Abgangsstation direkte Fahrkarten bis zur Endstation der Reise nicht verabfolgt werden können, so können im Staatsbahnverkehr die für die Weiterreise erforderlichen Fahrkarten und Gepäckscheine auf der Abgangsstation bei derjenigen Station, auf welcher die neue Abfertigung erfolgen muss, gegen eine Gebühr von 50 Pf. telegraphisch vorausbestellt werden. Wird eine neue Abfertigung mehrmals erforderlich, so können die Depeschen gegen Zahlung von je 50 Pf. sämtlich schon am Abgangsorte aufgegeben werden.

§ 10. Fahrkarten und Gültigkeit derselben. Fahrpreisermäßigung für Kinder. Den Reisenden ist gestattet, während der Fahrt auf einer Zwischenstation auszusteigen, um mit einem am nämlichen oder am nächstfolgenden Tage nach der Bestimmungsstation abgehenden, zu keinem höheren Tarifsatze fahrenden Zuge dahin weiter zu reisen. Solche Reisende haben jedoch auf der betr. Zwischenstation sofort nach dem Verlassen des Zuges dem Stationsvorstand ihre Fahrkarte vorzulegen und dieselbe mit dem Vermerke der verlängerten Gültigkeit versehen zu lassen.

Eine Verlängerung der für Rückfahr- und Rundreisekarten festgesetzten Frist wird hierdurch nicht herbeigeführt.

Kinder unter 10 Jahren werden zu ermäßigten Fahrpreisen befördert.

Finden Zweifel über das Alter der Kinder statt, so entscheidet der Ausspruch des bei der Revision anwesenden obersten Beamten.

Für Kinder, die noch getragen werden müssen und ihre Stelle auf ihrer Angehörigen Plätzen mitfinden, erfolgt keine Zahlung. (Siehe auch § 8.)

Eine Rückfahrkarte oder ein Rundreiseheft, womit eine Fahrpreis-Ermäfsigung verbunden ist, ist zur Rückfahrt oder zur Weiterreise nur für diejenige Person gültig, welche mit der Rückfahrkarte, bezw. dem Rundreisehefte die Reise begonnen hat.

Rückfahrkarten, auf denen eine längere als dreitägige Gültigkeitsdauer vermerkt ist, sind der Billetexpedition derjenigen Station, auf welcher die Rückreise angetreten wird, zur Abstempelung vorzulegen. Dreitägige Rückfahrten, welche eine längere Gültigkeit nur durch zwischenliegende Festtage erhalten, bedürfen der Abstempelung zur Rückfahrt nicht.

Bei Benutzung einer einfachen Fahrkarte ist eine einmalige, bei Benutzung von Rückfahrkarten je eine einmalige Unterbrechung der Fahrt auf der Hin- und Rückreise gestattet.

Benutzung von Güter-Zügen. In besonders dringenden Notfällen kann durch den Stationsvorsteher ausnahmsweise einzelnen Personen die Mitfahrt mit den Güterzügen im Packwagen oder im Dienstraum des Packmeisters gegen Lösung einer Personenfahrkarte I. Klasse und Zahlung eines festen Zuschlags von 3 Mark gestattet werden.

§ 11. Umtausch gelöster Fahrkarten. Ein Umtausch gelöster Fahrkarten gegen Fahrkarten höherer Klassen ist den Reisenden bis 10 Minuten vor Abgang des Zuges gegen Nachzahlung des Preisunterschiedes unverwehrt, soweit noch Plätze in den höheren Klassen vorhanden sind. Unterwegs auf Zwischenstationen kann ein Übergehen auf Plätze einer höheren Klasse nur gegen Zukauf einer Fahrkarte auf die Bestimmungsstelle, durch dessen Preis, einschließlich desjenigen für die bereits gelöste Fahrkarte, der Fahrpreis für die höhere Klasse mindestens gedeckt wird, beansprucht werden.

Der Umtausch einer schon gelösten Fahrkarte höherer Klasse gegen eine solche niedrigerer Klasse ist nur in dem im § 9 gedachten Falle zulässig.

Der Übergang in eine höhere Wagenklasse oder auf einen Zug mit höheren Fahrpreisen ist sowohl auf der Abgangsstation, wie auf Unterwegsstationen auch für eine Teilstrecke gegen Lösung einer entsprechenden Zuschlagskarte gestattet. Für die Lösung von Zuschlagskarten beim Übergang in höhere Wagenklassen oder von einem Personenzuge in einen Schnellzug ist die nachfolgende Übersicht mafsgebend:

Fahrkarte, mit welcher der Reisende versehen ist.	Wagenklasse, in die er übergehen will.	Nachzulösen ist für eine erwachsene Person oder 2 Kinder im Alter von 4—10 Jahren.	Nachzulösen ist für ein Kind im Alter von 4—10 Jahren.
IV. Kl.	III. Kl. Prs.-Z.	1 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.
	II. " "	1 " III. " Prs.-Z.	1/2 " III. " Prs.-Z.
	III. Kl. Sch.-Z.	1 1/2 " IV. "	1 " IV. "
	II. " "	1 " III. " Sch.-Z.	1/2 " III. " Sch.-Z.
III. Kl. Prs.-Z.	II. Kl. Prs.-Z.	1 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.
	I. " "	1 " III. " Prs.-Z.	1/2 " III. " Prs.-Z.
	III. Kl. Sch.-Z.	1/2 " IV. "	1/2 " IV. "
	II. " "	1 1/2 " IV. "	1 " IV. "
	I. " "	1 " II. " Prs.-Z.	1/2 " II. " Prs.-Z.
III. Kl. Sch.-Z.	II. Kl. Prs.-Z.	1 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.
	I. " "	1 " III. " Prs.-Z.	1/2 " III. " Prs.-Z.
	II. " Sch.-Z.	1 " IV. "	1/2 " IV. "
	I. " "	1 " III. " Sch.-Z.	1/2 " III. " Sch.-Z.
II. Kl. Prs.- od. Sch.-Z.	I. Kl. Prs.-Z.	1 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.
	I. " Sch.-Z.	1 1/2 " IV. "	1 " IV. "
II. Kl. Prs.-Z.	II. Kl. Sch.-Z.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.
I. Kl. Prs.-Z.	I. Kl. Sch.-Z.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.	1/2 Fahrkarte IV. Kl.

Diese Bestimmungen gelten sowohl für einfache wie für Rückfahr-, Rundreise- und Sommerkarten. Dieselben sind hierbei als Schnellzugkarten anzusehen. Bei dem Übergange aus einem Personenzuge in die niedrigere Klasse eines Schnell- oder Kurierzuges bedarf es einer Zuschlagkarte nicht. Auf Militärfahrkarten finden diese Vorschriften keine Anwendung.

Wird vor der Benutzung einer Fahr-



karte ein Irrtum bei der Anforderung oder Ausgabe derselben festgestellt, so ist der Umtausch der gelösten aber noch nicht durchlochten Karte gegen eine andere Fahrkarte bis zum Schalterschlufs gestattet.

§ 12. Anweisung der Plätze. Einzelne bestimmte Plätze werden nicht verkauft und können im voraus nicht belegt werden.

§ 13. Ausschluß belästigender Personen von der Fahrt. Personen, welche wegen einer sichtlichen Krankheit oder aus anderen Gründen durch ihre Nachbarschaft den Mitreisenden augenscheinlich lästig werden würden, können von der Mit- und Weiterreise ausgeschlossen werden, wenn sie nicht ein besonderes Kupee bezahlen. Etwa bezahltes Fahrgeld wird ihnen zurückgegeben, wenn ihnen die Mitreise nicht gestattet wird. Wird erst unterwegs wahrgenommen, daß ein Reisender zu den vorstehend bezeichneten Personen gehört, so muß er an der nächsten Station, sofern kein besonderes Kupee bezahlt und für ihn bereitgestellt werden kann, von der Weiterbeförderung ausgeschlossen werden. Das Fahrgeld, sowie die Gepäckfracht, werden ihm für die nicht durchfahrene Strecke ersetzt.

§ 14. Billet- und Gepäckexpeditionen. Billetkontrolle. Die vom Reisenden gelöste Fahrkarte ist auf Verlangen bei dem Eintritt in den Wartesaal, sowie beim Einsteigen in den Wagen vorzuzeigen. Während der Fahrt muß der Reisende die Fahrkarte bis zur Abnahme derselben bei sich behalten.

Der Reisende, welcher ohne gültige Fahrkarte betroffen wird, hat für die ganze von ihm zurückgelegte Strecke, und wenn die Zugangsstation nicht sofort unzweifelhaft nachgewiesen wird, für die ganze vom Zuge zurückgelegte Strecke das Doppelte des gewöhnlichen Fahrpreises, mindestens aber den Betrag von 6 Mark zu entrichten. Derjenige Reisende jedoch, welcher in einen Personenwagen einsteigt und gleich beim Einsteigen unaufgefordert dem Schaffner oder Zugführer meldet, daß er wegen Verspätung keine Fahrkarte mehr habe lösen können, hat, wenn er überhaupt noch zur Mitfahrt zugelassen wird, worauf er keinen Anspruch hat, einen um 1 Mark erhöhten Fahrpreis zu zahlen.

Wer die sofortige Zahlung verweigert, kann ausgesetzt werden.

§ 15. Einsteigen in die Wagen. Das Zeichen zum Einsteigen in die Wagen wird durch zwei unterschiedene Schläge auf die Glocke gegeben.

§ 16. Versäumung der Abfahrtszeit. Nachdem das Abfahrtszeichen durch die Dampfpfeife der Lokomotive gegeben, kann niemand mehr zur Mitreise zugelassen werden. Jeder Versuch zum Einsteigen und jede Hilfeleistung dazu, nachdem die Wagen in Bewegung gesetzt sind, ist verboten und strafbar.

Dem Reisenden, welcher die Abfahrtszeit versäumt hat, steht ein Anspruch weder auf Rückerstattung des Fahrgeldes, noch auf irgend eine andere Entschädigung zu.

Demselben ist jedoch gestattet, auf Grund der gelösten Fahrkarte mit einem am nämlichen oder nächstfolgenden Tage nach der Bestimmungsstation abgehenden, zu keinem höheren Tarifsatze fahrenden Zuge zu reisen, sofern er seine Fahrkarte ohne Verzug dem Stationsvorstand vorlegt und mit einem Vermerk über die verlängerte Gültigkeit versehen läßt.

Eine Verlängerung der für Rückfahrkarten, sowie für Fahrkarten zu Rundreisen und Vergnügungszügen festgesetzten Frist wird hierdurch nicht herbeigeführt.

§ 17. Verhalten auf den Zwischenstationen. Wer auf den Zwischenstationen seinen Platz verläßt, ohne denselben zu belegen, muß sich, wenn derselbe inzwischen anderweitig besetzt ist, mit einem anderen Platze begnügen.

§ 18. Außergewöhnliches Anhalten auf freier Bahn. Sollte wegen eingetretener Hindernisse außerhalb einer Station längere Zeit angehalten werden müssen, so ist ein Aussteigen der Reisenden nur dann gestattet, wenn der Zugführer die ausdrückliche Bewilligung dazu erteilt. Die Reisenden müssen sich dann sofort von dem Bahngeleise entfernen, auch auf das erste Zeichen mit der Dampfpfeife ihre Plätze wieder einnehmen.

Das Zeichen zur Weiterfahrt wird durch ein dreimaliges Ertönen der Dampfpfeife gegeben. Wer beim dritten Ertönen der Dampfpfeife noch nicht wieder eingestiegen ist, geht des Anspruchs auf die Mitreise verlustig.

§ 19. Verhalten während der Fahrt und beim Ein- und Aussteigen. Während der Fahrt darf sich niemand seitwärts aus dem Wagen biegen, gegen die Thür anlehnen oder auf die Sitze treten.

Auf Verlangen auch nur eines Reisenden müssen die Fenster auf der Windseite geschlossen werden.

Die Reisenden dürfen zum Ein- und Aussteigen die Wagenthüren nicht selbst öffnen; sie müssen vielmehr das Öffnen dem Dienstpersonal überlassen und dürfen nicht ein- und aussteigen, bevor der Zug völlig stillsteht.

Jeder Reisende muß sich entfernt von den Fahrgeleisen und Maschinen halten, und niemand darf den Bahnhof in einer andern als der angewiesenen Richtung verlassen.

§ 20. Beschädigung der Wagen. Für Zertrümmern von Fenstern besteht eine Entschädigungstaxe und werden die darin festgesetzten Beträge durch das Dienstpersonal von dem Schuldigen sofort eingezogen. Dieser darf jedoch Vorzeigung der Taxe verlangen. Auch ist die Eisenbahnverwaltung befugt, für Beschmutzen des Innern der Wagen, Zerreißen der Gardinen u. s. w. eine Entschädigung zu fordern und von dem Schuldigen sofort einziehen zu lassen.

Die Entschädigung für zertrümmerte Fenster wird wie folgt festgesetzt:

	Thürfenster.	Seitenfenster
in I. Wagenklasse	3,00 ℳ	2,00 ℳ
„ II. „	2,50 „	1,50 „
„ III. „	2,00 „	1,50 „
„ IV. „	2,00 „	2,00 „

§ 21. Verspätung der Züge. Unterbrechung der Fahrt. Verspätete Abfahrt



oder Ankunft der Züge begründen keinen Anspruch gegen die Eisenbahnverwaltung.

Eine ausgefallene oder unterbrochene Fahrt berechtigt nur zur Rückforderung des für die nicht durchfahrene Strecke gezahlten Fahrgeldes.

Wird jedoch infolge einer nicht durch höhere Gewalt herbeigeführten Verspätung der Ankunft eines Zuges der Anschluß an einen andern Zug versäumt, so ist dem mit durchgehender Fahrkarte versehenen Reisenden nach erbrachtem Nachweise, daß er mit dem nächsten zurückführenden Zuge ununterbrochen zur Abgangsstation zurückgekehrt ist, der bezahlte Preis für die Hinreise, sowie der Preis der Rückreise in der auf der ersteren benutzten Wagenklasse zu erstatten.

Der Reisende ist jedoch zur Wahrung des desfallsigen Anspruchs verpflichtet, denselben unter Vorlegung seiner Fahrkarte sogleich nach Ankunft des verspäteten Zuges dem Stationsvorstand anzumelden. Letzterer hat hierüber, der Stationsvorstand der Abgangsstation über die Zeit der Rückkunft eine Bescheinigung zu erteilen.

Wenn Naturereignisse oder andere Hindernisse die Fahrt auf einer Strecke der Bahn unzulässig machen, so muß für die Weiterbeförderung bis zur fahrbaren Strecke mittels anderer Fahrgelegenheiten nach Thunlichkeit so lange gesorgt werden, bis für jeden einzelnen Fall eine besondere Anordnung getroffen sein wird. Die Reisenden können jedoch nicht verlangen, daß die Weiterbeförderung mittels anderer Fahrgelegenheiten als die für die Fahrt auf der Eisenbahn erlegten Gebühren von letzterer besorgt werde.

Betriebsstörungen und Zugverspätungen sind auf den Stationen durch Anschlag an einer dem Publikum leicht zugänglichen Stelle in deutlich erkennbarer Weise sofort bekannt zu machen.

§ 22. **Mitnahme von Hunden 2c. Tabakrauchen. Mitnahme feuergefährlicher Gegenstände.** Hunde und andere Tiere dürfen in den Personenwagen nicht mitgeführt werden. Ausgenommen hiervon sind jedoch kleine Hunde, welche auf dem Schoße getragen werden, sofern gegen deren Mitnahme von den Mitreisenden desselben Kupees Einspruch nicht erhoben wird.

Das Tabakrauchen ist in allen Wagenklassen gestattet; in der 1. Wagenklasse jedoch nur unter Zustimmung aller in demselben Kupee Mitreisenden, insofern nicht besondere Rauch-Kupees dieser Klasse im Zuge vorhanden sind. In jedem Personenzuge müssen Kupees zweiter und wo thunlich auch dritter Klasse für Nichtraucher vorhanden sein. Die Tabakspfeifen müssen mit Deckeln versehen sein.

Feuergefährliche Gegenstände, sowie alles Gepäck, welches Flüssigkeiten und andere Gegenstände enthält, die auf irgend eine Weise Schaden verursachen können, insbesondere geladene Gewehre, Schießpulver, leicht entzündbare Präparate und andere Sachen gleicher Eigenschaft, dürfen in den Personenwagen nicht mitgenommen werden. Das Eisenbahn-Dienstpersonal ist berechtigt, sich in dieser Beziehung die nötige Überzeugung zu verschaffen. Der Zuwiderhandelnde haftet für allen aus der Übertretung des obigen Verbots an dem fremden Gepäck oder sonst entstehenden Schaden und verfällt außerdem in die durch das Bahnpolizei-Reglement bestimmte Strafe.

Jägern und im öffentlichen Dienste stehenden Personen ist jedoch die Mitführung der Handmunition gestattet.

Der Lauf eines mitgeführten Gewehres muß nach oben gehalten werden.

Jagdhunde können ausnahmsweise in Kupees III. Klasse mitgenommen werden, wenn dieselben ausschliefslich mit den Besitzern der Hunde oder andern in ihrer Gesellschaft befindlichen Personen besetzt sind. Sowohl für Schofshunde als für Jagdhunde mufs eine Fahrkarte gelöst und derselbe tarifmäfsige Beförderungspreis wie bei Beförderung von Hunden in abgesonderten Behältnissen entrichtet werden, nämlich 1,5 Pf. für das Kilometer, mindestens 0,10 M.

In den Abteilungen für Damen und Nichtraucher darf nicht geraucht werden.

§ 23. **Ausschluß trunkener oder renitenter Personen von der Fahrt.** Wer die vorgeschriebene Ordnung nicht beobachtet, sich den Anordnungen des Dienstpersonals nicht fügt, oder sich unanständig benimmt, wird ohne Anspruch auf den Ersatz des bezahlten Fahrgeldes von der Mit- und Weiterreise ausgeschlossen. Namentlich dürfen trunkene Personen zum Mitfahren und zum Aufenthalte in den Wartesälen nicht zugelassen und müssen ausgewiesen werden, wenn sie unbemerkt dazu gelangten.

Erfolgt die Ausweisung unterwegs, oder werden die betreffenden Personen zurückgewiesen, nachdem sie ihr Gepäck bereits der Expedition übergeben haben, so haben sie keinen Anspruch darauf, daß ihnen dasselbe anderswo, als auf der Station, wohin es expediert worden, wieder verabfolgt wird.



Münztabelle.

Staaten.	Münzeinheiten.	Deutsche Reichswährung nach dem durchschnittlichen Tageskurse M.	Pf.
Belgien	1 Frank = 100 Centimes	—	81
Dänemark	1 Krone = 100 Öre	1	12,5
Deutsches Reich	1 Mark = 100 Pfennig	1	—
Frankreich	1 Frank = 100 Centimes	—	81
Griechenland	1 Drachma = 100 Lepta = 1 Frank	—	81
Großbritannien und Irland	1 Pfund Sterling = 20 Schilling zu 12 Pence	20	40
Italien	1 Lira = 100 Centesimi	—	81
Luxemburg	1 Frank = 100 Centimes	—	81
Niederland	1 Gulden = 100 Cents	1	70
Österreich und Liechtenstein	1 Gulden österr. W. = 100 Kreuzer Silber oder Papier	1	70
Portugal	1 Milreïs = 1000 Reïs	4	50
Rumänien	1 Piaster	—	30
	1 Leu zu 100 Ban Para	—	81
Rußland	1 Papier(Silber)-Rubel = 100 Kopeken	1	77
	1 Goldrubel	3	20
Schweden und Norwegen	1 Krone = 100 Öre	1	12,5
Schweiz	1 Frank = 100 Centimes (Rappen)	—	81
Spanien	1 Peseta = 100 Cents	—	81
	1 Duro = 20 Reales	4	14
	1 Piaster = 100 Cents	4	—
	100 spanische Realen	21	—
Türkei	1 Piaster = 40 Para zu 3 Kurant-Asper	—	18
Vereinigte Staaten von Nordamerika	1 Dollar = 100 Cents	4	25

Wegemaße.

1 dänische Meile	= 7,532	km
1 englische Meile	= 1,609	"
1 Seemeile aller Nationen	= 1,852	"
1 französische Seemeile (= 3 Seemeilen)	= 5,556	"
1 niederländische Uur. (= 3 Seemeilen)	= 5,556	"
1 norwegische Meile	= 11,295	"
1 russische Werst	= 1,067	"
1 schwedische Meile	= 10,688	"
1 geographische Meile	= 7,420	"
1 Grad des Äquators = 15 geographische Meilen	= 111,307	"



Zeitvergleichungstafel.

Um 12 Uhr mittags in Berlin zeigt die Uhr in:

Aachen . .	11.31 V.	Hamburg .	11.46 V.	Neapel . .	12. 8 N.
Alexandria .	1. 6 N.	Hongkong .	6.43 N.	New York .	6.10 V.
Amsterdam .	11.26 V.	Kairo . .	1.11 N.	Odessa . .	1. 9 N.
Antwerpen .	11.24 V.	Kalkutta . .	5.— N.	Ostende . .	11.18 V.
Basel . .	11.36 V.	Karlsruhe .	11.40 V.	Paris . .	11.16 V.
Batavia . .	6.13 N.	Kassel . .	11.44 V.	Philadelphia	6. 6 V.
Bern . . .	11.36 V.	Köln a. R. .	11.34 V.	Prag . .	12. 4 N.
Bombay . .	3.58 N.	Königsb. i. Pr.	12.28 N.	Riga . .	12.43 N.
Bordeaux .	11. 4 V.	Konstantinopel	1. 2 N.	Rio de Janeiro	8.14 V.
Bremen . .	11.41 V.	Kopenhagen.	11.57 V.	Rom . . .	11.56 V.
Breslau . .	12.15 N.	Leipzig . .	11.56 V.	San Francisco	2.56 V.
Brüssel . .	11.24 V.	Lissabon . .	10.30 V.	St. Petersburg	1. 8 N.
Budapest .	12.23 N.	London . .	11. 6 V.	Stettin . .	12. 5 N.
Bukarest . .	12.52 N.	Lyon . . .	11.26 V.	Stockholm .	12.19 N.
Christiania .	11.49 V.	Madrid . .	10.52 V.	Straßburg .	11.37 V.
Danzig . .	12.21 N.	Mailand . .	11.43 V.	Stuttgart .	11.43 V.
Dresden . .	12. 1 N.	Mannheim .	11.40 V.	Triest . .	12. 2 N.
Florenz . .	11.51 V.	Marseille .	11.28 V.	Warschau .	12.31 N.
Frankf. a. M.	11.41 V.	Metz . . .	11.32 V.	Wien . . .	12.12 N.
Genf . . .	11.31 V.	Moskau . .	1.37 N.	Yokohama .	8.25 N.
Gothenburg .	11.55 V.	München .	11.53 V.	Zürich . .	11.41 V.

Die hundert größten Städte des Deutschen Reiches

nach der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1885.

Berlin . .	1 315 287	Aachen . . .	95 725	München-Glad-	
Hamburg . .	305 690	Krefeld . . .	90 236	bach	44 230
Breslau . .	299 640	Braunschweig .	85 174	Münster i. W.	44 060
München . .	261 981	Halle a. S.	81 982	Liegnitz . . .	43 347
Dresden . .	246 086	Dortmund . .	78 435	Plauen . . .	42 848
Leipzig . .	170 340	Mülhausen i. E.	69 759	Darmstadt . .	42 794
Köln a. Rh. .	161 401	Posen . . .	68 315	Charlottenburg	42 371
Frankfurt a. M.	154 513	Augsburg . .	65 905	Freiburg i. B.	41 340
Königsberg i. P.	151 151	Mainz . . .	65 852	Bochum . . .	40 767
Magdeburg mit		Essen	65 064	Rostock . . .	39 356
Neustadt . .	143 471	Kassel . . .	64 083	Zwickau . . .	39 243
Hannover . .	139 731	Mannheim . .	61 273	Elbing . . .	38 278
Stuttgart . .	125 901	Karlsruhe . .	61 066	Bromberg . .	36 294
Bremen . .	118 395	Erfurt . . .	58 386	Regensburg . .	36 093
Düsseldorf . .	115 190	Görlitz . . .	55 702	Bonn . . .	35 989
Danzig . . .	114 805	Wiesbaden . .	55 454	Osnabrück . .	35 899
Nürnberg . .	114 891	Lübeck . . .	55 399	Fürth . . .	35 455
Straßburg i. E.	111 987	Würzburg . .	55 010	Bielefeld . . .	34 931
Chemnitz . .	110 817	Frankfurt a. O. .	54 085	Gera	34 152
Elberfeld . .	106 499	Metz	54 072	Halberstadt . .	34 025
Altona . . .	104 717	Kiel	51 706	Remscheid . .	33 986
Barmen . .	103 068	Potsdam . .	50 877	Ulm	33 610
Stettin . . .	99 543	Duisburg . .	47 519	Flensburg . .	33 313



Brandenburg a. H.	33 129	Stralsund	28 984	Beuthen i. O.-S.	26 484
Königshütte	32 072	Kottbus	28 249	Trier	26 126
Spandau	32 009	Gotha	27 802	Linden i. Hann.	25 570
Koblenz	31 669	Dessau	27 766	Mühlhausen i. Th.	25 141
Offenbach	31 528	Heilbronn	27 758	Mülheim a. Rh.	24 979
Schwerin	31 528	Pforzheim	27 201	Landsberg a. W.	24 893
Bamberg	31 521	Guben	27 091	Mülheim a. R.	24 465
Kaiserslautern	31 449	Nordhausen	27 083	Hanau	24 377
Hagen i. W.	29 614	Freiberg i. Sachs.	27 042	Thorn	23 906
Hildesheim	29 386	Heidelberg	26 928	Witten	23 879
Altenburg	29 110	Kolmar i. Els.	26 537	Schweidnitz	23 669

Statistische Notizen über Bevölkerung des Deutschen Reichs.

Die Bevölkerung nach Altersklassen.

Nach fünf = bezw. zehnjährigen Altersklassen verteilte sich die Bevölkerung des Deutschen Reichs am 1. Dezember 1885 folgender Art:

unter 5 Jahre alt	6 030 939	Personen	30—40 Jahre	5 940 122	Personen.
5—10 " "	5 546 023	"	40—50 "	4 955 460	"
10—15 " "	4 992 771	"	50—60 "	3 618 905	"
15—20 " "	4 437 658	"	60—70 "	2 563 034	"
20—25 " "	3 968 011	"	70—80 "	1 045 580	"
25—30 " "	3 554 746	"	80 u. mehr	202 455	"

Die Bevölkerung nach dem Familienstande.

Am 1. Dezember 1885 befanden sich von der ortsanwesenden Bevölkerung im Deutschen Reich:

	männliche	weibliche	zusammen	in Proz.
Ledige	14 249 297	13 895 459	28 144 756	60,1
Verheiratete	7 910 620	7 944 444	15 855 064	33,8
Verwitwete	750 884	2 037 206	2 788 090	6,0
Geschiedene	22 863	44 931	67 794	0,1

Die Bevölkerung nach dem Religionsbekenntnis.

Nach den Konfessionen verteilte sich die Bevölkerung auf Grund der Zählung vom 1. Dezember 1885 folgendermaßen:

Evangelische	29 369 847	=	62,7 %
Katholiken	16 785 734	=	35,8 "
Andere Christen	125 673	=	0,3 "
Israeliten	563 172	=	1,2 "
Bekenner anderer Religionen	203	=	0,0 "
Personen ohne oder mit unbestimmter Religionsangabe	11 075	=	0,0 "



Zinstabelle.

Kapital.	3 Prozent.						3½ Prozent.						4 Prozent.			
	jährlich		monatlich		täglich		jährlich		monatlich		täglich		jährlich		monatlich	
Mark	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.
1	—	3	—	0,25	—	0,01	—	3,5	—	0,29	—	0,01	—	4	—	0,33
2	—	6	—	0,5	—	0,02	—	7	—	0,58	—	0,02	—	8	—	0,67
3	—	9	—	0,75	—	0,03	—	10,5	—	0,88	—	0,03	—	12	—	1
4	—	12	—	1	—	0,03	—	14	—	1,17	—	0,04	—	16	—	1,33
5	—	15	—	1,25	—	0,04	—	17,5	—	1,46	—	0,05	—	20	—	1,67
6	—	18	—	1,5	—	0,05	—	21	—	1,75	—	0,06	—	24	—	2
7	—	21	—	1,75	—	0,06	—	24,5	—	2,04	—	0,07	—	28	—	2,33
8	—	24	—	2	—	0,07	—	28	—	2,33	—	0,08	—	32	—	2,67
9	—	27	—	2,25	—	0,08	—	31,5	—	2,63	—	0,09	—	36	—	3
10	—	30	—	2,5	—	0,08	—	35	—	2,92	—	0,1	—	40	—	3,33
20	—	60	—	5	—	0,16	—	70	—	5,83	—	0,19	—	80	—	6,67
30	—	90	—	7,5	—	0,24	1	5	—	8,75	—	0,29	1	20	—	10
40	1	20	—	10	—	0,33	1	40	—	11,67	—	0,39	1	60	—	13,33
50	1	50	—	12,5	—	0,41	1	75	—	14,58	—	0,49	2	—	—	16,67
60	1	80	—	15	—	0,5	2	10	—	17,5	—	0,58	2	40	—	20
70	2	10	—	17,5	—	0,58	2	45	—	20,42	—	0,68	2	80	—	23,33
80	2	40	—	20	—	0,67	2	80	—	23,33	—	0,78	3	20	—	26,67
90	2	70	—	22,5	—	0,75	3	15	—	26,25	—	0,88	3	60	—	30
100	3	—	—	25	—	0,83	3	50	—	29,17	—	0,97	4	—	—	33,33
200	6	—	—	50	—	1,67	7	—	—	58,33	—	1,94	8	—	—	66,67
300	9	—	—	75	—	2,5	10	50	—	87,5	—	2,92	12	—	1	—
400	12	—	1	—	—	3,33	14	—	1	16,67	—	3,89	16	—	1	33,33
500	15	—	1	25	—	4,16	17	50	1	45,83	—	4,86	20	—	1	66,67
600	18	—	1	50	—	5	21	—	1	75	—	5,83	24	—	2	—
700	21	—	1	75	—	5,83	24	50	2	4,17	—	6,81	28	—	2	33,33
800	24	—	2	—	—	6,67	28	—	2	33,33	—	7,78	32	—	2	66,67
900	27	—	2	25	—	7,5	31	50	2	62,5	—	8,15	36	—	3	—
1000	30	—	2	50	—	8,33	35	—	2	91,67	—	9,72	40	—	3	33,33
2000	60	—	5	—	—	16,67	70	—	5	83,33	—	19,44	80	—	6	66,67
3000	90	—	7	50	—	25	105	—	8	75	—	29,17	120	—	10	—
4000	120	—	10	—	—	33,33	140	—	11	66,67	—	38,89	160	—	13	33,33
5000	150	—	12	50	—	41,66	175	—	14	58,33	—	48,61	200	—	16	66,67
6000	180	—	15	—	—	50	210	—	17	50	—	58,33	240	—	20	—
7000	210	—	17	50	—	58,33	245	—	20	41,67	—	68,06	280	—	23	33,33
8000	240	—	20	—	—	66,67	280	—	23	33,33	—	77,78	320	—	26	66,67
9000	270	—	22	50	—	75	315	—	26	25	—	87,5	360	—	30	—
10 000	300	—	25	—	—	83,33	350	—	29	16,67	—	97,22	400	—	33	33,33

Zinstabelle.

4 Proz.		4½ Prozent.						5 Prozent.						Kapital.
täglich		jährlich		monatlich		täglich		jährlich		monatlich		täglich		
M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	M.	Pf.	Mark
—	0,01	—	4,5	—	0,38	—	0,01	—	5	—	0,42	—	0,01	1
—	0,02	—	9	—	0,75	—	0,03	—	10	—	0,83	—	0,03	2
—	0,03	—	13,5	—	1,13	—	0,04	—	15	—	1,25	—	0,04	3
—	0,04	—	18	—	1,5	—	0,05	—	20	—	1,67	—	0,06	4
—	0,06	—	22,5	—	1,88	—	0,06	—	25	—	2,08	—	0,07	5
—	0,07	—	27	—	2,25	—	0,08	—	30	—	2,5	—	0,08	6
—	0,08	—	31,5	—	2,63	—	0,09	—	35	—	2,92	—	0,1	7
—	0,09	—	36	—	3	—	0,1	—	40	—	3,33	—	0,11	8
—	0,1	—	40,5	—	3,38	—	0,11	—	45	—	3,75	—	0,13	9
—	0,11	—	45	—	3,75	—	0,13	—	50	—	4,17	—	0,14	10
—	0,22	—	90	—	7,5	—	0,25	1	—	—	8,33	—	0,28	20
—	0,33	1	35	—	11,25	—	0,38	1	50	—	12,5	—	0,42	30
—	0,44	1	80	—	15	—	0,5	2	—	—	16,67	—	0,56	40
—	0,56	2	25	—	18,75	—	0,63	2	50	—	20,83	—	0,69	50
—	0,67	2	70	—	22,5	—	0,75	3	—	—	25	—	0,83	60
—	0,78	3	15	—	26,25	—	0,88	3	50	—	29,17	—	0,97	70
—	0,89	3	60	—	30	—	1	4	—	—	33,33	—	1,11	80
—	1	4	5	—	33,75	—	1,13	4	50	—	37,5	—	1,25	90
—	1,11	4	50	—	37,5	—	1,25	5	—	—	41,67	—	1,39	100
—	2,22	9	—	—	75	—	2,5	10	—	—	83,33	—	2,78	200
—	3,33	13	50	1	12,5	—	3,75	15	—	1	25	—	4,17	300
—	4,44	18	—	1	50	—	5	20	—	1	66,67	—	5,56	400
—	5,56	22	50	1	87,5	—	6,25	25	—	2	8,33	—	6,94	500
—	6,67	27	—	2	25	—	7,5	30	—	2	50	—	8,33	600
—	7,78	31	50	2	62,5	—	8,75	35	—	2	91,67	—	9,72	700
—	8,89	36	—	3	—	—	10	40	—	3	33,33	—	11,11	800
—	10	40	50	3	37,5	—	11,25	45	—	3	75	—	12,5	900
—	11,11	45	—	3	75	—	12,5	50	—	4	16,67	—	13,89	1000
—	22,22	90	—	7	50	—	25	100	—	8	33,33	—	27,78	2000
—	33,33	135	—	11	25	—	37,5	150	—	12	50	—	41,67	3000
—	44,44	180	—	15	—	—	50	200	—	16	66,67	—	55,56	4000
—	55,56	225	—	18	75	—	62,5	250	—	20	83,33	—	69,44	5000
—	66,67	270	—	22	50	—	75	300	—	25	—	—	83,33	6000
—	77,78	315	—	26	25	—	87,5	350	—	29	16,67	—	97,22	7000
—	88,89	360	—	30	—	1	—	400	—	33	33,33	1	11,11	8000
1	—	405	—	33	75	1	12,5	450	—	37	50	1	25	9000
1	11,11	450	—	37	50	1	25	500	—	41	66,67	1	38,89	10 000

Anekdoten.

Aus der Kinderstube.

Fritzchen: „Mama, wer bringt denn dem Kaiser die Kinder?" — Mutter: „Nun, natürlich auch der Klapperstorch!" — Fritzchen: „Mama, wird denn der Klapperstorch auch Hoflieferant?!"



Dann freilich.

„Die wilden Hühner, die du von der Jagd mitgebracht hast, liebes Männchen, sehen garnicht anders wie zahme aus." — „Na, laß nur, wenn du sie zubereitest, wie du es im Pensionat gelernt hast, werden sie schon wild werden."

Schöne Übereinstimmung.

Offizier: „Ach! Das Studentenleben hat doch einen ganz eigenartigen Zauber. Ich wollt', ich hätte studiert!" — Student (seufzend): „Ich auch!"

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben des Daheim-Kalenders 1889.

Seite 104:

1. Arithmetische Aufgabe: Man muß die Zahl 61 dreimal, die Zahl 71 sechszehnmal, die Zahl 88 dreimal streichen.
2. Rätsel: „Mars — Amor = Marmor."
3. Zweisilbige Scharade: „Mondschein."
4. Bilderrätsel: „Finanzminister."

Seite 190:

1. Bilderrätsel: „Nächtliches Firmament."
2. Arithmetische Aufgabe: Die drei Summanden sind: 1876. 10. 3.
3. Dreisilbige Scharade: „Weibertreu."
4. Rätsel: „Bauer—Braue--Braut".
5. Zweisilbige Scharade: „Mißwachs."
6. Dreisilbige Scharade: „Leibspeise."

Seite 232:

1. Bilderrätsel: „Herrnhuter Gemeinde."
2. Dreisilbige Scharade: „Taschendieb."
3. Rätsel: „Bar — Barbar — Ossa — Barbarossa."
4. Zweisilbige Scharade: „Sternbild."
5. Rätsel: „Maifest — Manifest."

Seite 288:

1. Kapselrätsel: „Elisabeth."
   1) eine Vaterhand = Eva.
   2) sternenhellen Au = Lenau.
   3) Stille ruhten = Iller.
   4) Gletscher entschmelzen = Schere.
   5) sank erdwärts = Anker.
   6) Laub und = Bund.
   7) trübe Scheiben = Esche.
   8) Pyramidengestalten der = Tender.
   9) gleich einem = Heine.
2. Viersilbige Scharade: „Niederlage."

Seite 300:

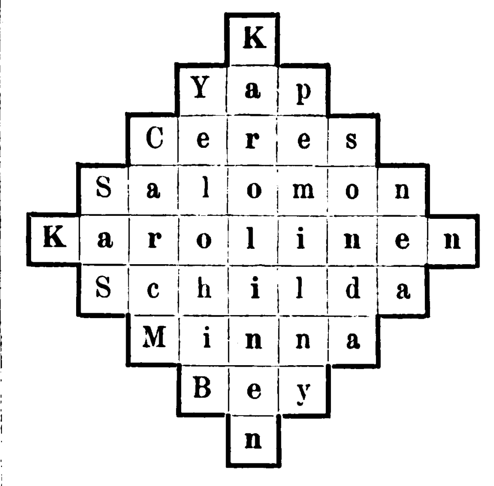
1. Arithmogriph:

R	e	d	w	i	t	z
E	u	g	e	n	i	e
D	e	t	m	o	l	d
W	r	a	n	g	e	l
I	r	a	w	a	d	i
T	e	r	z	e	t	t
Z	e	d	l	i	t	z

2. Magisches Buchstabenquadrat:

S	T	O	L	A
T	u	r	a	n
O	r	e	s	t
L	a	s	s	o
A	n	t	o	n

3. Diamanträtsel:



				K				
			Y	a	p			
		C	e	r	e	s		
	S	a	l	o	m	o	n	
K	a	r	o	l	i	n	e	n
	S	c	h	i	l	d	a	
		M	i	n	n	a		
			B	e	y			
				n				

4. Homonym: „Abt."

Seite 309:

1. Bilderrätsel: „Schulkamerad."
2. Zweisilbige Scharade: „Faustrecht."
3. Ergänzungsrätsel:

Was du gründlich verstehst, das mache,
Was du gründlich erfuhrst, das sprich,
Bist du ein Meister im eigenen Fache,
Schmäht kein Schweigen im fremden dich,
Das Reden von allem magst du gönnen
Denen, die selbst nichts machen können.
(E. Geibel.)

4. Viersilbige Scharade: „Augenweide."

Auflösungen der Aufgaben und Rätsel des Daheim-Kalenders 1890.

Seite 90:

1. Zweisilbige Scharade: „Steinbock, Steinblock."
2. Zahlenrätsel: „Coblenz"
   Oboe — Lenz — Elbe — Leo
   Lob — Zoll — Zobel — Enz
3. Zweisilbige Scharade: „Goldschaum."
4. Kreuzrätsel:

M	A	N	F	R	E	D
D	o	n	J	u	a	n
H	u	n	d	i	n	g
F	i	d	e	l	i	o
Z	e	r	l	i	n	e
J	u	p	i	t	e	r
H	e	r	o	d	o	t

Seite 144:

1. Arithmogriph: „Unser Kaiser lebe hoch!"

U	A	M	A	M	E	P	L	B	S	H	H	W	S	T	R	L	S	H
h	n	a	r	o	i	i	i	a	e	e	a	a	c	e	e	i	c	e
l	c	s	b	z	s	n	v	s	n	r	m	g	h	g	i	o	h	k
a	o	k	e	a	a	d	i	t	e	d	l	n	w	n	h	n	i	t
n	n	a	l	r	c	a	u	e	c	e	e	e	a	e	e	e	l	o
d	a	t	a	t	k	r	s	i	a	r	t	r	b	r	r	l	l	r

2. Rätsel: „Spielzeug".
3. Dreisilbige Scharade: „Streichhölzchen."

Seite 190:

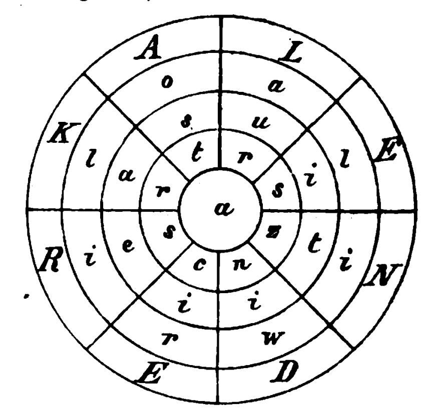
1. Dreisilbige Scharade: „Griechenland."
2. Arithmetische Aufgabe: Man muß die Zahl 15 dreimal, die Zahl 75 zwölfmal, die Zahl 90 sechsmal streichen.
3. Rätselfrage: Aus den vier Wörtern — Minne, Datum, Steg, Bücher — erhält man durch Umstellung der Buchstaben das Sprichwort:
   „Übung macht den Meister."

Seite 191:

4. Rätsel: „Strich."
5. Dreisilbige Scharade: „Plattenmönch."

Seite 212:

1. Dreisilbige Scharade: „Federzug."
2. Ringrätsel:



3. Rätsel: Kommission.
4. Zweisilbige Scharade: Jawort.

Seite 255:

1. Zifferblatträtsel:

1	2	3	4	Riga
4	5	6	7	Aida
	5	6	7	Ida
5	6	7	8	Idar
7	8	9	10	Aras
10	11	12	1	Saar
	11	12	1	Aar

Seite 256:

2. Dreisilbige Scharade: „Narrenseil."
3. Ergänzungs-Aufgabe: „Gott segne unsern Kaiser!"

Greis	Orest	Truhe	Traum
Saal	Eger	Geste	Namur
Emanuel	Ubier	Nerz	Sarras
Emeute	Rohr	Nepos	Kegel
Agram	Irade	Samos	Eloge Ruhr.

4. Zweisilbige Scharade: „Bismarck."
5. Dreisilbige Scharade: „Steinkohlen."





empfehlenswertes

Präsent und Fest-Geschenk.

Dieser **Frühstücks-** oder **Esskorb**, — eine von mir vor Jahren angeregte, an sich einfache Idee, in gefälliger, geschmackvoller Form ausgeführt und ausgestattet — hat sich schon längst allgemeine Beliebtheit bei einem grossen Publikum erworben und eignet sich, wie selten Etwas, als praktisches und gern gesehenes **Gelegenheits-Geschenk.**

Die Zusammenstellung des Inhalts geschieht unter Zugrundelegung meines Preiscourantes aller Specialitäten für Tafel und feine Küche, nach den speciellen Wünschen meiner geehrten Auftraggeber, oder auch bei Angabe des Preises nach mir gütigst zu überlassender Wahl.

Preise für einfache und feinste Arrangements:
von 6 M. bis 30 M. und darüber.

☛ Auswärtige Aufträge werden pünktlich ausgeführt ☚
☛ und sorgfältigste Verpackung garantiert. ☚

Briefe und Telegramme:

Gustav Markendorf, Leipzig.

Inhaltsverzeichnis sowie ausführlicher ***Preiscourant gratis und franco.***

Sendungen von 20 M. ab innerhalb Deutschlands Emballage- u. Porto-frei!

Geschäftsprincip der Firma Gustav Markendorf:

„Streng reellste Bedienung bei soliden Preisen".

Gustav Markendorf, Leipzig

☛ Grösstes und Ältestes ☚

Conserven-Versand-Geschäft an Private!

Gesundheits-Kaffee.

Der **Prof. an der Universität zu Leipzig, Polizeiarzt Dr. Reclam** hat sich unter anderen auch der wissenschaftlichen Untersuchung der Kaffee-Surrogate unterzogen.

An der Spitze der Zeitschrift „Gesundheit" veröffentlicht er nun folgendes Gutachten:

Der **Gesundheits-Kaffee** von Krause & Co. in Nordhausen dürfte in Deutschland wohl als das am meisten verbreitete „Surrogat" bezeichnet werden müssen, wozu die ungewöhnliche Billigkeit des Fabrikates viel beiträgt. Denn im Einzelhandel kosten gut verpackte 400 Gramm 20—25 Pfennig. Da man für eine Tasse 6 Gramm gut aufkochen lassen soll, so erhält man $66^{2}/_{3}$ Tassen aus einem Päckchen und es kostet mithin die Tasse des Getränkes noch nicht $^{1}/_{3}$ Pfennig! — Viele Personen trinken ihn noch etwas dünner, so daß dann etwa 4 Tassen erst 1 Pfennig kosten.

Die Versicherung der Verkäufer: „Dieses Fabrikat ... enthält nicht das Geringste von Kaffee" haben wir durch mikroskopische Untersuchung bestätigt gefunden; ebenso die weitere, daß das Surrogat „nur aus nahrhaften Stoffen bereitet" sei. Wir erwähnen dabei, daß wir die Mühe nicht scheuten, von verschiedenen Verkäufern derartige Päckchen zu verschiedenen Zeiten zu entnehmen, und daß wir dieselben bei der Untersuchung vollständig übereinstimmend fanden, was für gewissenhafte und gleichmäßige Herstellung ein ehrendes Zeugnis ablegt. Das Surrogat sieht dem Kaffee ähnlich, schmeckt auch so im „Aufguß", aber viel milder und stumpfer bei „Abkochung". Indessen gewöhnen sich die Trinkenden so an diesen Geschmack, daß sie ihn nach einiger Zeit dem ächten Kaffee vorziehen und kein anderes Surrogat genießen mögen. Daß dasselbe völlig unschädlich ist, unterliegt nach unserer Untersuchung keinem Zweifel. Die chemische Analyse ergab in dem verkäuflichen Pulver $90,^{21}$ % Trockensubstanz und $6,^{81}$ % Asche. Es enthalten demnach 6 Gramm des Pulvers $4,^{41}$ Gramm Trockensubstanz. — In dem mit kochendem Wasser und einmaligem Aufkochen bereiteten Getränk aus 15 Gramm Surrogat fanden sich: lösl. Extraktivstoffe $6,^{245}$ gr, — von denen: Stickstoff . $0,^{028}$ gr, (= $0,^{175}$ Proteïn), Fett . $0,^{027}$ gr, Asche . $0,^{133}$ gr sind.

Das Krause'sche Surrogat ist also ein wirklich nährendes Getränk und hat dabei eine dem Kaffee ähnliche Wirkung. — Denn die eigentliche Wirkung des Kaffee dürfte am wenigsten in dem „Coffeïn" zu suchen sein, sondern wesentlich in den „löslichen Extraktivstoffen". Enthält doch (nach J. König) der aus 15 Gramm gebrannter Kaffee-Bohnen bereitete Aufguß nur 0,26 Gramm Coffeïn, neben 2,17 Gramm Extraktivstoffen und 0,75 Gramm Stickstoff, sowie 0,61 Asche.

Der „Gesundheits-Kaffee" von Krause & Co. in Nordhausen ist also als ein gutes Surrogat zu bezeichnen und kann recht wohl an Stelle des wirklichen Kaffee genossen werden.

Allen Gesundheitsämtern und allen Hausfrauen unterbreiten wir hiermit unsern echten Gesundheits-Kaffee zur fortgesetzten Prüfung. Unser Erfolg hat viele Nachahmungen hervorgerufen. Man verlange daher in den Kaufläden unseren echten Gesundheits-Kaffee, derselbe ist nicht teurer als der nachgeahmte.

Nordhausen am Harz. ***Krause & Co.***

Proben auf Wunsch gratis und franko.



Solide und billige Bezugsquelle für Turngeräte und Hausschulbänke.

Die Chemnitzer Turn- und Feuerwehr-Geräte-Fabrik von Julius Dietrich & Hannak

in **Chemnitz** in Sachsen,
vorzüglich empfohlen **von allen turnerischen Autoritäten Deutschlands, von hohen Regierungsbehörden** und **Schulvorständen,** liefert sämmtliche

Turngeräte und vollständige Turnhallen-Ausrüstungen,

Turn- u. Spielgeräte

mit eleganten Gerüsten für Gärten etc.,

Dr. Schreber'sche Turnapparate, stellbare Haus-Schulbänke

patentiert, System Schuldir. **Holscher,** zur Geradehaltung des Körpers und Vermeidung von Rückgratsverkrümmungen. — **Obige Haus-Schulbänke, durch ihre Stellbarkeit verwendbar für alle Zeiten, sind allseitig anerkannt als die besten der existierenden.**

— Preiscourante und Prospecte gratis. —



J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Zur Anschaffung und als Geschenke für alle Freunde dieser Kartenspiele empfohlen:

Illustriertes **Buch der Patiencen.** Erstes Bändchen.	Illustriertes **Buch der Patiencen.** Neue Folge.
Illustriertes Whist-Buch.	**Illustriertes Skat-Buch.**

Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rotem Druck. — Mit zahlreichen Abbildungen.
Preis jedes Bändchens 5 Mark. — Fein gebunden. — Preis jedes Bändchens 5 Mark.

Im Verlage von **Richard Preyß** in **Augsburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich W. J. Thiersch's Briefe an einen evangelischen Geistlichen. Zum Besten seiner Amtsbrüder herausgegeben von **Friedrich Oehninger,** Pfarrer. Preis 1 M.

Das über 40 Jahre bestehende

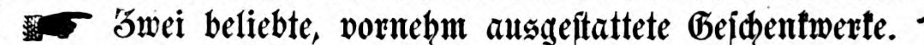
Militär-Pädagogium Dr. Killisch

bisher: **Berlin, Schönhauser-Allee 133** ist am 1. April d. J. nach:

Kötzschenbroda-Dresden

verlegt worden. — Schnelle und sichere Vorbereitung für **Fähnr.-** u. **Einjähr.-**Ex. — für **Abitur.-**Examen und alle Klassen höh. Lehranstalten.

Ausführliche Prospecte gratis und franco.





Eine Auswahl

aus den Werken deutscher religiöser Dichtung.

Herausgegeben von

Bernhard Rogge, D. theol., Kgl. Hofprediger.

Mit einem einleitenden Gedicht von Karl Gerok.

Reich mit Bildern geziert durch **W. Claudius, Professor W. Friedrich, Professor B. Plockhorst, O. Wichtendahl** und viele andere Künstler, nebst einer Heliogravüre von **Professor A. Noack.** Prachtband 12,50 M. Velin-Ausgabe 20 M.

Ein Seitenstück zu dieser beliebten, bereits in **zweiter Auflage** vorliegenden Gedichtsammlung bildet das folgende, mit vielen Abbildungen und 4 Heliogravüren geschmückte Prachtwerk, das zwar nicht in ausgesprochen christlicher Richtung verfaßt ist, dessen aufs **sorgfältigste gewählter Inhalt** aber in allen christlichen Kreisen anerkannt wird:

Im Wechsel der Tage.

Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von **Adolf Brennecke.**

Fünfte Auflage. — In reich ausgestattetem Prachtband 10 M.

Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig.

Schnell-Stenographie!

Neu umgearbeitet! Mit wenigen Regeln und 40 Schriftzeichen schreibt man über 300 Silben per Minute; **übertrifft** gewöhnliche Schrift um das Achtfache, **Stenograpbie** um 33 1/3% **an Kürze.** Die preuss. Lehrerztg. schreibt: „Sie wird den Sieg davontragen; wer eine Schnellschrift lernen will, der lerne nur diese!“ **Den Lehrgang zum Selbstunterricht** in 5 Stundeu **versendet** bei Einsendung von 1 Mark franko **der Erfinder**

A. Lehmann, Berlin, Möckernstr. 112.

„Sprachkunde sei Grundlag' Deinem Wissen,
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.“
(Rückert.)

Das geläuf. Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen des Engl. und Franz. (bei Fleiß u. Ausdauer) ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die in **36** Auflagen vervollkommn. Orig.-Unterr.-Br. nach d. Meth. Toussaint-Langenscheidt. Probebriefe à 1 M.

Langenscheidtsche Verl.-B., Berlin,
SW 11, Hallesche Str. 17. (Gegr. 1856.)

NB. Wie der Prospekt nachweist, haben viele, die nur diese Briefe (nie mündl. Unterricht) benutzten, das Examen als Lehrer des Engl u Franz. gut bestanden.


CYPRUS



Norddeutscher Lloyd

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

Schnelldampfer:
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kais. Wilh. II.

Neckar
Donau
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.

I. Von Bremen nach Newyork

wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends.

Die Schnelldampfer „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Eider", „Fulda", „Werra", „Elbe", machen die Reise von Bremen nach Newyork

in 8 bis 9 Tagen.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Galveston

(Texas)

im Frühjahr und Herbst nach Bedarf.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

Dresden
München
Karlsruhe
Stuttgart
Stettin
Lübeck
Danzig
Strauss
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Lloyd
Fulda
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Paul Fr. August
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Wegen Prospecte und genauerer Auskunft wende man sich an

den Norddeutschen Lloyd
in BREMEN.

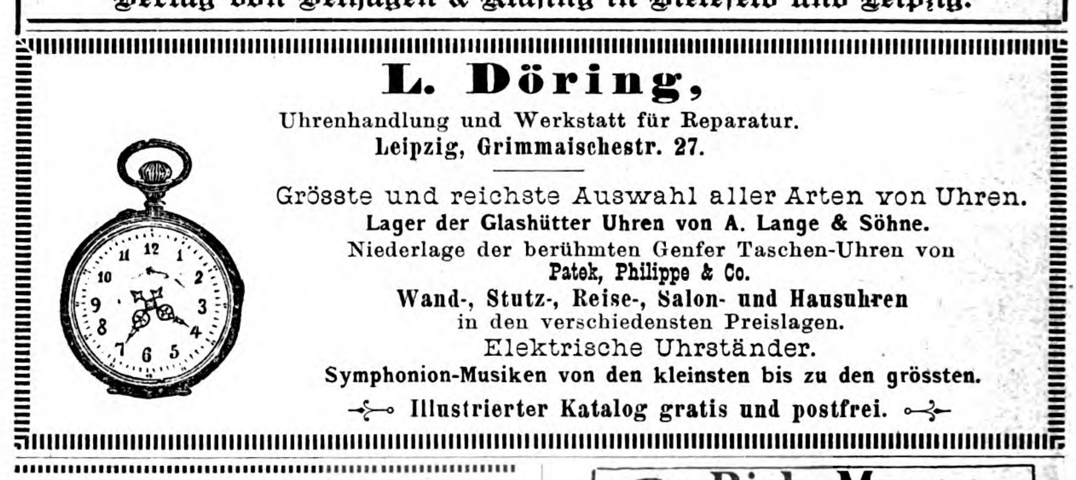
Vorrätig in jeder Buchhandlung:

Praktisches Kochbuch 29. Auflage von **Henriette Davidis.**

Mit über 1900 zuverlässigen und selbstgeprüften Rezepten, darunter 260 Rezepte und Anweisungen zur Bereitung von Kuchen und Backwerk aller Art.

Preis: In elegantem Geschenkbande 4 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.







Anerkannt bestes Putzmittel für edle und unedle Metalle.

Wurde auf allen beschickten Ausstellungen mit den **höchsten Auszeichnungen** prämiert.

Man weise **minderwertige Nachahmungen** zurück und achte beim Einkauf unseres unübertrefflichen Putzmittels **genau** auf Schutzmarke: Helm mit Anker und unserer Firma.

1000 echte Briefmarken,

worunter 200 **verschiedene**, enthaltend Japan, Hawai, Ägypten, Chile, Victoria, Türkey, Ceylon, Argentina, Cap, Java etc. liefert für nur **1 Mark**

Paul Siegert in Hamburg.

Porto (20 Pf.) extra! Casse voraus per P.-A. od. Briefm.



Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt

zu **Berlin** W., **Kaiserhof-Straße 2.**

Bedeutendste Renten-Anstalt Deutschlands. Gründungsjahr 1838.
Vermögen 74 000 000 M. 75 000 Mitglieder.

Die Versicherung sofort beginnender **fester Leibrenten** ist für alleinstehende ältere Personen das geeigneteste Mittel, ihre durch den allgemeinen Zinsrückgang geschmälerten **Einnahmen zu erhöhen.** Renten für die Lebenszeit der am längsten Lebenden von zwei Personen. Aufgeschobene Renten für jüngere Personen zur Altersversorgung. **Kapitalversicherung** auf den Erlebensfall für Kinder mit **Rückgewähr bei vorzeitigem Tode.** Daneben werden auch unbestimmt nach den Rechnungsergebnissen der einzelnen Jahre **steigende** Renten versichert.

Sparkasse empfehlenswert zur Anlage von Mündel- und Stiftungsgeldern ꝛc. Einlagen von 20—10 000 Mark. Zinsfuß 2,76, 3,—, 3,24 pCt., je nach der Höhe der Einlage und der Kündigungsfrist.

Solideste Verwaltung unter dem Schutze und der besonderen Aufsicht des Preußischen Staates. — Auskunft erteilt **Die Direktion.**

Für **Lebens-, Aussteuer- und Militairdienst-Versicherungen** versendet Drucksachen gratis die 1867 errichtete

Bremer Lebensversicherungs-Bank in Bremen

und deren Vertreter. Inaktive Offiziere, höhere Beamte und Kaufleute finden **entsprechende** Anstellung. Versicherungsbestand Ende 1888 über **neununddreissig Millionen Mark. Vermögensbestand** Ende 1888 über **fünf und eine halbe Million Mark. Prämien- und Zinsen-Einnahmen** im Jahre 1888 über **ein und eine halbe Million Mark.**




PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Jngenieur
in GÖRLITZ.







Kontor- und

Haushaltungswage.

Ohne Feder und ohne Anwendung von Gewichten. **Patentiert im In- und Auslande. Preis der 10 Kilowage M. 9,50. 20 Kilowage M. 14,50.**

Von 1 Gramm bis 10 resp. 20 Kilo empfindlich, genaueste Angabe des Gewichts von 10 zu 10 Gramm, bei 20 Kilowage von 25 zu 25 Gramm, gleiche Empfindlichkeit bei geringerer oder grösserer Belastung. Für die Güte jeder Wage leiste Garantie.

Versand innerhalb Deutschlands franko.

Joh. Telgmann, Hannover.

Bestes Putzmittel der Welt!

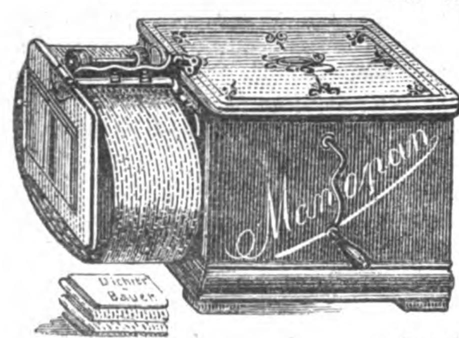


Überall vorrätig.

Man achte genau auf unsere **Firma** und **Schutzmarke!**

✚ Patent Musik Patent ✚

in allen Staaten.



Die Abbildung zeigt ein (Leierkasten) **Manopan** Das Manopan ist das vollkommenste Instrument, was bis jetzt auf dem Gebiete der Leierkästen existirt. Man kann durch Auflegen gegliederter Pappnotenblätter die größten Musikstücke abspielen, z. B. die Jubel-Ouverture, Dichter und Bauer, Potpourris, vollständige Walzer u. s. w. Tausende von Musikstücken sind bis jetzt erschienen. Das Manopan ist elegant ausgestattet und eignet sich für Salons, Gesellschaften und zum Tanzen vorzüglich. Es übertrifft auch alle andern Leierkästen in Ton und Haltbarkeit.

Preis ohne Noten:

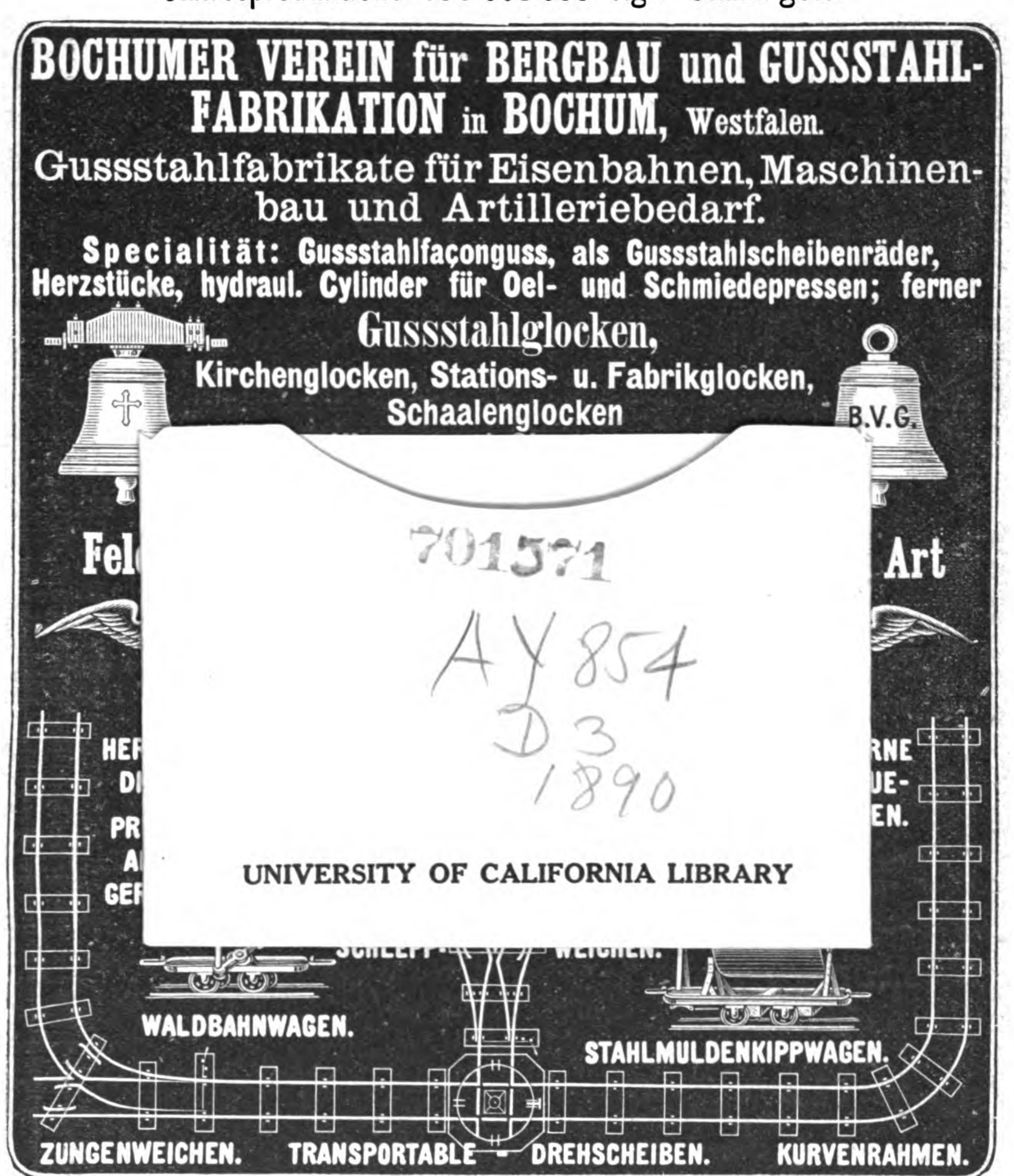
Nr. I mit 24 Metalltönen und Kiste	33 M.
Nr. II „ 36 „ „	42 „
Nr. IV „ 78 starken Harmoniumtönen und Kiste	84 „
Musikstücke, einfache, zu Nr. I und II	1 „
„ „ „ Nr. IV	1 „ 75 Pf.

Illustrierten Preiscourant nebst Notenverzeichnis sende bei Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken franco zu.

A. Zuleger, Leipzig, gegründet 1870.

Versandt per Casse oder Nachnahme. Wiederverkäufer Rabatt.

Aktien-Kapital: 15 000 000 Mark. — Arbeiterzahl: 6000—7000.
Jahresproduktion: 150 000 000 Kgr. Stahlingots.



Auf den Ausstellungen wurden dem Bochumer Verein folgende Auszeichnungen zu Teil:

I. Gewerbe-Ausstellung für Rheinland u. Westfalen in Düsseldorf 1852: **Silberne Preis-Medaille.**

II. Internationale Ausstellung in Paris 1855: **Grofse gold. Ehren-Medaille** (höchster Preis).

III. Internationale Ausstellung in London 1862: **Drei Preis-Medaillen.**

IV. Stettiner Industrie Ausstellung 1865: **Preis-Medaille.**

V. Pariser Industrie-Ausstellung 1867: **Goldene Medaille** (höchster Preis).

VI. Nordische Ausstellung in Kopenhagen 1872: **Medaille I. Klasse.**

VII. Wiener Welt-Ausstellung 1873: **Ehren-Diplom** (höchster Preis).

VIII. Internationale Jubiläums-Ausstellung in Melbourne 1888: **Zwei 1. Preise** (höchste Auszeichnung).

